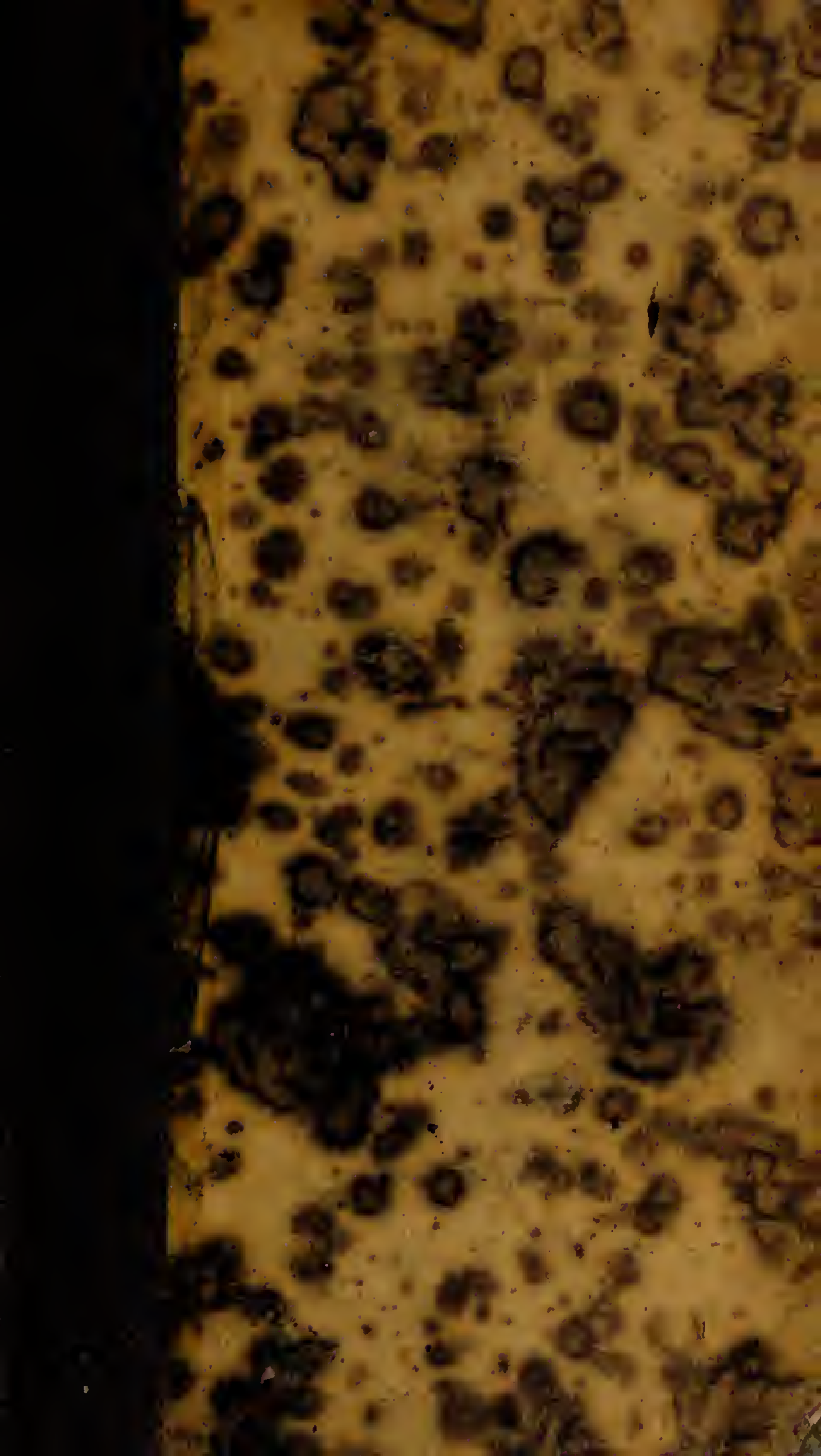
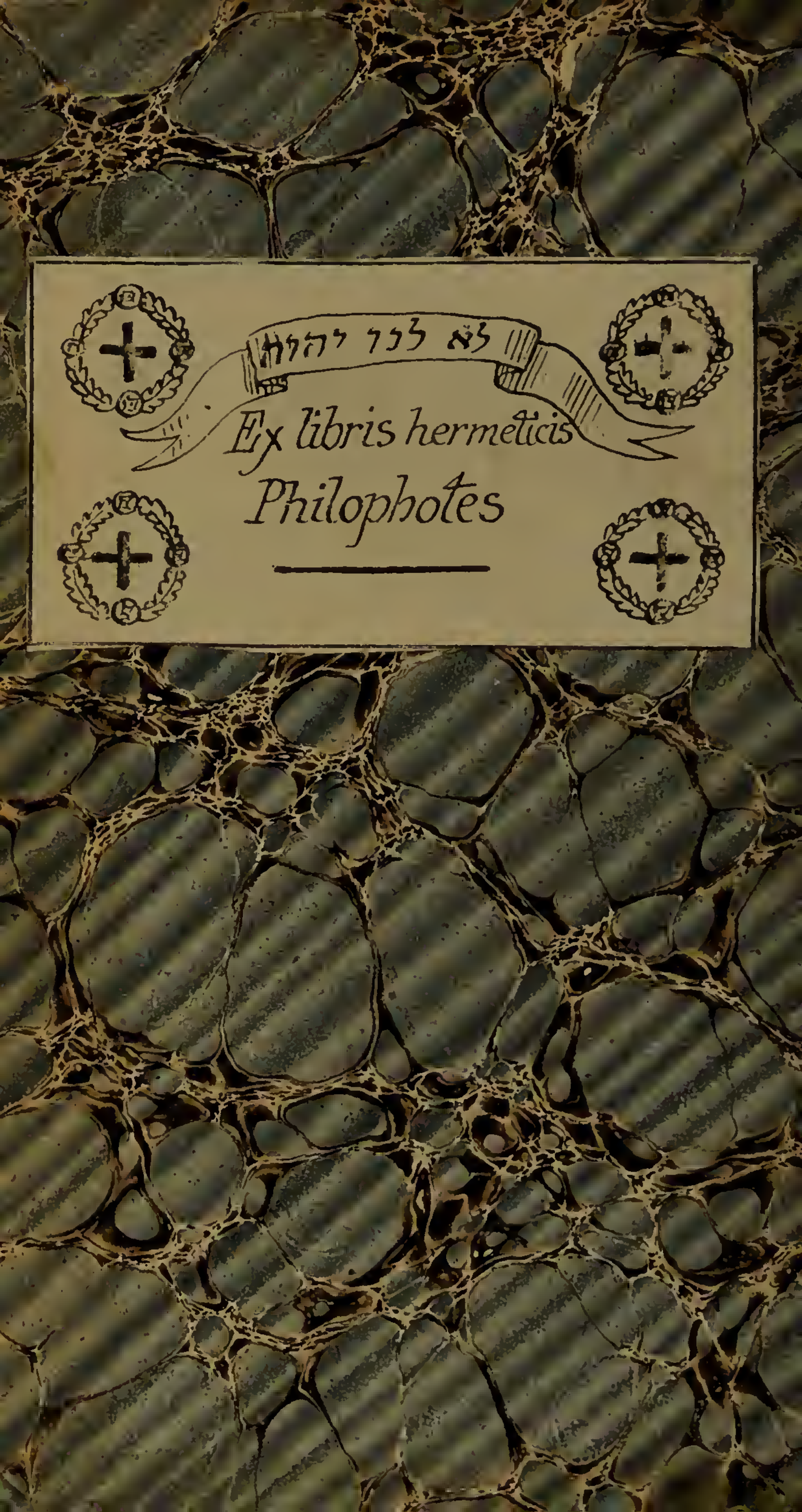
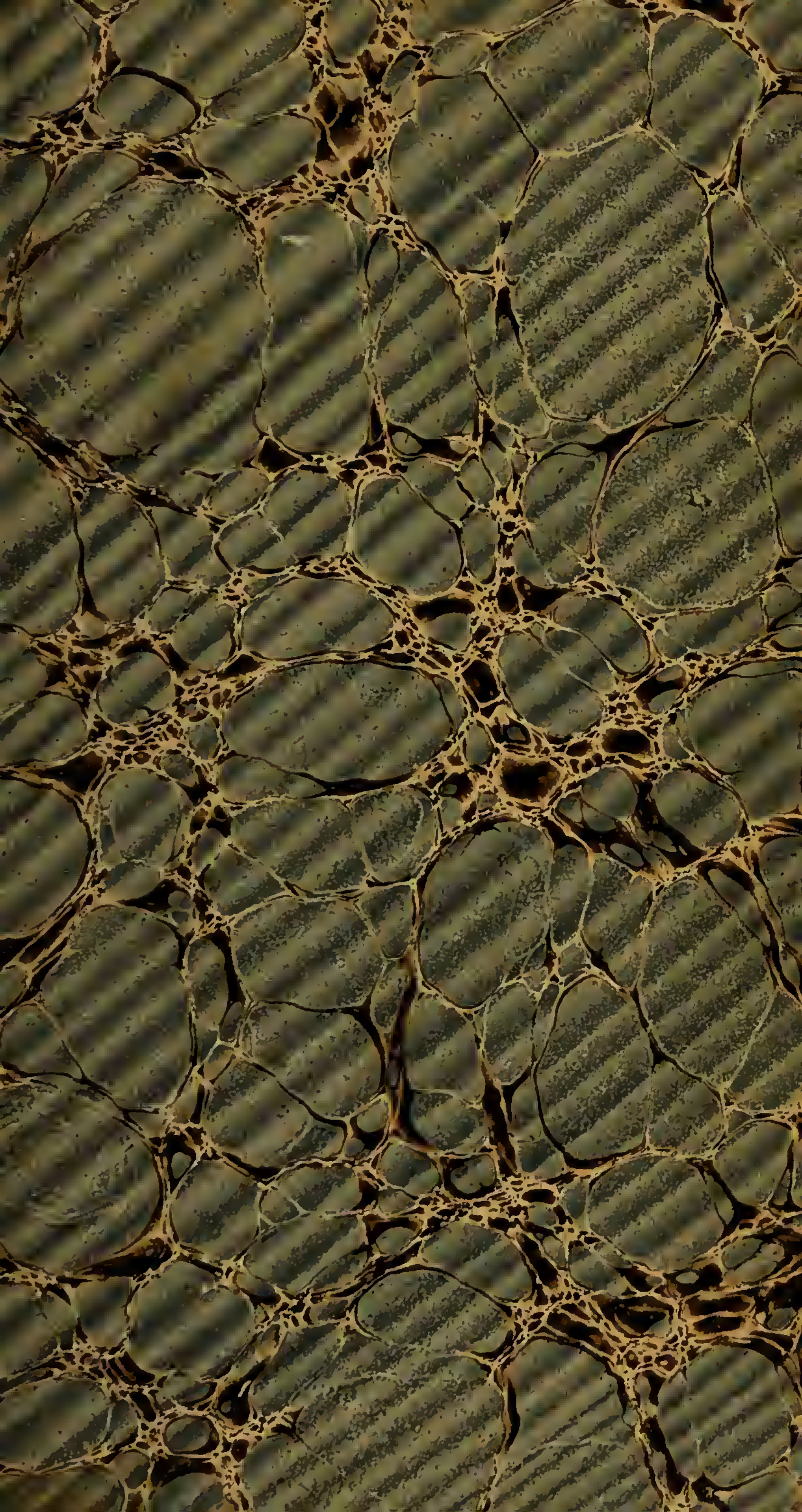



לא לנו יהוה
Ex libris hermeticis
Philophotes



Historisch-kritische

Untersuchung

der

Alchemie,

oder der eingebildeten

Goldmacherkunst;

von ihrem

Ursprunge sowohl als Fortgange, und was nun von ihr zu halten sey.

von

Johann Christian Wiegleb,

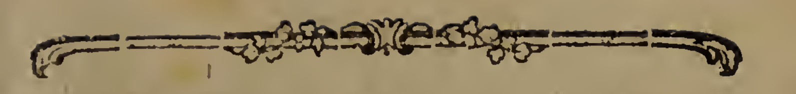
der Röm. Käyserl. Akademie der Naturforscher, und der Churmaynz. Akademie nützlicher Wissenschaften Mitgliede.

Neue Ausgabe.

Weimar,

bey Hoffmanns Wittwe und Erben.

1793.



Vorrede.

So stark ich ehedem den allgemein angenommenen chemischen Grundsätzen, von einer fast uneingeschränkten neuen Hervorbringung verschiedener Substanzen durch die chemische Kunst anhing; und so stark mir diese Meynung durch die bekannte Meyerische Lehre von einer besonders gearteten Feuermaterie bestätigt worden zu seyn schien: eben so stark war hernach der Eindruck, den ich vom Gegentheil empfand, als ich durch überzeugende Erfahrungen eines andern überführt wurde. Ich bemerkte in meinen Kunstbegriffen eine schnelle Veränderung, ein Flohr zog sich gleichsam vor meinen Augen hinweg, ich bekam mit einemmahle eine ganz neue Aussicht, und ich sahe jetzt alles aus einem ganz andern Gesichtspuncte, als

zuvor; dabey war noch das merkwürdigste, daß es mich dünkte, als ob ich jetzt richtiger sähe, als vorher. Indessen betrat ich doch schüchtern den neuen Pfad, und fieng Zweifelsvoll an zu untersuchen, nach einer alten Grundregel der chinesischen Schule: **Zweifeln ist der Anfang der Wissenschaft; wer an nichts zweifelt, prüfet nichts; wer nichts prüfet, entdecket nichts; wer nichts entdecket, ist blind und muß blind bleiben:** — je weiter ich nun fortschritt, jemehr ich auch festen Grund fand, und endlich Muth schöpfte.

Vornehmlich erkannte ich nunmehro in der Folge das Schwankende in der bekannten Erzeugungs-Hypothese, worauf man die Erscheinung verschiedner Substanzen bey den chemischen Operationen gründete. Hiernächst beobachtete ich ferner, daß sich unter unsern allgemein angenommenen chemischen Lehrbegriffen noch mancherley willkührliche und ganz falsche Sätze befänden, die sich durch keine Erfahrung bestätigten, und ich entdeckte bey angestellter Untersuchung, daß solche insgesammt aus einer allgemeinen Wurzel entsprossen waren, und mit dem angenommenen Erzeugungsbegriff,

oder der alten Meynung von der Verwandlung der Körper in andere Arten, genau zusammen hiengen. Ich erkannte also ganz deutlich, daß alle diese unrichtigen Begriffe noch ein Ueberbleibsel von den alten alchemistischen Einbildungen jener Zeiten der Unwissenheit waren, in welchen noch keine andere chemische Kunst, als das Hirngespinst, die Alchemie, vorhanden war. Von der Zeit an entschloß ich mich nun, diesen alten Irrthum auszurotten.

So gewiß ich aber von der Richtigkeit meines Urtheils überzeugt war, so schien es mir dennoch für die gute Sache bedenklich zu seyn, solchen Irrthum gerade zu bey der Wurzel anzugreifen. Ich fand es daher dem guten Endzweck gemäßer, wenn ich den Angriff behutsam und nur in der Ferne wagte, und zu allererst die gedachten falschen Aussprößlinge wegschaffte.

Zu dem Ende war ich zuerst bemüht, den alten eingewurzelten Begriff von der Entstehung der feuerbeständigen und flüchtigen alkalischen Salze, durchs Feuer oder die Fäulniß, zu entkräften, und durch überzeugende Beweise darzuthun, daß alle al-

kalische Salze ein Werk der Natur wären, sich schon wesentlich in den Körpern vorhanden befänden, und durch den bloßen Scheidungsweg daraus erlanget würden; ingleichen, daß deren eingebildete neue Erzeugung der Kunst unmöglich sey.

Wie ich nun darinn so glücklich war, meine Bemühungen von den vorzüglichsten Gelehrten unserer Zeit mit Beyfall beehret zu sehen, so glaubte ich, mir auf solche Art einen sichern Weg gebahnt zu haben, und fuhr daher in den Anmerkungen zu dem übersetzten Vogelischen chemischen Lehrbuch fort, die übrigen alten irrigen Begriffe dieser Art, von der Universalsäure und dem chemischen Protheus, der Arsenikal- oder Merkurialerde, von der Verwandlung einer Säure in die andere, von der Entstehung des Weingeists und Essigs während der Gährung, ins Licht zu stellen: weil ich aber besonders bey der Gährung für nöthig erachtete, den Begriff davon mehr zu entwickeln, so trug ich darauf solchen in einer eignen Schrift vor.

Nachdem ich auf solche Art jene Wasserreiser eines in der Wurzel faulen Baums abgeschnitten habe, so halte ich nunmehro

dafür

dafür, daß ich mit sichererm Erfolg an die Ausrottung des faulen Stammes selbst, der so lange in dem Kunstgarten schonend geduldet worden ist, die Hand anlegen kann. Ich verstehe hierunter jene lang gehegte Einbildung von der Möglichkeit einer Kunst, die unedlen Metalle in edle, nehmlich in Gold und Silber zu verwandeln, welche die Alchemie genennet wird, deren Ursprung, Fortgang und Würde ich mir nun in gegenwärtiger Schrift zu untersuchen vorgenommen habe, durch welche ich also den Plan vollende, welchen ich mir angeführtermaßen entworffen gehabt.

In den alleraltesten Zeiten war keine andere chemische Kunst bekannt, als die metallurgische Wissenschaft, oder die Kunst von der Gewinnung, Bearbeitung und Ausscheidung der Metalle aus den Erzen, und deren verschiedentliche Veränderung durch allerley Zusammenschmelzungen. Diese Arbeiten aber gaben in der Folge die Gelegenheit zu den falschen alchemistischen Begriffen der mittleren Zeit, nach welchen man glaubte, durch eine eingebildete Kunst eine uneingeschränkte Macht zu erlangen, allerley Körper nach eignem Gutdünken hervor-

zubringen und immer einen in den andern zu verwandeln; besonders aber alle unedle Metalle in Gold und Silber umzuschaffen. Daher war vor tausend und mehrern Jahren nächst der Metallurgie noch keine andere chemische Wissenschaft bekannt, als die Alchemie; wovon man sich aus Gebers und andern alten Schriften mehr überführen kann.

Als aber darauf Basilius, und nach ihm erst Paracelsus, angefangen hatten, die auf allerhand Art bearbeiteten mineralischen Körper auch zu arzeneylichen Hülfsmitteln anzuwenden, so wurde hierdurch wahrscheinlich der erste Grund zu einer Reform der Alchemie, nehmlich zu einer medicinischen Chemie, gelegt. Man pflegt zwar gemeiniglich solches dem Paracelsus zuzuschreiben; aber es ist sicher, daß Basilius, welcher Hundert Jahr vor jenem gelebt, schon in seinen Schriften die klärsten Zeugnisse von Anwendung der alchemischen Erkenntnisse auf die Arzneykunst hinterlassen hat. Weil aber damahls die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so sind dessen Schriften nur in den Handschriften liegend blieben, und also nicht allgemein bekannt worden. Da hingegen zu Paracel-

sus

sius Zeiten diese Kunst betrieben zu werden anfieng, und dieser damahls großes Aufsehen mit seinen chemischen Arzeneyen gemacht, (worzu er doch vielleicht erst auf seinen Reisen in einigen Handschriften des Basilius Veranlassung gefunden haben kann) so sind auch dessen Schriften bald nach seinem Tode gedruckt, und mithin eher öffentlich bekannt worden, als des Basilius seine. Also ist aus der Metallurgie, die Alchemie, und aus dieser die medicinische Chemie, nach und nach entstanden. Woraus endlich erst am Ende des verflossenen Jahrhunderts, durch Bechers und Stahls Grundlegung, die wahre chemische Wissenschaft nach einem weitern Umfange gebildet zu werden, der Anfang gemacht worden ist.

Ob nun gleich von des Basilius Zeit an, aus der Alchemie eine neue Kunst zu entspringen anfieng, oder sich selbige nach ihren eignen Kunstgesetzen verwandelte; so blieben dennoch die Köpfe der nachfolgenden Chemisten immer noch mit allerhand alchemistischen Grillen angefüllt, die sich erst nach und nach unter den folgenden Generationen verliehren musten. Von allen diesen aber haben sich keine länger, und

bis in unsere Tage hinein, bey der neuen Kunstform erhalten, als eben die vorhin angeführten alten Lehrbegriffe von der verschiednen künstlichen Erzeugung neuer Substanzen durchs Feuer, Gährung oder Fäulniß. Nach jenem alten Vorurtheil von der möglichen Verwandlung der unedlen Metalle in Gold und Silber, durch die kleinste Portion des philosophischen Steins, in wenigen Augenblicken, war nichts leichter, als zu behaupten, daß bey verschiednen andern Vorfällen eine gleiche Verwandlung vorgehen könne; und wenn jemand daran zweifelte, so war die Erklärung gleich bey der Hand, daß hier eine gleiche Zusammensetzung und Verwandlung vorgehe, wie bey der Verwandlung der Metalle, deren letztern Begriff man wieder mit den erstern Beyspielen erläuterte; und auf solche Art wurde sehr leicht eine unerwiesene Wirkung mit einer andern ähnlichen bestätiget.

Nunmehro aber ist nichts weiter mehr übrig, als jene trübe Quelle selbst zu verstopfen, woraus von je her, so viele unrichtige Begriffe hergeflossen sind. Ich sehe es zwar wohl voraus, was ich für einen Dank von den Verehrern der Alchemie

zu erwarten haben werde; nichts schrecket mich aber ab: Plato ist mein Freund, und Aristoteles ist mein Freund, vor allen aber liebe ich die Wahrheit und erwarte für meine Bemühungen nur allein von der vernünftigen Welt die Erkenntlichkeit. — Ich scheue daher kein menschliches Ansehen, und bleibe allen Verehrern der Alchemie von ganzem Herzen verpflichtet und zu allen möglichen Gefälligkeiten bereit. — Der Person Freund und der Sache Feind. Sollten aber einem und dem andern meine Ausdrücke hin und wieder etwas zu empfindlich dünken, so ersuche ich, nur nicht gleich aus aller Fassung zu gerathen, sondern standhaft zu überlegen, daß hier, wie bey einem bösen krebsartigen Schaden, mit einem bloßen sanften Pulsfühlen und gelinden Erweichungen nichts ausgerichtet, und das Uebel nur noch ärger gemacht werde; daß also hierbey nothwendig heroische Mittel angewendet werden müssen, wobey es aber freylich ohne schmerzhafte Empfindung nicht abgehen kann.

Ich habe in der gegenwärtigen Schrift zu dem Ende zuförderst gezeigt, daß alle Künste und Wissenschaften, von Anfang

der Welt an, durch natürliche Veranlassung, eignes Nachdenken und Zufall erfunden worden, und stuffenweise zu mehrerer Vollkommenheit erst gelanget sind. Sodann, daß vor Christi Geburth noch gar keine zusammenhangende chemische Kunst vorhanden gewesen sey: dies beweise ich sowohl aus der heiligen Schrift, als den Profangeschichtschreibern; die einzige metallurgische Wissenschaft ausgenommen, welche ich für die älteste chemische Kunst, und für den Grund unserer ganzen jetzigen systematischen Chemie, erklähre. Bey welcher Gelegenheit ich darthue, daß die Menschen vom Golde die erste Kenntniß des Daseyns der Metalle erlanget haben, und beurkunde aus der heiligen Schrift und andern Geschichtschreibern, in welcher erstaunlichen Menge das Gold und Silber ehedem in einigen Weltgegenden vorhanden gewesen ist, ehe es von da aus in der ganzen Welt durch den Handel ausgebreitet worden; dadurch erklähre ich sodann die Nachrichten, welche wir von dem erstaunenden Reichthum verschiedner Ländner und Könige haben, die freylich bey einer angestellten Vergleichung, mit ihrem heutigen Zustande nicht mehr übereinstimmen, demohngeachtet

aber

aber durch Zeugnisse erwiesen und also richtig sind.

Hierbey werden zugleich die Gründe erwogen, welche die Alchemisten sowohl für das Alterthum dieser Kunst, als auch für die Gewißheit derselben vorzubringen pflegen, und dargethan, daß solche durch keine Offenbahrung auf die Menschen gekommen; auch von den alten Egyptiern weder öffentlich noch im Geheim betrieben worden sey. Ferner wird es erläutert, wie ungegründet und ganz falsch der Verdacht sey, daß Moses, David, Salomo, und andre Alten mehr, Alchemisten gewesen sind. Sodann wird es widerlegt, daß aus der alexandrinischen weltberühmten Bibliothek Schriften von solchem Innhalt ihren Ursprung genommen haben, auch die Zeit der Zerstöhrung dieser Bibliothek berichtiget, und bewiesen, daß der Begriff von der Möglichkeit der Goldmacherkunst sich viel eher ausgebreitet habe, als der letzte Rest dieser Bibliothek zerstöhret worden.

Der Ursprung des Begriffs von der Möglichkeit einer Goldmacherkunst ist in den Zeiten der Unwissenheit in der Naturkunde

zu suchen, und ich glaube, ihn eigentlich in denjenigen Zeitpunct entdeckt zu haben, worinn verschiedne Künstler die sehr alte Verfertigung des Messings, weißen Prinzmetalls und verschiedner Tombakarten, aus einer Verfärbung des Kupfers in nähere Erwägung gezogen, und aus diesen Beobachtungen geurtheilt haben: daß, gleichwie hierbey das Kupfer schon eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Golde und Silber erlangen könnte, der Kunst auch möglich seyn müsse, diese Aehnlichkeit noch mehr zu vergrößern, die beygebrachte Farbe feuerbeständig zu machen, und dadurch endlich gar das Kupfer mit den andern unedlen Metallen in vollkommnes Gold und Silber zu verändern. Von diesem ursprünglichen Begriff habe ich die sichersten Spuren in Gebers Schriften, welche an Alter die allermeisten noch vorhandenen übertreffen, angezeiget; wie denn auch solches mit den allerersten Nachrichten, die von einer eingebildeten Metallverwandlungskunst noch vorhanden sind, genau übereinstimmet.

Hierauf werden nun die vorzüglichsten Geschichten, von derselben Zeit an, als der Nahme Alchemie anzutreffen ist, welche

von

von vielen Hundert Jahren her hie und da vorgefallen seyn sollen, untersuchet und dadurch erwiesen, daß sie insgesamt untüchtig sind, die Wirklichkeit der Goldmacherkunst zu bestätigen.

Alsdann wird zuletzt noch der stärkste Hauptbeweis geführt, daß die ganze eingebildete Goldmacherkunst natürlicherweise, nach allen erkannten sichern Naturgesetzen, der menschlichen Kunst unmöglich sey; mithin noch nie von einem Menschen wahrhaftig ausgeübet worden, noch in Zukunft wird ausgeübet werden können; wodurch sich dann der Ungrund aller von den Alchemisten angeführten Geschichten am sichersten offenbahret. Die Erzählungen davon mögen so wahrscheinlich seyn, wie sie wollen, das Alterthum derselben mag noch so groß seyn, und die ermangelnde Beschreibung aller dabey vorgekommenen Umstände eine genaue Untersuchung unmöglich machen; so bleibt dem allen ohngeachtet das Vorgeben ein Hirngespinst, so bald es in der Natur nicht gegründet ist.

Man darf sich aber darüber gar nicht wundern, wenn ich also in gegenwärtiger

Schrift vornehmlich behaupte, daß diese Kunst, welche die Menschen nun anderthalbtausend Jahre hindurch zu erlernen bemühet gewesen sind, eine bloße Gedankenkunst sey, und lediglich nur in der erhitzten Einbildungskraft ihren Grund habe; da sie doch gleichwohl von so vielen gelehrten Männern von Zeit zu Zeit behauptet worden ist. Leider ist das letztere mehr als zu gewiß; Irren ist aber auch von je her eine allgemeine menschliche Eigenschaft gewesen, und die Erfahrung bestätiget es, daß je interessanter der Irrthum, je allgemeiner und hartnäckiger er auch in allen Fällen ist; und daß in solchen Fällen schon oft die grösten Gelehrten durch ihre Leidenschaften verführt worden sind.

Ist es nicht eine mehr als zu sehr bekannte Beobachtung, daß es zu allen Zeiten unter den Menschen einige gegeben hat, welche allgemein erkannte Wahrheiten dennoch nicht dafür erkennen wollen, und theils aus Stolz, theils aus Unwissenheit der unentbehrlichen Gründe, theils aber auch wegen eines überaus großen Reitzes einer gewissen Einbildung, ihre eignen Meynungen hegen, vertheidigen und auszubreiten suchen?

chen? In allen Ständen und unter allen Arten von Gelehrten und Künstlern trift man wohl dergleichen Menschen an; denn „alle Arten von Wissenschaften und Künsten, sagt Baume, haben ihre Hirngespinste, die indessen doch allemahl den Nutzen leisten, daß sie dem Menschen einen noch übrigen Grad der Vollkommenheit zeigen, den er nie zu erlangen im Stande ist, der ihn aber doch zu fernern Untersuchungen und Arbeiten antreibt, die ihm andere nützliche Kenntnisse verschaffen können."

So sucht man in der Mechanik ein Perpetuum mobile; in der Geometrie die Quadratur des Zirkels; in der Oekonomie die Düngung ohne Mist, und in der Arzeneykunst die Universalmedicin. Unter allen Künsten aber hat von langer Zeit her die Chemie die mehresten Hirngespinste enthalten. Denn bald bildeten ihre Künstler sich ein, der Natur die Perlen und Edelsteine völlig nachzumachen; bald wollten sie das gemeine Queckfilber zu Metall figiren, und so auch aus den natürlichen Metallen Queckfilber herausziehen; bald glaubten sie, das Wasser in Eßig zu verwandeln;

bald behaupteten sie, ein biegsames Glas machen zu wollen, das sich hämmern ließe; bald bestrebten sie sich, den Aerzten die gewünschte Universalarzeney zu verfertigen; bald erdachten sie Mittel und Wege, das gemeine Salz in Salpeter zu verwandeln; andere suchten ein allgemeines Auflösungsmittel; noch andere wollten eine ewig brennende Lampe möglich machen; und wieder andere ersonnen sich die Möglichkeit, die verbrannten Kräuter und Thiere aus ihrer Asche wieder hervorzubringen, und selbst die Auferstehung der Todten zu bewirken *); weil es sich Paracelsus so gar schon hatte einfallen lassen, homunculum sine patre & matre e spermate virili, artis beneficio, in cucurbita producere! **)

— Nil spernat auris, nec tamen credat statim! —

Bey diesen Einbildungen von Möglichkeiten war aber allemahl die Vorstellung von Verwand=

*) Petr. Borellus Histor. & observ. rar. Cent. 4. Observ. 34. 62.

**) Paracelf. L. 3. de vita longa. c. 4. de perlis, et in Fragmentis ad hunc librum c. 4. de rerum natural. generationibus. L. 1.

wandlung der geringen Metalle in Gold und Silber die herrschende, die interessanteste und reitzendeste. — Wenn nun aber dergleichen Künstler mit ihren Einbildungen und Eigensinn eine gewisse Höhe erreicht haben, so sind sie nach allgemeiner langer Beobachtung schwer, oder wohl gar nicht mehr auf richtige Gedanken zu bringen; und deswegen werden sie, im mildern Ausdruck, **Irrgeister**, nachdrücklicher aber, **Schwärmer** genennet.

In dergleichen Irrthum verfallen die Menschen gemeiniglich alsdann, wenn die betreffende Sache sehr interessant und reitzend für die Einbildung ist: und die Dauer von solchen Einbildungen beruhet gemeiniglich auf dem Grade des sinnlichen Reitzes, womit sie begleitet werden. Weil nun aber die Einbildung von der Möglichkeit einer Goldmacherkunst den allergrösten erdenklichen Reitz mit sich führet, und eigentlich ganz Interesse, ganz Reitz ist, so ist es kein Wunder, daß sich ein solcher Gedanke so lange unter den Menschen erhalten hat, und auch viele sonst gelehrte Männer von dieser Einbildung beherrschet worden sind.

O! auri sacra fames, quid non mortalia cogis pectora! —— Ob also gleich durch viele Hundert Jahre hin die gelehrtesten Männer die Möglichkeit einer Goldmacherkunst behauptet haben, so folgt doch daraus keinesweges, daß ihre Einbildungen gegründet und durchs Alterthum eine Beweißkraft für ihre Richtigkeit erlanget haben.

Wie lange haben nicht ebenfalls schon die Menschen die brennendeste Begierde geheget, in die Zukunft sehen zu können, und die bevorstehende Schicksale zu wissen! Wie grund- und fruchtlos ist aber demohngeachtet nicht dies Bestreben von je her geblieben! und dennoch ist solche Einbildung, die Wahrsagerey genannt, eine der alleraltesten Verirrungen der schwärmenden Vernunft. Was für Betrügereyen haben nicht die Menschen erdacht, diese Einbildung zu begünstigen und zu unterstützen! Dem allen ohngeachtet aber ist sie dennoch bis auf den heutigen Tag eine Chimäre geblieben.

Wie viel Mühe haben sich nicht von je her viele Aerzte, besonders aber, so lange

es

es in den Wissenschaften noch stockfinster war, mit der Erlangung einer Universalarzeney gegeben, die alle Krankheiten heilen, und den Menschen ein Alter bis zu tausend Jahren verschaffen sollte; aber alle diese sind nicht älter als andere Menschen geworden, und haben es an sich selbst bewiesen, daß ihre Bestrebung fruchtloser Aberwitz gewesen ist. Da endlich aber in der Arzeneykunst, wie in der Naturlehre überhaupt, der Tag anbrach und die Erkenntnisse nach und nach höher stiegen, so sahe man es auch sicher genug ein, daß ein solcher Gedanke thöricht sey und nicht ausgeführt werden könne; und daher ist bis auf diese Stunde noch kein allgemeines Genesmittel für alle Arten der Krankheiten erfunden worden.

Mit der eingebildeten Goldmacherkunst ist es nun gerade so gegangen. Die Einbildung von ihrer Möglichkeit entsprung ebenfalls in den Zeiten der Unwissenheit, wurde wegen ihrer reitzenden Vorstellung durch alle folgende Zeiten für möglich geglaubt, durch falsche Geschichten unterstützt, und aller fruchtlosen Bemühungen

ohnge-

ohngeachtet bis auf den heutigen Tag noch immer gesucht und doch nirgends gefunden.

Dieses blendende Schattenbild nun völlig zu verscheuchen, und die ganze Einbildung der Möglichkeit einer Goldmacherkunst endlich einmahl auf ihren wahren Ungrund zurück zu führen, solchen ins rechte Licht zu stellen, und dadurch den weitern allbereits gestifteten Schaden künftig unter den Menschen möglichst zu verhüten; dies ist mein herzlicher Wunsch; welche gute Absicht, ob sie schon manchen unter den Vorfahren nicht so gelungen ist, wie sie es gewünscht haben, ich dennoch mit guter Zuversicht zu erreichen hoffe.

* * *

Die Wahrheit lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Gellert.

---

von keinem Kenner der Natur- und Kunstgeschichte abgeleugnet werden können, daß selbige schon in dem entferntesten Alterthum unter den verschiednen erlernten Künsten auch solche mit ausgeübet haben, die heut zu Tage mit unter die chemischen gerechnet werden, deren gründliche Wißenschaft auf der Erkenntniß der innern Beschaffenheit der natürlichen Körper und deren Wirkungskraft gegen einander beruhet. Denn da alle Körper der Natur, ohne Unterschied, Gegenstände der Chemie sind, so konnte es auch gar nicht fehlen, daß die Menschen vom Ursprung an, bey ihrer nothdürftigen Anwendung einige Erkenntniße von ihren Eigenschaften erlangen mußten. Die Nothdurft lehrte ihnen die Körper der Natur zu gebrauchen; die Vernunft aber wies ihnen den Weg, wie sie solche auf die beste Art benutzen könnten; und oft lernten sie durch einen ohngefehren Zufall, was Nothdurft und Vernunft ihnen nicht entdecken konnte. Auf solchem Wege nun lernten sie nach und nach die Eigenschaften der natürlichen Körper und ihre Anwendung immer näher kennen, so wie wir bis auf den heutigen Tag das stuffenweise Wachsthum der Erkenntniß an uns selbst immer noch täglich sich vermehren sehen.

In der heiligen Schrift findet man schon

sehr

sehr deutliche Spuren von dieser Wahrheit. Denn als Noah Weinberge gepflanzt hatte, so machte er aus den Trauben Wein, und erfuhr erst hernach aus deßen Gebrauch die berauschende Kraft deßelben, die ihm wahrscheinlich zuvor noch nicht bekannt gewesen war a.) Die Wirkung der Gährung erkannte auch Hiob, indem er sagt: Der Odem ist in meiner Brust so beklemmt, wie der Most, wenn er verstopft wird, und neue Faße zersprenget b.) Auch ist schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen, aus dem Wein den Eßig zu machen c.), wie auch die Bereitung der Butter aus der Milch d.), welche Salomo deutlich beschreibt e.) Eben so war die Auspreßung der Oele f.), die Bereitung der Seiffe g), des Sauerteigs h.) und die Kalchbrennung i.) bekannt. Zu Hiobs Zeiten, welcher nach dem Zeugniß der grösten Gelehrten noch vor Moses gelebt haben soll, muß auch das Glas schon bereitet worden seyn, ob man es gleich noch unter die kostbarsten Dinge gerechnet hat. Denn wenn derselbe von dem Werth der Weißheit spricht, und die köstli-

a.) 1. B. Mos. 9, 21.
b.) Hiob. 32, 19.
c.) 4. B. Mos. 6, 3.
d.) 1. B. Mos 18, 8.
e.) Sprüchw. 30, 33.
f.) 2. B. Mos. 27, 20.
g.) Jerem. 2, 22.
h.) 2. B. Mos. 13, 3. 7.
i.) 1. B. Mos. 11, 3.

chen Dinge der Erden damit in Vergleichung stellet, so sagt er, nach des Herrn Ritter Michaelis Uebersetzung:

Gediegen gewachsenes Gold wird nicht für sie gegeben,
Und Silber nicht zum Kaufpreis dargewogen.
Ophirs gelbe Schätze legt man nicht auf die Waage,
Nicht den kostbaren Onich, nicht Saphir,
Mit Gold durchsprengtes (oder bemahltes) Glas kommt ihr nicht gleich k.)

Auch war dem Salomo das Glas nicht unbekannt l.); und Sirach führt die Glasur der töpfernen Gefäße schon an m.); wie denn auch Moses von allerhand gefärbter Seide Meldung thut n.) Auch muß ihnen die Nothdurft gewißlich die Ausscheidung des Salzes vom Waßer frühzeitig genug gelehret haben; wie solches auch Elisa zur Verbeßerung eines unschmakhaft gewordenen Waßers angewendet hat o.)

Schlagen wir die Profangeschichten auf, so finden sich von eben dieser Wahrheit unzählige Beweise. Der alte griechische Philosoph Plato beschreibt uns schon die bey der Gährung

k.) Hiob. 28, 15. 16. 17. l.) Sprüchw. 23, 31. m.) Sirach. 38, 34. n.) 2. B. Mos. 26. 1. — 28, 5. o.) 2. B. Kön. 2, 20.

rung vorgehende Wirkung so richtig, daß man sich wundern muß, wie seine spätern Nachkommen sich einen so falschen Begriff davon machen können: Die Gährung, sagt er, besteht in der Bewegung der erdigten Materie, und in einer Entwickelung der im innern eingeschlossenen Luft p.) Und Virgil führt von den Scythen an, daß sie aus den sauern Arlesbeeren dennoch durch die Gährung einen weinartigen Trank zubereitet hätten q.) Theophrastus Eresius erkannte nicht allein ebenfalls die Gährung, sondern nennte sie auch eine Fäulung, worinnen er mit den neuern übereinstimmet, welche die letztere Wirkung ebenfalls für eine Art der Gährung erkennen. Er sagt: daß die vorhandnen Säfte dadurch aus ihrer natürlichen Vermischung gesetzt und zu einer trinkbahren flüßigkeit verändert würden r.) Auch führt eben derselbe allda von den Egyptiern an, daß sie aus Gerste und Weitzen einen Wein bereiteten, welcher Zythum genennet würde; welches auch Herodotus bestätiget s.) Eben dies

p.) in Timæo. Fermentatio terrenæ materiæ motus est, & ab aere intus contento evolutio.
q.) Georgicor: l. 4. —— pocula læti, fermento ex acidis imitantur vitea sorbis
r.) L. VI. de causis plantar: c. XV.
s.) Herodot. l. 2. c. 71.

dies meldet auch Tacitus von den Deutschen, daß damahls von ihnen eine besondre veränderte Flüßigkeit bereitet worden sey, so dem Wein ähnlich gewesen wäre t.); Worunter aber nichts anders als Bier verstanden werden muß.

Da man nun an dem Traubenmoste, der endlich zu Wein geworden, anfänglich eine grose Süßigkeit bemerket hat, so wurden auch natürlicher Weise die Menschen hierdurch veranlaßet, durch die Kunst eine solche ähnliche Mischung zuzubereiten; zu dem Ende vermischten sie Honig mit Waßer und ließen es vergähren, wodurch sie auch wirklich eben so wohl einen weinartigen Trank erlangeten, wie solches Plinius bezeuget u.) So wie aber die Alten die Gährung zu befördern wusten, so war es ihnen auch bekannt, selbige nach ihrer Absicht zu hemmen; zu welchem Ende sie den frisch gekelterten Traubenmost in Fäßer fülleten, und solche unter das Waßer versenkten, damit er kühl

t.) de morib: germanor: womit zu vergleichen ist: Joh. Heinr. Meiboms Comment: de Cerevisiis potibusque extra vinum aliis; ingleichen Turners libellus de vino. Helmst. 1671. 4.

u.) Histor. nat. l. 14. c. 9. 17. auch handelt das ganze 16. Kap. von dergleichen künstlichen Weinen.

kühl genug erhalten werden könnte v.) Auf solche Art erhielten sie einen besondern süßen Wein, den sie *Aiglükes* nennten. War ihnen der Wein von Natur zu sauer, so wusten sie ihn auch durch Rebenasche oder Marmor zu verbeßern w.)

Eben dieser Schriftsteller bezeuget, daß damahls die Bereitung des Eßigs x.) und des Sauerteigs y.) mehr als zuwohl bekannt gewesen sey. Man wuste Oele, theils durch die Auspressung, theils durch die Kochung aus verschiednen Körpern zu scheiden z.); gleichwie man auch Pech und Theer auf die angemeßenste Weise zu erlangen schon gelernet hatte a.)

Die uns bekannte Destillation aber scheint zu den Zeiten des Plinius und Dioscorides noch nicht bekannt gewesen zu seyn, wenigstens findet man in ihren Schriften gar keine Spur davon. Die von beyden beschriebne riechbare Oele und Balsame sind nach ihrer klaren Vorschrift nur mit ausgepreßten Oele bereitet worden, womit allerhand Gewürze und stark riechende Harze ausgezogen worden sind b.) Das

v.) das. K. 9.
w.) das. K 19, 20. x.) das. K. 20
y.) das. l. 18. c. 11. z.) l. 15. c. 6. 7.
a.) l. 14. c. 20. l. 16. c. 11.
b.) l. 12. c. 26. u. Dioscor: de materia medicinali L. 1. c. 31. — 66.

Pechoel insbesondere beschreiben beyde, also: daß man, wenn das Pech gekocht würde, über deßen Dunst wolligte Felle ausspannen müße, womit das dabey ausdunstende Oel aufgefangen werde, das man alsdenn durch Ausringung dieser Felle in einem Gefäße sammlen könne c.) Wahrhaftig, wer hier die Kunst nicht noch in ihrer Kindheit finden kan, muß ein sehr blödes Gesicht haben!

Die Ausziehung der Salze aus den Gewächsen durch die Verbrennung ist schon dem Aristoteles d.) und Varro e.) deutlich bekannt gewesen. Wie auch gleichfalls vom Plinius angeführet wird, daß von der Aschen der Haselstauden und des Eichenholzes das darauf gegossene Wasser einen salzigen Geschmack bekomme, woraus hernach ein schwärzliches Salz erlanget werde f.) Daraus erkennet man beyläuffig, daß die Ausglüung der Pottasche, um solche zu reinigen, eine Erfindung der neuern Zeit ist.

Wie weit man lange vor Plinius Zeit schon in

c.) hist: nat: l. 15. c. 7. Dioscor: l. 1. c. 79.
d.) meteorologicor: l. 11. c. 5.
e.) de re rustica l. 1. c. 7.
f.) l. 31. c. 7.

in der Färberey gekommen sey, läßt sich ganz deutlich aus einer Stelle deßelben darthun, worinn das egyptische Verfahren beschrieben wird, wodurch man mit einerley Farbebrühe verschiedne Farben auf die Zeuge bey einer einzigen Arbeit gebracht hat. Es ist das ganze Verfahren, welches noch auf den heutigen Tag beym Cattun- oder Indiennedruck unter verschiedentlicher Veränderung fortgesetzt wird. Es heißt daselbst: Die Kleider werden in Egypten auf eine besondere wunderbare Art gefärbt. Nachdem die Zeuge vorher, indem sie noch weiß sind, wohl zerrieben worden, bestreicht man sie mit keinen Farben, sondern nur mit solchen Mitteln, welche geschickt sind, andere Farben einzuschlucken. Wenn dies geschehen ist, so wird man an den Zeugen noch nichts gewahr; sobald man sie aber in den Keßel mit der siedenden Farbe gesteckt hat, werden sie nach einem Augenblick gefärbt herausgezogen. Zu verwundern ist es aber, da in dem Keßel nur eine Farbe ist, daß dennoch von derselben auf dem Zeuge allerley Farben zugleich zum Vorschein kommen, welche durch die Beschaffenheit des die Farbe anziehenden Mittels solchergestalt verändert worden, und sich nun nicht wieder auswaschen lassen. Auf solche Art kommen durch die Kochung aus einerley Farbebrühe die

Zeuge verschiedentlich gefärbt hervor. Dahingegen, wenn die Zeuge schon mit Farben bemahlt in den Keßel kämen, so würden selbige ohne Zweifel ganz unter einander vermischt werden. Die auf solche Art eingebeitzten Zeuge sind dauerhafter als wenn sie nicht eingebeitzt worden sind g.)

Von der Erfindung des Glases erkennet man aus Plinius Erzählung so viel, daß man schon in uralten Zeiten von deßen Zubereitung Kenntniß gehabt habe, und zwar durch einen bloßen Zufall darauf verfallen sey. Die erste Erfindung deßelben soll, nach seinem Zeugniß, in Palästina am Ausfluß des kleinen Stroms Belus von phönicischen Kaufleuten ohngefehr geschehen seyn; als diese am Ufer daselbst mit ihren Schiffen angelandet, und Feuer zu Bereitung ihrer Speisen angemachet gehabt. Hierbey ist es nun zufällig erfolget, daß von ihrem Niter (mineraliches Alkali) womit das Schiff beladen gewesen, etwas ans Land gebracht worden und unter den Sand gekommen ist, welcher damit von der Hitze zu Glas geschmolzen worden h.) Solches muß schon lange vor den Zeiten des Theophrastus Eresius geschehen seyn, in-

g.) l. 35. c. 11.

h.) l. 36. c. 26.

indem derselbe vom Glase als von einer bekannten Sache handelt i.); wie denn auch Hiob und Moses schon deßen Erwähnung thun: also muß solches schon vor diesen erfunden worden seyn. Denselben Zufall haben sich nun die Phönicier sehr wohl zu Nutze gemacht, und diese ihre zufällige Erfindung lange Zeit für ein Geheimniß gehalten, auch davon auserhalb das Gericht verbreitet, daß nur allein der Sand des Flußes Belus tüchtig wäre, Glas daraus zu machen; und darzu schicke er sich nicht einmahl zu aller Zeit, sondern nur alsdenn, wenn das vom Westwinde aufschwellende Meer über ihn getreten sey; es könne auch dieser Sand nirgends als zu Sidon zu Glas geschmolzen werden, und die Sidonier hätten dabey noch ein geheimes Kunststück, u. d. m. um das Monopolium deßelben so viel als möglich für sich allein zu behalten. Daher hielt auch Plinius noch in der viel spätern Zeit diese falsche Erdichtungen und Bemäntelungen für wahr, und nennet deshalb Sidon die Glaskünstlerin k.) Josephus erzählt ebenfalls, daß man den Sand des Belus jährlich mit Schiffen abgeholt habe, unwissend, daß man ihn an andern Orten eben

so

i.) von den Steinen, aus der griechischen Uebers. Nürnberg. 1770. §. 84.

k.) l. 5. c. 19.

so gut haben könnte. In diesem Falle nun konnten sie dem Glase einen Werth geben, so hoch sie nur wollten, und daher ist auch daßelbe zu Hiobs Zeiten noch unter die köstlichen Sachen gerechnet worden. Vielleicht wurde es gar noch einigen Edelsteinen vorgezogen, weil man größere Stücke darvon machen, solche auf verschiedne Weise färben und in allerley Gestalten bringen konnte. Eine solche Nachahmung der ächten Edelsteine scheint auch von derselben Zeit an eingerißen gewesen zu seyn, wie es sich aus Plinius Erzählung schliessen läßt, daß kein Betrug den Menschen mehrern Gewinn bringe, als die fälschliche Nachahmung der Edelsteine l.); wodurch er auch bewogen worden, einige deutliche Kennzeichen zu beschreiben, wie die falschen erkünstelten von den wahren natürlichen unterschieden werden könnten m.)

Alle diese bisher angeführte Kenntniße des Alterthums verschiedner Künste sind aber nach meiner Einsicht keinesweges als Beweise anzusehen, daß schon zu den damahligen Zeiten, diejenige Wißenschaft, welche wir in unsern Tagen unter dem Nahmen Chemie verstehen, bekannt gewesen und ausgeübet worden sey.

Denn

l.) l. 37. c. 12. m.) l. 37. c. 13.

Denn es wurden damahls alle dergleichen Arbeiten noch gar nicht nach gründlichen Einsichten und kunstmäßigen Regeln, noch vielweniger in einem systematischen Zusammenhange unternommen, sondern sie wurden nur blos nach einer erkannten grundlosen Mechanik, also blos empirisch, ganz einzeln ausgeübt, und theils blos zur wirthschaftlichen Nothdurft, theils aber auch wohl um eines Gewinnstes willen, doch nur Handwerksmäßig betrieben. Es waren also ganz sicherlich jene Altväter eben so wenig Chemisten, als es in unsern Tagen jene Bauren sind, welche aus dem Lein- und Rübsaamen Oel preßen, Pech- und Wacholderoel destilliren, Kühnruß sublimiren, Brandwein brennen, Stärke machen, Bier brauen, ihren Eßig selbst bereiten, Seiffe, Pottasche und Salpeter sieden; so wenig als jene krimmische Tartaren, die vermittelst eines bloßen bedeckten Keßels ohne Kühlfaß noch Vorlage ihren Brandwein brennen n.), Chemisten sind, und diese ganze Zurüstung von den Chemisten erlernet haben; so wenig als es unsre geschicktesten Köche und Köchinnen sind, die durch allerhand künstliche Scheidungen und Verbindungen, ohne den alten chemischen Machtspruch,

n.) Stralsund. Magazin. 2. Band. S. 384.

spruch, *Solve & coagula*, zu wißen, nach der neuesten Pariser Vorschrift unsern lüsternen Gaume schmeicheln, und eine Menge Universalmittel für den Hunger bereiten; so wenig als manche Bauern Apotheker sind, deswegen, weil sie sich zum Theil ihre Magen-Schweiß- und Pesttropfen selbst bereiten, wenn sie über Wermuth, Tausendgüldenkraut und Entian — oder auf Aloe, Angelika, Myrrhen, Safran, Rhabarber u. d. m. ihren guten Kornbrandwein schütten und damit diese Dinge ausziehen laßen; so wenig als eben diese ferner den Nahmen eines Arztes verdienen, ob sie gleich ihre bereitete Hausarzeney dem kranken Nachbar im Fieber und Kolika Löffelweise zu nehmen anpreisen; so wenig endlich der Knabe schon Philosoph ist, wenn er die einzelnen Buchstaben der Sprache kennen und ihre einfachen Verbindungen untereinander auszusprechen gelernet hat: Eben so wenig also waren auch jene Alten Scheidekünstler, so wenig als es noch heut zu Tage die gemeinen Färber, Seiffensieder, Bierbrauer, Glasmacher, Salz- und Zuckersieder sind. Denn, nicht die empirische Ausübung einzelner Künste, sondern die ganze Summe von gründlicher philosophischer Erkenntniß, von dem innern Verhältniß und den Eigenschaften aller natürlichen

Kör-

Körper und ihrer Bestandtheile, im ganzen Zusammenhange verdient nur allein den Nahmen der chemischen Wissenschaft; nach dieser Betrachtung aber war sie bey den Alten schlechterdings nicht anzutreffen. Wer sie also um der angeführten einzelnen unvollkommnen Erkenntniße willen zu Chemisten machen will, thut ihnen zuviel und das gröste Unrecht von der Welt an.

Eben so ist es auch mit einem andern Zweige der jetzigen chemischen Wissenschaft ergangen; ich meyne die Metallurgie, oder die Wissenschaft von der nothwendigen künstlichen Behandlung, Ausschmelzung und Reinigung der Metalle aus den Steinen und Erzen; eine Arbeit von einem sehr weitläuftigen Umfange, die zu ihrer Ausübung eine größere Menge der Erkenntniß erfordert, und daher den Nahmen einer besondern Wissenschaft mit mehrerm Rechte verdienet; wovon schon im entferntesten Alterthum, ja fast vom Anfang der Welt her, die deutlichsten Spuren vorhanden sind. Diese Wissenschaft ist aber eben sowohl aus den einfachsten Beobachtungen entsprungen, wie alle übrigen; weil aber die Menschen, durch die Nothdurft gedrungen, dergleichen Arbeiten mit anhaltendem Fleiße betrieben, so muß man

ihnen auch die Gerechtigkeit widerfahren laßen, daß sie es darinnen weiter, als in vielen andern gebracht haben: ob es gleich gewiß bleibt, daß ihre erlangte metallurgische Erkenntniß dennoch mit der unsrigen gar nicht zu vergleichen ist, und daß sie auch deswegen gar keine Ansprüche darauf machen können, Chemisten gewesen zu seyn.

Ob sich schon der forschende Verstand und Witz der Menschen angeführter maßen durch die Erlernung verschiedner Künste, (worunter auch die Musik mit gerechnet werden kan, und besonders durch die Erfindung des Erzes und Eisens sehr frühzeitig geäusert hat; so haben wir doch von dem, was auf solche Art ihr Witz, Fleiß und Geschicklichkeit erfunden, vieles verlohren. Josephus hat uns unter andern folgende Nachricht von der Wissenschaft mitgetheilet, welche Seth in der Astronomie gehabt, und wie sinnreich er gewesen ist, solche auf die Nachkommen zu bringen. Seth, schreibt er, und seine Nachkommen waren Leute von einem glücklichen Naturell; sie lebten in großer Stille, und beschäftigten sich mit Beobachtung der Sterne und mit Erforschung anderer nützlicher Wissenschaften o.) Wenn Josephus diese Nachricht

o.) Josephi antiqvitates. L. 1. c. 2.

richt durch die richtigsten Ueberlieferung erhalten hat, so lehrt sie uns so viel, das die ersten Menschen ihre Wissenschaften durch Erforschungen, Erfahrungen und eigne Anstrengung des Geistes selbst haben erfinden müssen, und daß sie ihnen nicht, wie es sich manche heutige Gelehrte einbilden, von Gott oder den Geistern offenbahret worden sind.

Die Erlangung und Bearbeitung der Metalle erfordert viele und mancherley Kenntniße, welche, wo kein Unterricht statt findet, nur allein durch lange Uebung erworben werden müßen, weshalber sich in einem Lande nicht jedermann damit beschäftigen kan, wenn es auch gleich die Landesgesetze nicht verbieten sollten: Darum findet man auch von je her, daß dergleichen Arbeiten immer nur von gewißen darinn erfahrnen Personen kunstmäßig betrieben worden sind.

Da überhaupt die Metalle mehrentheils in ganz unscheinbaren Erzen in der Tieffe der Erden erzeugt und aufgesucht werden müßen, so würden ohnfehlbar viele Jahrhunderte verstrichen seyn, ehe solche von den Menschen nur entdeckt worden wären, wenn kein ohngefehrer Zufall ihr Daseyn angezeiget hätte: zu geschweigen, daß ihnen dennoch immer dabey die

Kenntniße von ihrer Behandlung und Reinigung ermangelt hätten. Dieser Schwierigkeit abzuhelffen, haben einige Gelehrte neuerer Zeit zu Verkürzung der Zeit und zur Erleichterung der Sache zu einer göttlichen Offenbahrung ihre Zuflucht genommen und auf solche Art den Knoten sehr schnell zerschnitten aber nicht aufgelöset. Allein, diese ihre Einbildung ist grundfalsch, denn wir wißen aus der alten Oekonomie unsers guten Gottes, des liebreichsten Vaters der Menschen, daß alles, was er wesentlich in die Natur gelegt hat, oder was sonsten auf den Kräften der Natur beruhet, auch einzig und allein durch den Witz und Verstand der Menschen zu ihren Bedürfnißen erfunden und bearbeitet werden muß; wir haben nicht ein einziges Beyspiel, so das Gegentheil erwiese. Nur alsdann ist nach den Zeugnißen der heiligen Schrift eine unmittelbare Offenbahrung erfolget, wenn nach dem einmahl eingerichteten Lauf der Natur kein menschlicher Verstand hinreichend gewesen ist, diesen oder jenen Weg zu erfinden.

So lange demnach nur Nachrichten von Menschen vorhanden sind, so ist es auch unwiderleglich bestätiget worden, daß alle menschliche Künste und Wissenschaften durch Hülfe des

Ver=

Verstandes und der Beobachtung, oft auch durch einen bloßen Zufall von den Menschen erfunden worden sind. So ist es von je her bis auf den heutigen Tag ergangen. Nur muß man sich nicht einbilden, daß die grösten und ausgebreitetesten Wissenschaften gleich beym ersten Ursprunge in ihrem ganzen Umfange erfunden worden wären. Zu Aufrichtung eines ganzen Gebäudes gehören viele und mancherley Steine und viele Hände; mit der Legung des Grundsteins wird der Anfang gemacht, alles übrige aber gehört zur Ergänzung und der vorgesetzten Vollkommenheit deßelben. Eben so pflegt es auch in Wissenschaften zu geschehen, wo bisweilen eine kleine Erscheinung zu den grösten und beträchtlichsten Folgen Anlaß giebt; und eben so glaube ich auch, mag es wohl mit der Erfindung der Metalle und ihrer nachfolgenden Bearbeitung hergegangen seyn.

Wie uns die heilige Schrift allerley ganz einfache kurze Nachrichten von der alleráltesten Naturgeschichte überliefert, so zeigt sie uns auch unter andern an, daß in derjenigen Gegend, wo das erste Menschenpaar von Gott eingesetzet worden war, ein Fluß Pison genannt, so um das Land Hevila oder Chavila gieng, gewesen sey, allwo man Gold gefun-

den hätte p.) Nach dem historischen Zeugniß des Herrn Ritter Michaelis bestätiget es sich auch, daß ehedem allda wirklich berühmte Goldgruben und Goldfischereyen vorhanden gewesen sind q.)

Nach dieser klaren Anzeige nun ist es gar nicht zu verwundern, sondern vielmehr sehr wahrscheinlich, daß die Menschen auf einem sehr einfachen natürlichen Wege, ohne besondere göttliche Offenbahrung, Kenntniße von dem Daseyn der Metalle, und zwar von dem Golde am allerersten erlanget haben. Wie aber nun die Menschen solche erlangte Kenntniße erweitert haben, und wie viele Zeit darüber verstrichen sey, das sagt uns keine Geschichte genau: schon genug ist es für uns, daß wir den Ursprung wißen.

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sie durch solche Veranlaßung, indem sie die glänzenden Goldkörner erblickt, auch die benachbarte Erde der Goldführenden Flüße mit der Zeit untersucht und daselbst mehrere Spuren von demselben hellglänzenden Körper auch in den Steinen entdecket haben, wovon ihnen der hellstrahlende Glanz und Biegsamkeit, so ihn von

p.) 1. B. Mos. 2, 11. 12.

q.) deßen Anm. über das 1. B. Mosis. S. 18.

von allen übrigen damahls noch erkannten Körpern vorzüglich unterschied, nicht unangenehm gewesen seyn mag. Genug, die heilige Schrift lehrt uns ferner, daß der achte Mensch nach Adam, Tubalkain genannt, schon ein Mann gewesen sey, der alles zu hämmern versucht habe, und endlich ein Eisen und Kupferschmid worden sey r.) In dieser Stelle findet man nun wirklich eine sehr natürliche Beschreibung und eine sehr deutliche Spur der stuffenweisen Erfindung der Metalle. Die glänzende Goldkörner der Flüße in dasiger Gegend mögen also wohl zuerst die Neugierde bey dem Tubalkain rege gemacht, und er an ihnen entdecket haben, daß sie dem Schlage eines andern harten Körpers nachgegeben und sich ausgedehnet haben; wodurch er vielleicht alsdann bewegen worden, auch andere vorkommende ähnliche glänzende Materien durch pochen und hämmern zu untersuchen, und sich demnach immer mehrere Erkenntniß zu erwerben, bis er endlich solche Metallarten auch aus den Steinen und Erzen abzusondern und zusammen zu schmelzen gelernet hat.

Es ist unsern heutigen Metallurgisten ganz unbegreiflich, wo Tubalkain nur die Wissen-

r.) 1. B. Mos. 4, 22. nach der Michaelischen Uebers.

schaft habe erlangen können, das Eisen aus den Steinen zu schmelzen, da dieses Metall durch keine gediegene Gestalt sein Daseyn zu erkennen gebe und seine Ausschmelzung schon viele metallurgische Wissenschaft voraussetze, die man mit Grunde bey diesem nicht vermuthen könne. Wenn wir freylich nach unserer Erfahrung und gegenwärtiger Beobachtung urtheilen, so ist es auch allerdings ganz unbegreiflich, woher diese Erkenntniß damahls schon habe erlangt werden können; wer giebt uns denn aber die Versicherung, daß sich alles Eisen von Anfang der Welt her in demjenigen Zustande befunden habe, worinne wir es heut zu Tage finden? Meine muthmaßlichen Gedanken hiervon sind diese: daß im Anfang der Welt das Eisen, so wie vielleicht auch die andern unedeln Metalle, mehr in einer gediegenen Gestalt als gegenwärtig vorhanden gewesen seyn können. Weil aber das Eisen unter allen Metallen am allerleichtesten sein metallisches Ansehn verliehrt, und durch bloße Feuchtigkeit, wie durch alle andere salzige Körper, in Rost aufgelöset und in eine scheinbare Erde verkehret wird, so mag solches wohl frühzeitig genug sein ursprünglich gediegenes Ansehn wieder verlohren haben, und also nicht bis in unsere Zeiten darinn erhalten werden können. Eben dieses könnte sich auch

mit

mit den andern unedeln Metallarten zum Theil zugetragen haben; und hierzu können noch überdies die unzähligen uns größtentheils ganz unbekannten großen Verwüstungen unserer Erdkugel beförderlich gewesen seyn; wie es denn auch von dieser allmähligen Verrottung, Auflösung und darauf erfolgten Zertheilung des Eisens herrühren kan, daß wir jetzt in einer jeden unscheinbaren Erde und fast in jeden Gewächße daßelbe antreffen; hauptsächlich aber das Eisen zu unsern Zeiten überal nur in einem ganz unmetallischen Zustande finden.

Meine Vermuthung gründet sich darauf, daß wir noch heut zu Tage, da wir uns von unserer Erde mehrere Kenntniße zu verschaffen suchen, als unsre Vorfahren, es für nöthig erachten, aufs gewißeste überzeugt worden sind, daß es noch hier und da wirkliches gediegenes Eisen in der Natur gebe, das man freylich noch vor kurzer Zeit schlechterdings für unmöglich hielt, weil man nach einer angenommenen Hypothese glaubte, daß alles Eisen, so wir erlangten, erst künstlicher Weise gleichsam erzeuget und zusammengesetzt werden müste. Zum Beweise hiervon will ich nur anführen, daß Pallas in Siberien am Jeniseystrom ein gediegenes Stück Eisen, 152. rußische Pfunde

 schwer,

schwer, gefunden habe. Das merkwürdigste davon besteht darinne, daß man solches Eisen kalt ohne Mühe biegen und hämmern, auch bey einem mäßigen Schmiedefeuer allerley kleine Instrumente daraus schmieden können; im heftigen Feuer ist es spröde und körnigt worden, und hat sich gar nicht mehr zusammenschweißen laßen. Es ist solches Stück auf einem hohen, waldigten Bergrücken, nicht weit von dem Gebirge, welches die Tartarn Nemir nennen, zwischen denen unterhalb Abakanskoi Ostrog, von der rechten Seite in den Jeniseystrom fallenden Bächen Ubei und Sisim, kaum hundert Faden von einem auf demselben Berge befindlichen reichen Anbruch eines derben magnetischen Eisenerzes, ganz am Tage liegend gefunden worden. Der Augenschein und die ganze Beschaffenheit deßelben nebst der Eigenschaft des Eisens werden so einleuchtend beschreiben, daß man völlig überzeugt wird, daß es also aus der Werkstatt der Natur gekommen sey. Dabey ist auch noch anzumerken, daß dies ganze Stück schon auf der Oberfläche vom Rost angegriffen gewesen ist. Desgleichen soll sich auch an dem Fluße Senegal im Afrika gediegenes Eisen in Menge finden, woraus die

Schwarzen sogleich Töpfe und Keßel schmieden s.)

Was ich nun kurz zuvor von der ursprünglichen Erfindung der Metalle angeführet habe, wird auch ferner durch alle historische Zeugniße unterstützet, durch welche es erwiesen wird, daß vornehmlich Asia und Afrika, als die beyden Theile der Welt, welche zuerst von den Menschen bevölkert worden, ehedem von Gold und Silber ausnehmenden Ueberfluß gehabt haben; so daß daselbst beynahe alle Flüße Goldkörner im Sande geführet haben, und die ganze Erde mit Golde schwanger gewesen sey, wie solches einige nachhero folgende Zeugniße beglaubigen werden. Da nun aber das Silber auf gleiche Art von den Menschen nicht gefunden werden konnte, so hat solches auch erst später entdeckt werden müßen. Zur Zeit des Abrahams wird uns erst berichtet, daß man das Silber nach dem Gewichte gegen andere Dinge dargewogen habe ss.) Indeßen ist es doch merkwürdig und schon ein Zeichen des Ueberflußes desselben, daß man solches schon damahls in

s.) Allgemeine Reisen. II. Band. S. 510. Auch befindet sich eine ganze Abhandlung von gediegnen Eisen in dem 7ten Bande der Berliner Sammlungen.

ss.) 1. B. Mos. 23, 16.

derselben Gegend für andere Waaren umgesetzet habe, da man doch bey europäischen und andern Völkern noch nach vielen Jahrhunderten findet, daß dieses Metall noch gar nicht zur Zahlung gebraucht worden, sondern daß man sich zu dem Ende des Rind- und Schaafviehes bedienet habe t.) Die griechischen Geschichtschreiber versichern uns aber, daß die Phönicier, in deren Lande Abraham wohnete, wegen ihres, über die ganze damahls bekannte Welt, ausgebreiteten Handels, das Silber am ersten zur Zahlung gebraucht hätten.

Wie überhäuft aber in der dasigen Landschaft das Gold gewesen seyn müße, läßt sich einigermaßen schon daraus abnehmen, da der abgeschickte Knecht Abrahams an die Rebecca ein Geschenk von 10½ Seckel schwer an Golde, so ohngefehr einen Werth von 10. Dukaten beträgt, nur für eine bloße geringe Gefälligkeit gemacht hat; ob er solches gleich von den Gütern seines Herrn gegeben, von dem er rühmet, daß er von Gold und Silber unter andern einen ausnehmenden Reichthum besitze u.)

Es

t.) Plin. hist. nat. l. 18. c. 3. l. 33. c. 3.
u) 1. B. Mos. 24, 22. 35.

Es wird diese Wahrheit noch weit einleuchtender werden, wenn ich sowohl von der frühen Erkenntniß der Metalle, als auch besonders von dem ehemahligen ganz unbeschreiblichen Ueberfluß des Goldes und Silbers, welchen Gott in jene Welttheile gelegt hatte, die historischen Zeugniße, wie sie sich in der heiligen Schrift befinden, nach der Reihe werde zuerst angeführet, und dann solche durch die Nachrichten der Profangeschichtschreiber unterstützet haben. Alsdann werde ich zeigen können, daß dergleichen Arbeiten allemal eine Kunstmäßige Ausübung erfordern, und daß endlich in dieser metallurgischen, obschon damahls noch unvollkommenen Erkenntniß, der wahre Ursprung unserer heutigen chemischen Kunst gesuchet werden müße.

Daß nun der Fluß Pison Gold geführet habe, und daß das Gold des Landes Hevila köstlich gewesen sey, erzählt uns angeführtermaßen Moses schon von demjenigen Orte, in welchen Gott das erste Paar Menschen gesetzet hat v.) Und Hiob, der oder deßen Verfaßer nach vielen Gelehrten noch vor Moses gelebt haben soll, wird durch seinen Freund Eliphas mit folgenden Worten aufgerichtet: Wenn

v.) 1. B. Mos. 2 11. 12.

Wenn du das Unrecht von deinen Hütten entfernst, so wird dir eine Lage von Goldsand den Staub bedecken, und Felsen mit ausfließenden Bächen werden dir ein Ophir seyn w.)

Wie voll von Erkentniß besingt nicht schon eben dieser Hiob die Bergwerksarbeiten im Großen:

Es hat das Silber seine Gänge, und das Gold seinen Ort, da man es schmelzet. Eisen bringt man aus der Erden, und aus den Steinen schmelzet man Kupfer. Die tiefste Finsterniß wird zerstreuet, und die verborgensten Schätze der Natur werden entdecket. — Ein Erdreich aus dem oben Speise wächst, wird unten als vom Feuer durchwühlt. Seine Steine sind der Ort des Lasurs, der mit güldnen Staube bezeichnet ist. — Der Arbeiter streckt seine Hand gegen das harte Gestein aus, und kehrt Berge von Grund aus um. — Alle Kostbarkeiten siehet sein Auge; und das verborgene bringt er ans Licht x.)

Von Hiram dem Könige zu Tyrus lesen wir, daß er dem Könige Salomo Cedern und Tannenbäume, nebst 120. Centner Gold zum Tempelbau hergegeben habe y.) Ferner, daß diese beyden Könige darauf zu den fernern Bedürfnissen Schiffe gemeinschaftlich ausgerüstet und nach Ophir geschickt haben, welche dem Salomo 420. Centner Gold mitgebracht haben z.)

lomo

w.) Hiob. 22, 24. nach der Michaelis Uebers.
x.) das. 28. 1. — 11. y.) 1. Kön. 9, 11. 14.
z.) das. V. 28

Daß aber dieses Ophir eine Gegend von Arabien gewesen seyn müße, wird nicht allein dadurch sehr wahrscheinlich, daß Hiob, der in Arabien gewohnet, eben desselben Erwehnung thut, sondern auch dadurch, daß gleich nach der Zurückkunft dieser Schiffe eine Königin aus Arabien zu Salomo gekommen, welche durch die erhaltenen Nachrichten von seiner großen Weisheit und klugen Veranstaltungen im Lande begierig worden, diesen König selbst von Person kennen zu lernen; welcher Ruhm ohnfehlbar von jenem Schiffsvolke in ihrem Lande ausgebreitet worden war. Diese Königin brachte nun unter andern dem Salomo zum Zeichen ihrer Ehrerbietung nach der Landesgewohnheit von den Früchten ihres Landes ein Geschenk von 120. Centner Gold a.) An eben diesem Orte findet man auch, daß Salomo in einem Jahre 666. Centner an Golde erhalten habe, ohne was von den Kaufleuten, von allen Königen aus Arabien und von den vornehmsten in den Ländern eingekommen sey b.) Von diesem überschweng-

a.) das. 10, 10.
b.) das. V. 14. 15. Es scheint, daß diese hier angegebne 666. Centner Gold die zusammengezogne Summe seyn soll, welche die vorher zu drey verschiednen mahlen eingekommne Menge Gold betragen habe. In dem Fall aber

schwenglich großen Ueberflusse des Goldes, so dem Salomo von allen Orten zugeführt wurde, kam es nun her, daß alle Trinkgeschirre des Königs und alle Gefäße im Hause vom Walde Libanon von lautern Golde verfertiget worden, und daß man damahls das Silber gar nicht geachtet hat c.)

Sein Vater, der König David, hinterließ ihm 100000. Centner Gold, so er zum Tempelbau zusammengebracht hatte d.); und an einem andern Orte wird wieder gemeldet, daß Salomo so viel Gold und Silber nach Jerusalem eingebracht habe, daß man es mit der Anzahl der Steine, Cedern und Maulbeerbäumen in den dasigen Gründen hätte vergleichen können e.)

Zu den Zeiten Abrahams findet man auch schon verarbeitetes Gold zu Geschmeide f.); desgleichen führt Jesaias vergoldete gegoßene Statuen g.), wie auch hölzerne Götzen, mit goldnen Bleche überzogen h.) und von Goldschmieden

aber scheint auch an einem Orte ein Irrthum in den Zahlen vorgegangen zu seyn, weil von den drey Summen nur 660. Centner herauskommt.

c.) das. v. 21.
d.) 1. Chr. 23, 14.
e.) 2. Chr. 1, 15.
f.) 1. B. Mos. 24, 22.
g.) Jes. 40, 19.
h.) das. 41, 7.

den verfertigte Arbeit an i.) Und Jeremias beschreibt ebenfalls hölzerne Götzen mit goldnen und silbernen Blech überzogen k.) Wie denn auch Goldschmiede angeführet werden, die das Gold zu reinigen und zur Arbeit fein zu machen verstanden haben müßen l.), wie es sich aus den von Jesaias m.) Salomo n.) und Maleachi o.) angeführten Gleichnißen klärlich an den Tag leget.

Auch das Silber machte schon nebst dem Golde einen großen Theil von Abrahams Reichthum mit aus p.) Zum Tempelbau hatte David davon 1. Million Centner zusammen gebracht q.), und zu Salomons Zeiten achtete man es wegen des erstaunlichen Ueberflußes fast gar nicht r.) Dem Hiob war es bekannt, daß es in Gängen in der Erde angetroffen werde s.); und David legt von der Erkenntniß dessen kunstmäßiger Reinigung ein deutliches Zeugniß ab t.)

Das Kupfer ist schon auch vom Tubalkain bearbeitet worden u.), auch ist solches schon zur

i.) das. 46, 6.
k.) Jerem. 10, 8. 9.
l.) Nehem. 3, 8.
m.) Jes. 13, 12.
n.) Sprüchw. 17, 3.
o.) K. 3, 2.
p.) 1. B. Mos. 13, 2.
q.) 1 Chron. 23, 14.
r.) 1 Kön. 10, 21. 27.
s.) Hiob. 28, 1.
t.) Ps. 66, 10.
u.) 1 B. Mos. 4, 22.

zur Ueberziehung der Hörner des Altars angewendet worden v.); wie denn auch verschiednes Altargeräthe davon zubereitet gewesen ist w.) Dessen Erzeugungsort war auch dem Hiob nicht unbekannt x.) Hiram hieß ein gewisser künstlicher Kupferschmid, welchen Salomo viele Arbeiten zum Tempelbau übergab y.) Von Jesaias werden auch gegoßne kupferne Götzen angeführt z.)

Eben so wird auch das Zinn, Bley und Eisen in vielen Stellen der heiligen Schrift als bekannt angeführet, so ich um der Kürze willen hier übergehe, und weil es mir zu meinen Absichten nicht dienet; indem ich auch gar nicht Willens bin, eine vollständige Natur- und Kunstgeschichte der Metallen aus dem Alterthume zu beschreiben. Nur will ich noch kürzlich anmerken, daß Moses schon alle sechs Metalle in der gehörigen Ordnung bey Nahmen nennet a.) Auch beweißt eine Stelle im Ezechiel, welche also lautet: Alles ihr Kupfer, Zinn, Eisen und Bley ist im Ofen zu Schlacken worden b.), wie gründlich damahls schon die

v.) 2 Buch. Mos. 27, 2.
w.) 2 B. Mos. 3, 6.—38, 2.
x.) Hiob. 28, 2.
y.) 1 Kön. 7, 14.
z.) Jes. 40, 19.
a.) 4 Mos. 31, 22.
b.) Ezech. 22, 18.

die besondre zerstöhrliche Eigenschaft dieser angeführten vier Metalle bekannt gewesen sey; nehmlich, daß nur diese allein, Gold und Silber aber keinesweges im Feuer verbrennet und zu Schlacken verwandelt werden können.

Nach diesen großen, wichtigen und unumstößlich richtigen Zeugnißen aus der heiligen Schrift von der unbeschreiblichen Menge des Goldes und Silbers im Alterthum, und von der daher nothwendigen metallurgischen Erkenntniß gehe ich nun zu der Profangeschichte über, woraus sich bestätigen wird, daß alle die angeführten Nachrichten der heiligen Schrift nach dem klaren Buchstaben richtig sind, und daß von jeher, in der ältesten und mittlern Zeit in gewissen von uns weit entlegenen Weltgegenden eine unbeschreibliche Menge von Gold und Silber vorhanden gewesen sey; und daß man also schon im frühesten Weltalter von den metallurgischen Arbeiten die nöthigsten Kentnisse besessen haben müße.

Herodotus rechnet das Gold, so aus dem Berge Tmolus vom Wasser abgespület und mit fortgeführet wird, unter die merkwürdigen Dinge Lydiens c.) Von den Maßageten erzählt er, daß sie Gold und Kupfer im Ueberfluß besäs-

c.) Historiæ. l. 1. c. 85.

säßen d.) Bey den Ethiopiern war das Gold so unwerth, daß sie sogar Fesseln daraus geschmiedet, indem das Kupfer ihnen schätzbarer als Gold war e.) Die Siphnier sind damahls unter den Insulanern am reichsten gewesen, indem auf ihrer Insel so viel Gold und Silbererze gewesen, daß nur von dem Zehnten einer der reichsten Schätze zu Delph beygelegt werden konnte f.) Dem Darius brachten die Indianer alle Jahre 360. Talente Goldstaub. Aus allen Provinzen Asiens kamen 4680. euböische Talente Goldstaub zusammen, ohne das Silber g.) Die Ethiopier brachten demselben alle drey Jahre zum freyen Geschenke drey Chömis vom natürlichen gewachsenen Golde h.) Auch befindet sich kurz darauf eine Beschreibung, wie sie es aus dem Sande erlanget haben i.) Von Indien meldet er, daß daselbst eine unermeßliche Menge Gold sey, welches entweder gegraben, oder in den Flüßen aus dem Sande erlanget werde k.) Auch führt er den Goldsand auf der Insel Kyranis an, welchen die Weibspersonen aus dem Schlamme heraufgeholet haben l.); ingleichen gedenkt er einer Nation, so

den

d.) l. 1. c. 201.
e.) l. 3. c. 23. 109.
f.) l. 3. c. 56.
g.) l. 3. c. 89.
h.) ibid. c. 92.
i.) l. 3. c. 97.
k.) ib. c. 101.
l.) l. 4. c. 185.

den Karthaginensern gegen andre Waaren Goldstaub darzubringen pflege m.) Von Asien heißt es überhaupt, daß die Einwohner dieses Welttheils so viele Schätze an Gold, Silber und Kupfer besäßen, als alle andere in der ganzen Welt nicht hätten; wie denn auch bey den Indern eine sehr silberreiche Gegend anzutreffen sey n.) Von den Thasiern erzählt er, daß sie aus dem Golderze, so in ihren Bergwerken gegraben werde, 80. Talente, und von dem Bergwerke in Thesus 2. bis 300. Talente alljährlich gewonnen o.); Auf der Seite nach Samothracien zu sey ein sehr großer Berg durch die Goldgruben umgekehrt worden p.) Von Europa sagt er, daß es gegen Norden zu auch viel Gold besitze, wie es aber gewonnen werde, wisse er nicht mit Gewißheit zu sagen; es gäben aber einige vor, als nähmen es die Arimaspen den Gryphen weg q.) Bey dieser Stelle muß ich bemerken, daß sie von verschiednen Schriftstellern und selbst vom Plinius zum Nachtheil Herodots greulich gemishandelt und übel verstanden worden ist. Man verstund gemeiniglich hier unter den Gryphen das bekannte Geschlecht der Vögel, die Greiffen, und dadurch

 fiel

m.) ibid. c. 186.
n.) l. 5. c. 46.
o.) l. 6. c. 44.
p.) l. 6. c. 45.
q.) l. 3. 111.

fiel freylich diese ganze Stelle ins abgeschmackte: denn welcher Vernünftige würde glauben, daß diese Vögel in einer gewissen Gegend das Gold bewacheten. Aber dies war auch Herodots Meynung gar nicht, sondern er verstund darunter ein gewißes Volk, so sich in einer goldreichen Gegend aufgehalten haben mag, von welchen man vorgegeben, das sie das Gold bewahrten. Dieses beweise ich durch eine andere Stelle, in welcher er erzählt: daß in einer gewissen Gegend nach dem Meere zu, erst die Ißedoner, dann die Arimasper, hernach die Gryphen und zuletzt am Meer die Hyperboreer wohnten r.) Woraus es klärlich erhellet, daß ein gewisses Volk unter den Gryphen verstanden werden müße.

Diodorus Siculus führt von Meroe einer ethiopischen Insel an, daß sie nicht wenige Städte habe, wovon Meroes die vornehmste sey, welche, so weit sie vom Nilstrom umflossen werde, von der Lybischen Gränze mit erstaunenden Sandhauffen, gegen Arabien aber mit jähen Felsengipfeln eingefaßet sey. Auf derselben Insel sind Gold- und Silbergruben, wie auch Eisen, Kupfer und Ebenholz in Menge-

r.) l. 4. c. 12. u. 25.

ge, wie auch verschiedne Arten von Edelsteinen s.)

Ferner wird von demselben des Königs Osymanduas prächtiges Grabmahl in Egypten beschrieben, allwo der König in Bildhauerarbeit und lebhaft gemahlt vorgestellet werde, wie er dem Gott Gold und Silber opfere, so er alljährlich aus dem ganzen Egyptenlande von den Silber- und Goldgruben erlange. Von Silber ist auch die Summe mit angemerkt gewesen, daß sie betragen habe 600000000. Minen (trecenties vicies centena minarum millia t.)

Ferner, nachdem Sosostris sein Heer zusammengezogen, habe er zuerst die gegen Mittag wohnenden Ethiopier bekrieget, und sie gezwungen, durch Ebenholz, Gold und Elephantenzähne zinsbar zu werden u.) —, Indien besitze von allen Arten Metallen, vornehmlich vieles Silber und Gold, Kupfer, Eisen und Zinn v.)

Sodann erzählt er auch, daß in Arabien Gold gegraben werde, welches man ungeschmol-

s.) Biblioth. histor. interpr. Rhodomanni Hannov. 1611. L. 1. c. 33.
t.) ibid. c. 49. Eine Mine beträgt 100. Drachmen.
u.) ibid. c. 55. v.) L. 2. c. 36.

zenes (apyrum) benennete, weil es nicht von den Erzflittern durchs Feuer ausgeschmolzen werde, wie es sonst gewöhnlich sey; sondern es werde solches bey dem ausgraben sogleich ganz rein gefunden; an der Größe den Kastanien gleich, und von einem solchen Glanze, daß man es zum schönsten Schmuck gebrauchen könne, wenn man es wie die Edelsteine einfassen wollte w.)

Auch beschreibt er eine Gegend also: Mitten durch lauft ein Fluß, welcher eine solche Menge Goldsand mit sich führet, daß der an den Ufern ausgeworfene Sand daran glänze. Die Bearbeitung des Goldes aber, (wie es nehmlich vom Sande befreyet und gereinigt werde) ist den dasigen Einwohnern unbekannt x.) Von einer andern arabischen Landschaft, die von den Aliläern und Gasandern bewohnt werde, wird gemeldet, daß aus verschiednen Gruben eine große Menge Gold gegraben werde, das nicht aus den Flittern zusammengeschmolzen, sondern für sich selbst in der Form erzeugt worden, welches auch daher *apyrum*, oder Gold, so noch in kein Feuer gekommen, genennet werde. Die kleinsten Stücke sind einer kleinen Nuß gros, die größten aber einer welschen

w.) ibid. c. 50. x.) Lib. 3. c. 45.

schen Nuß gleich. Sie pflegen diese Stücke wie Edelsteine eingefaßt an den Händen und Halse zu tragen. Wie sie aber Ueberfluß an diesem Metalle haben, so mangelt ihnen dagegen das Kupfer und Eisen. Daher pflegen sie diese Metalle gegen ein gleiches Gewicht von Golde von den Kaufleuten einzuhandeln y.)

Sodann berichtet er uns noch folgendes: Die Hauptstadt der Sabäer, Saba genannt, liegt auf einem Berge. Diese Nation übertrift nicht nur ihre Nachbarn, sondern auch alle übrige Menschen an Reichthum und Menge von allerley Kostbarkeiten. Denn sie bekommen, wenn sie etwas verkauffen wollen, für ein kleines Gewicht einen großen Werth zur Belohnung, vor allen andern, welche ihre Dinge gegen Silber vertauschen. Weil sie bey Menschen Gedenken, wegen der Länge und Lage ihres Landes noch unter keine fremde Bothmäßigkeit gekommen, so sind sie mit einer Menge von Gold und Silber im größten Ueberfluß versehen, Vornehmlich wird in der königlichen Residenz Saba die künstlichste gedrechselte Arbeit von allen Arten, wie auch Trinkgeschirre von Gold und Silber, Bettgestelle und Stühle von Silber und auch anderes Hausgeräthe, mehr als

y.) das.

man glauben kan, prächtig angetroffen. Hier siehet man Gewölbe und Thüren von Golde, und Schalen von den köstlichsten Edelsteinen; wie sie denn auch in dem ganzen Ausbau der Häuser einen bewundernswürdigen Aufwand machen; indem sie solche bald mit Silber und Gold, bald mit Elffenbein und den vortreflichsten Steinen, wie auch mit andern Dingen von großen Werth ausschmücken. Daß diese Leute aber seit geraumer Zeit eine solche ungestöhrte Glückseeligkeit genoßen, rührt daher, daß sie von denenjenigen allzusehr entfernt liegen, welche durch den Geiz angetrieben werden, sich mit fremden Schätzen zu bereichern z.)

Endlich beschreibt uns auch dieser Schriftsteller umständlich, wie die Egyptier ihre metallurgischen Arbeiten in ihrem Lande angestellet haben: An der Gränzen von Egypten, schreibt er, nach Arabien und Ethiopien zu, ist eine Gegend mit großen Goldgruben, woraus das Gold mit großer Beschwerde vieler Menschen zusammen gebracht wird. Die Natur hat daselbst in dem schwarzen Boden die vortreflichsten Gänge und Adern von weißen Marmor, welche im Glanze alle andere Dinge übertreffen. Aus diesen ziehen die Bergmeister oder Schmel-

z.) ibid. c. 47.

Schmelzer durch Hülfe einer großen Menge Arbeiter das Gold heraus. Die egyptischen Könige bestimmen zu solcher Arbeit Missethäter und Kriegsgefangene, Lästerer oder welche sonst Gefängnißstrafe verdient haben; bisweilen werden nur dergleichen Personen allein, bisweilen aber auch ihre ganzen Angehörigen mit darzu genommen, und zu dieser Grubenarbeit verdammt, um solche dadurch wegen der Verbrechen zu bestraffen, deren Arbeit aber ihnen (den Königen) den grösten Gewinn verschaft. Sie werden in unzähliger Menge dahin verwiesen und alle an den Füßen zusammen gebunden, und müssen daselbst Tag und Nacht ohne Unterlaß arbeiten, wobey ihnen durch scharfe Wache alle Gelegenheit zu entfliehen benommen wird. Denn die Wachen aus den Soldaten der Barbaren, welche verschiedne Sprachen verstehen, verhindern, daß niemand durch eine Unterredung oder sonst eine einschmeichelnde Bekanntschaft einen oder den andern Wächter zu berücken vermöge. Die goldträchtige Erde wird da, wo sie sehr fest ist, mit Feuer mürbe gebrannt und alsdann weiter bearbeitet. Den auf solche Art mürben Fels, welcher nun mäßiger Gewalt nachgiebt, brechen so viele Tausend Missethäter mit eisernen Werkzeugen aus. Bey dieser Arbeit ist ein Werkmeister gegenwärtig,

 wel-

welcher den Felsen beurtheilet, und den Arbeitern die Gänge zeiget. Die stärksten unter diesen müssen mit spitzigen eisernen Hammern den glänzenden Marmorfels mit Gewalt ausbrechen und Gänge aushauen, nach keiner geraden Linie, sondern nachdem die Adern des glänzenden Felses laufen. Weil nun wegen der schieffen und ausschweifenden Anbrüche der Gruben die Arbeiter sich immer im Dunkeln befinden würden, so führen sie Grubenlichter an der Stirne befestiget überall mit sich, und durcharbeiten also den verschiednen Fels nach seiner Natur and werfen die abgeschlagnen Stücke auf die Erde. Zu dieser Arbeit werden sie ohne Unterlaß durch die Aufsicht des Vorstehers, auch wohl mit Schlägen, angetrieben. Junge Knaben, so durch ausgebrochene Kanäle in die Gruben eingehen, schlagen die abgehauenen Stücken kleiner und führen sie auserhalb der Grube unter freyen Himmel. Hierauf nehmen ältere, so über 30. Jahre hinaus sind, eine gewisse Menge von solchen empfangenen ausgebrochenen Steinen, und stoßen sie in steinernen Mörsern mit eisernen Keulen, bis sie so klein, wie Erbsen worden sind. Von diesen nehmen darauf Weiber und ältere Männer diese Steine und schütten sie in gewiße Mühlen, von welchen daselbst eine lange Reihe vorhanden ist,

und

und mahlen immer zwey oder drey zusammen diesen Steinsand so lange, bis er wie ein Mehl worden ist. Weil nun keiner hier für seinen Körper Sorge tragen darf, so haben auch diese Arbeiter auf dem ganzen Leibe keine Bedeckung, als nur an den Schamorten; daher wird niemand diese unglückseeligen Leute ohne die euserste Erbarmung erblicken können. Hier ist an keinen Urlaub, noch irgend an eine Nachsicht zu gedenken. Weder ein kranker noch beschädigter, weder ein schwaches Alter noch weibliches Unvermögen kan hier zu einiger Entschuldigung dienen; sie werden vielmehr alle mit Schlägen zur Arbeit angetrieben, bis sie von der überhäuften Arbeit endlich den Geist aufgeben. Darum ziehen auch diese höchst unglückseelige Menschen die fürchterlichste Zukunft der gegenwärtigen Zeit vor, und erwarten mit Verlangen für das Leben den Tod.

Hierauf empfangen nun die Werkmeister den zermahlnen Steinstaub und bringen ihn zur Vollkommenheit. Sie schütten nehmlich denselben auf eine breite etwas schief liegende Tafel und spülen ihn mit aufgegoßenen Waßer immer ab; dabey aber fließen die erdigten Stäubgen mit dem Waßer ab, das Gold aber bleibt nach seiner Schwere am Boden und auf

der

der Tafel liegend. Indem sie solches wieder-holen, reiben sie anfänglich den Staub gelinde mit den Händen; sodann suchen sie durch zarte Schwämme, welche sie gelinde auf den liegend verbliebenen Staub drücken, die unnütze und erdigte Materie davon abzusondern, bis endlich der reine Goldstaub überblieben ist. Diesen nehmen darauf endlich wieder andere Werkmeister zu sich und behandeln ihn nach gewißer Weise und Gewichte; sie schütten ihn nehmlich in töpferne Gefäße, und thun nach dem Verhältniß deßelben, etwas Bley, Salz, ein wenig Zinn und Gerstenkleyen darzu. Alsdann legen sie einen Deckel darauf, bestreichen alles vorsichtig überal mit Leimen, und erhalten es fünf Tage und Nächte in einem Ofen in Feuer. Wenn darauf alles abgekühlet, wird nur das bloße reine Gold mit einem kleinen Abgange erhalten, von den übrigen zugesetzten Materien aber nichts mehr im Gefäß gefunden. Auf solche Art wird das Gold an der äusersten Gränze Egyptens erlangt. — Die Erfindung dieser Metalle ist sehr alt, und die Könige der Vorfahren sind Urheber davon a.)

Eben

a.) Lib. 3. c. 12. 13. 14. In dieser Beschreibung erkennet man die metallurgische Wissenschaft der Alten noch recht in ihrer wahren Kindheit. Wer aber mehr in dieser Stelle zu finden glaubt, Der irret sich.

Eben so erzählt auch Strabo, daß die Egyptier sich mit breiten und tieffen Schaufeln in die Flüße zu stürzen pflegten, um damit den Goldführenden Sand heraus zu hölen b.) Ferner führt auch derselbe an, daß die Reichthümer von Arabien vorzüglich mit in Edelsteinen und andern Kostbarkeiten bestanden habe, durch deren Handel eine erstaunende Menge Gold und Silber in dieses Land gezogen worden, das ohnedem schon einen großen Ueberfluß an Golde gehabt: wodurch dann der Kayser Augustus bewogen worden, den Aelius Gallus in dieses Land zu schicken, um entweder diese Nation sich zu Freunden zu machen, und dadurch ihre Reichthümer zu nutzen, oder sie sich unterwürffig zu machen c.) Eben diese Vorzüge von Arabien beschreibt auch Diodorus Siculus ausführlich, ingleichen, daß ihre Edelsteine wegen der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farben in sehr hohen Werthe gewesen wären d.)

Es konnten auch die Egyptier nicht allein die übrigen Metalle ausschmelzen, sondern sie wusten auch schon andere Mineralien zu andern Endzwecken zu bearbeiten, wie solches aus der

Zu-

b.) Geogr. l. 16.   c.) ibid. l. 16.
d.) Diodor. l. 2. c. 16. u. 52.

Zubereitung einer blauen Farbe erhellet, deren Theophrastus Eresius Meldung thut, wenn er schreibt: das egyptische Blau wird durch die Kunst bereitet, und die, welche die Geschichte der Könige geschrieben haben, merken an, welcher unter ihren Königen das künstliche Blau erfunden und das natürliche nachgeahmet habe e.)

Die Einwohner des Landes Iberien haben nach dem Zeugniß des Strabo erzählt, das die Flüße der Kolchier, ihrer Nachbarn, Gold führten, welches man aus denselben mit durchlöcherten Häuten und wolligten Fellen ausfischte; woraus endlich die Fabel des goldnen Fließes entsprungen sey f.)

Von den Goldgruben der Kolchier giebt uns auch Plinius in folgender Stelle Nachricht: Als zu Kolchis Salauces nebst dem Esubopes regiert, haben selbige in der Samnier Lande einen neuen bisher noch unbekannten Ort entdecket, aus dem sie sehr viel Gold und Silber graben laßen. Welches Land auch ohnedem schon durch die goldnen Fließe berühmt ist g.) Kolchis hat also Goldgruben und Goldflüße gehabt; und Plinius bezeugt in dieser Stelle

e.) von den Steinen §. 97. f.) Geogr. l. 11.
g.) hist. nat. l. 33. c. 3.

Stelle, daß die Erzählung vom goldnen Fließe sich auf nichts anders, als auf Goldführenden Flüße bezogen habe.

Tavernier führt in seiner Reisebeschreibung h.) von den asiatischen Ländern folgendes an: Japonien hält man gemeiniglich für die Landschaft, so die größeste Menge Gold liefert, aber es sey wahrscheinlich, daß der meiste Theil darvon aus Formosa komme, von welcher Insel es eigentlich nach Japan gebracht werde. Es kommt auch Gold aus China. Das Eiland Celebes oder Macaßar bringt auch Gold hervor, wo es aus den Flüßen gezogen wird, und sich alda unter dem Sande befindet. In Sumatra findet man nach verfloßenen Regengüßen in Steinen, die dadurch von den Bergen abgerißen worden, Goldadern. Auch bringen daselbst die Bauern den Holländern, wenn sie Pfeffer laden, eine große Menge Gold; obgleich daßelbe schlechter als das chinesische ist.

Gegen Thibet, welches der alte Caucasus ist, giebt es drey Berge nahe bey einander, deren einer Gold, der andere Granaten, und der dritte Lapis Lazuli liefert. Es

h.) Beschreibung der sechs Reisen in die Türkey, Persien und Indien. Genf. 1681. 2ter Theil S. 148.

Es kommt auch endlich Gold aus dem Königreich Tipra, aber es ist nicht besser als das chinesische Gold.

Nach Hübners gesamleten Zeugnissen i.) findet sich in Asien auf der Insel Rhodis Gold und Silber in den Bergen; Arabien hat Gold in großem Ueberfluß; In Mingrelien oder Kolchis hat der Fluß Phasis ehedem Gold geführt; Persien hat Bergwerke von allerhand Metallen, Mineràlien und Edelsteinen; Indostan liefert aus den Bergwerken Gold, Silber und Edelsteine. Des Moguls Schätze rechne man an Golde, Silber, Perlen und Edelsteinen auf 2000. Millionen; es habe auch derselbe wohl eher 1500. Millionen an baaren Gelde beysammen gehabt. In Aßem arbeiten viel tausend Sklaven in den Bergwerken; in Pegu machte das Gold die vorzüglichste Landeswaare aus; Siam wird für eines der reichsten Königreiche in der Welt gehalten; in Malacca findet man Gold und Diamanten; in Cochinchina ist an ergiebigen Gold- und Silbergruben kein Mangel. China hat Gold- und Silbergruben, es darf sie aber niemand auser dem Kayser bey Lebensstrafe bauen; am Ufer aber mag

i.) Geographie. Hamburg. 1736. 8. 2ter Theil.

mag jedermann Gold suchen. Der Kayser behält alle Jahre nach Bezahlung der Civil- und Kriegsbedienten 120, Millionen Thaler von seinen Einkünften übrig. In Ceylon findet man Gold, Silber und Perlen in Menge; Sumatra liefert Gold in Bergen und Flüßen; Unter den von Borneo, Celebes, Solor und Timor ausgehenden Waaren macht das Gold einen der vorzüglichsten Artikel aus. In Japan geben die vielen Bergwerke Gold und Silber zur Ausbeute, und des Kaysers Einkünfte belauffen sich allda auf 283. Millionen, wovon alle Jahre zweydrittel dem Schatze übrig bleiben.

Von Afrika berichtet **Tavernier**: daß im Königreich Monomotapa das allerfeinste und beste Gold auch nirgends in größerer Menge gefunden werde. Es fließt daselbst in hellen Bächen und Wasserströmen daher, daß es fast eher gefunden als gesucht werden dürffe. Auch findet man es ohne große Mühe in der Erden daselbst, wenn man nur zwey oder drey Schuhe tief gräbet. Der Fürst dieses Landes soll auch daher gemeiniglich nur der Goldkönig genennet werden. Und Thomas Lopez hält in seiner indianischen Reisebeschreibung dieses Land nicht ohne wahrscheinliche Gründe für das alte Ophir.

Ferner führt Tavernier an, daß an gewissen unbewohnten Orten allda, wo kein Wasser zu finden sey, auf der Oberfläche der Erden Stückgen Gold, von allerhand Form und Gewicht, von zwey Unzen und drüber gefunden würden; wie er denn selbst der Seltenheit wegen verschiedne Stückgen mitgebracht habe, wovon er einige guten Freunden verehret, und selbst noch eines von einer halben Unze besitze.

Auch erzählt derselbe folgende Merkwürdigkeit k.): als er mit dem Herrn von Ardiliere zu Suratte gewesen, sey eben daselbst ein Abgesandter von dem Abyßiner Könige angekommen, welchem er seine Aufwartung gemacht habe. Bey welcher Gelegenheit ihm derselbe die Geschenke gezeigt, welche er eben dem Gros Mogul im Nahmen seines Königs überbringen werde. Darunter ist das vornehmste und bewundernswürdigste ein Baum von lautern Golde gewesen, zwey Schuh und vier Daumen hoch, und vier bis fünf Daumen dick vom Stamm; mit 10. oder 12. Aesten versehen, deren etliche beynahe einen halben Schuh lang gewesen, Daumens dick, wovon auch andere etwas kleiner waren. An etlichen Orten der großen Aeste habe man etwas rauhes gesehen, so

k.) das. 2ter Theil. S. 150.

so in etwas den Knospen geähnliget; die Wurzeln dieses Baums, so auch die Natur also gebildet hatte, sind klein und kurz und die längsten nicht mehr als 4 oder 5 daumenbreit lang gewesen. Das seltsamste an diesem beschriebnen Stücke war also nicht sowohl das Gold nach seinem Gewichte, sondern vielmehr die natürliche Bildung: Denn man erkennet aus der Beschreibung, daß solches Gold in dieser zufälligen Bildung, so wie es hier war, von der Natur erzeugt worden sey.

Von den dasigen Einwohnern schreibt er, daß sie ihr Gold jährlich nach Sofola und Chepon Goura brächten, und allda selbiges gegen andere Bedürfnisse vertauschten, wie es auch die ethiopischen Völker machten, die alle Jahre ihr Gold nach Alkair brächten.

In der Landschaft Moukaran, wo der Fluß Sena entspringt, finden die Einwohner derselben eine große Menge Goldstaub in unterschiedlichen Flüßen, so in den Sena fallen, das sie ebenfalls in vorbenannte beyde Städte zum Umsatz bringen. Denn fügt er noch bey, daß es bisweilen Cafres geben, welche wohl weiter, als aus der Landschaft Moukaran, und bis in die Nachbarschaft des Vorgebürges der guten Hofnung kommen. Das Gold, so sie brächten,

ten, sey vortreflich und in Stückgen, wie das von Monomotapa, und sie gäben vor, daß sie solches auf hohen Bergen fänden, wenn sie nur 10. oder 12. Schuhe tief in die Erde grüben.

Auch sind nach des Happelius Zeugniß l.) in der Abyßinischen Landschaft Sabaim verschiedne herrliche Goldgruben, aus welchen der Neguz jährlich über 5. Millionen erhebt. Desgleichen sind nicht weit davon die Landschaften Gojame und Damut wegen dieses königlichen Metalls sehr hoch zu schätzen; weshalber auch der Neguz diese Minen stets mit 6000. gewafneten Leuten verwahret hält. Die Goldminen in Damut sind bey einem See, aus welchem der Fluß Niger herkommt, so, daß dieser Fluß etwas von dem Sande der Minen mit sich führet und mit seinem reißenden Strom, wie er von den Gebirgen schießet, und mit seinem ungestümen Lauf denselben in das offenbahre Meer stürzet. Diesen Sand fangen die Schwarzen auf, und samlen daraus viel Gold, das von den Felsen und nahliegenden Minen abgespület worden. Der Neguz hat täglich viel Volk, welches in solchen Minen arbeitet, und dies besteht meistentheils aus Gefangenen, die er von den Feinden bekommen hatte. Wenn die Ethiopier

l.) Cosmographie, 2ter Theil. S. 998. u. f.

opier in den Krieg ziehen, lassen sie zwar allen das Leben, die sich ihnen unterwerffen, aber sie schicken sie an solche Oerter, Gold zu holen und zum Nutz herbey zu schaffen.

Insonderheit ist auch der Guineische Landstrich, die Goldküste genannt, mit Gold ziemlich reichlich versehen, indem es bey anströmender Seefluth mit dem Sande an den Strand geworfen und bey niedrigen Wassern von den Weibern aufgesucht wird, dabey auch Stückgen von allerhand Schwere gefunden werden. Das Gold, so die Holländer von hier führen, wird meist aus den Flüssen geholt und durch die schwarzen Einwohner von Fantyn, Akanien, Adou, Akara, und andern Orten ihnen an den Strand gebracht. Diese Leute aber finden das Gold selbst in ihren Ländern nicht, sondern bekommen es von andern Schwarzen tiefer im Lande gegen europäische Waaren. Es wissen daher weder die Schwarzen an der See, und noch weniger die dahin kommenden Europäer von den guineischen Goldgruben Nachricht zu geben; denn die Könige des Landes halten solche sehr geheim; und ein jeder König läßt seine Minen nur durch die Seinigen bearbeiten und verhandelt hernach das Gold an andere Schwarzen, die näher an der See wohnen,

und also kommt es von Hand zu Hand an die Holländer.

In manchen Flüssen, insonderheit in dem goldreichen Atzinischen Strom, der aus Bergen und Klippen einher stürzet, wird das Gold häufig aufgefischet, indem sich die Einwohner derselben Gegend mit einem hölzernen Geschirr unter das Wasser stürzen, worein sie Erden, Steine und was sie bekommen können aufraffen, welches sie hernach auf dem Lande abspülen und die Goldkörner davon heraussuchen. Denn es werden vielmahls ziemliche Stücke Gold durch die Gewalt des herabstürzenden Wassers von den Goldadern losgerissen; wie denn der König von Igwira eine große Menge solcher Goldstücke hat, denen er eine große Kraft zuschreibt. Manchmahl bekommen diese Leute bey ihren tauchen viel Gold, oft auch in einem ganzen Tage nichts. Man findet aber das Gold in verschiednen Sorten, als in Stückgen wie eine Bohne, ein Daumen, oder wie eine Erbse groß, auch oft nur wie Griessand. Solche Stücke sind sehr uneben und zackig, halten auch wohl noch Steingen und Erde in sich. Der Goldsand wird von den Schwarzen in ströhmenden Wassern gesaubert; doch niemahls so fein, daß nicht noch einige Unrei-

nig-

nigkeit dabey wäre. Man sagt, daß alles Gold, so längst dieser Goldküste gegraben und gefunden werde, nicht weiter als etwa 20. Meilen vom Strande liege.

Auser dem führt noch Hübner von Afrika an, daß um Marocco herum Gold- und Silberbergwerke sind; wie denn auch in Nigritien viel Gold und Silber gefunden werde; auch wird das, was von der guineischen Goldküste bereits angeführet worden, hier bestätiget. In Benin sind auf dem Gebirge Taßou auch Goldgruben, darum sich aber die Einwohner keine Mühe machen, indem sie allerhand Tändeleyen, als Degen, Ohrgehänge, Spiegel und kleines Eisenwerk höher als Gold schätzen. In Nubien findet sich hin und wieder Gold im Lande; wie denn auch einige Ströme Goldkörner führen. Abyßinien oder das alte Ethiopien hat seine Goldbergwerke, die sie aber nicht bearbeiten, aus Besorgniß, daß vielleicht die Türken darzu Lust bekommen mögten; sie behelfen sich also nur mit dem Golde der Flüße. Die alten Einwohner waren Chains Nachkommen, wie denn auch zur Zeit des alten Testaments dieses Land mit zu Arabia gerechnet worden ist. Auch beweißt man, daß die Königin aus dem Reich Arabia dieses Land ehedem besessen habe.

Das Königreich Bagemder hat Goldbergwerke, und Monomotapa ist mit einer überschwenglichen Menge Gold erfüllt. In dem östlichen Theile von Caffreria, die Küste von Zofala genannt, befinden sich viel Goldminen und die Flüsse daselbst führen auch Gold. Das Königreich Melinde handelt mit Gold und Silber; wie auch die Einwohner der Küste Ajan ergiebige Gold- und Silberbergwerke im Lande haben. Das Königreich Brava liefert die drey kostbarsten Waaren, Gold, Silber und Ambra. Das Königreich Adel verhandelt viel Gold und Silber; und Madagascar hat goldführende Flüße und Gruben. Von Afrika kan man überhaupt sagen, daß es allda überal Gold in Menge stets, und vorzüglich in der alten Zeit, gegeben habe. Das Graben nach dem Golde aber wird daselbst theils aus Unwissenheit, theils aus Faulheit von den Einwohnern unterlassen, weil sie solches in hinlänglicher Menge schon auf der Oberfläche der Erden, nehmlich in dem Sande der Flüsse finden können.

Von dem Golde, so sich in Amerika nach seiner Entdeckung gefunden hat, will ich gar nichts anführen, da ich dessen Anzeige zu meiner Absicht eigentlich nicht gebrauche. Was

für

für unbeschreibliche Mengen Gold und Silber sind nicht nur allein aus dem Peruanischen Bergwerk zu Potosi seit seiner Erfindung gefördert worden? Die goldreiche Insel Hispaniola, das goldträchtige Brasilien, die Goldgruben in der Provinz Darien, das Königreich Quajana, Neu Granade und andre mehr haben die erstaunlichste Menge Gold geliefert. Vielleicht giebt Amerika hierinn keinem von den vorhergehenden beyden Welttheilen etwas nach; denn es ist ja weltkundig, daß die Spanier und Portugiesen mit ganzen Schifsladungen und Flotten das Gold aus diesem Welttheile geholet haben; wovon man mehrere Nachrichten bey den eigentlichen Geschichtschreibern finden kann.

Noch weniger aber bin ich Willens von Europa die Nachrichten seiner glänzenden Schätze der Erden aufzusuchen und hier mit anzuführen, weil es mir nur vorzüglich an den Nachrichten von den ehemahligen natürlichen glänzenden Reichthümern von Asia und Afrika gelegen war.

Plutarch berichtet uns, daß Crösus der König in Lydien, aus den Goldgruben und Goldwaschwerken an dem Fluße Paktolus sehr

 große

große Reichthümer erlanget habe m.) Damit vergleiche man nun, was Herodotus von eben diesem Könige anführt: Crösus, schreibt er, beschenkte den Alkmäon wegen einer gewissen verdienstlichen Handlung mit so viel Gold, als er auf einmahl an seinem Leibe wegtragen könnte. Dieses Geschencke wuste sich Alkmäon auf folgende Art beträchtlich zu machen. Er zog einen großen Unterrock, worinnen er einen sehr tiefen Schooß ließ, und Stiefeln an, so weit er sie nur finden konnte: und so gieng er in die Schatzkammer, wo er hingeführt wurde. Darauf machte er sich an einen Hauffen Goldstaub, und füllte erstlich in die Stiefeln so viel Gold, als hinein gieng; darauf füllte er noch den ganzen Schooß mit Golde an, streuete selbst in die Haare Goldstaub, und nahm auch den Mund voll; und so gieng er aus der Schatzkammer, daß er mit genauer Noth seine Stiefeln fortschleppen konnte. Man sollte ihn eher für etwas anders als einen Menschen angesehen haben: denn der Mund war ausgestopft und aufgeblasen, und alles schien an ihm aufgeschwollen zu seyn. Crösus lachte darüber, und ließ

m.) in Solone. Der Paktolus wurde deshalber auch ehedem wegen des vielen Goldes, so er mit sich führte, Chrysorrhoas genennet. S. Plin. hist. nat. L. 5. c. 29.

ließ ihm nicht nur alles dieses, sondern gab ihm auch noch andere nicht geringere Geschenke n.)

Zu diesem will ich nunmehro nur noch zuletzt dasjenige hinzufügen, was sich hiervon beym Plinius findet; bey dem man doch schon mehrere Spuren von mineralogischer Erkenntniß antrift. Es führt derselbe zuerst an, was Midas und Crösus für eine erstaunliche Menge Gold besessen haben; und daß Cyrus bey der Eroberung von Asien 34000. Pfund Gold erbeutet habe, ohne die goldnen Geschirre und das sonst auf andere Art verarbeitete Gold zu rechnen; worunter sich auch ein goldner Masholderbaum und Weinstock mit Blättern gefunden habe. Ob diese letztern beyden Stücke eben dieselbigen gewesen, so nach dem 10. Kap. dieses Buchs der König Darius von dem sardischen Pythius geschenkt bekommen p.), mögen andere untersuchen. Inzwischen kan man damit vergleichen, was ich vorne von Tavernier, als einem Augenzeugen von einer solchen Seltenheit angeführet habe; woraus man denn erkennen wird, daß die Schätzbarkeit dieser Stücke blos in der natürlichen Bildung bestanden

n.) l. 6. c. 117. o.) hist. nat. l. 33. c. 3.
p.) Herodot. l. 7. c. 27.

den habe. Ueber den unermeßlichen Reichthum an Golde und Silber der damahligen Zeit verdient das ganze angeführte 10. Kapitel gelesen zu werden.

Es erzählt derselbe auch ferner wie das Gold auf dreyerley verschiedene Arten erlangt werde, nehmlich aus Flüßen, Goldadern und Erzen. Nero habe es in solcher Menge über der Erden gefunden, daß er alle Tage davon 50. Pfund nach der Reinigung erhalten habe. Man fände es auch öfters in den Schächten in ganzen gediegenen Stücken zu 10. und mehrern Pfunden q.)

Ferner giebt er uns folgende Nachrichten: Von dem kaukasischen Paß bis durch die gerdyeische Berge graben die Valler und Suarner, welches wilde Völker sind, blos Goldgruben r.) Unter den indischen Völkern haben die Darder sehr viel Gold und die Seter viel Silber; vor allen andern aber sind die Prasier die reichsten s.) Die Bewohner des höchsten unter den indischen Bergen Capitalia, bearbeiten auf der einen Seite weitläuftige Gold- und Silberbergwerke t.). Ferner erzählt er die Nachricht anderer, daß auserhalb der Mündung des Indus

Chry-

q.) l. 33. c. 4.
r.) l. 6. c. 11.
s.) das. c. 19.
t.) das. c. 20.

Chrysa und Argyra befindlich sey, deren ganzer Boden fast aus Gold und Silber bestehe. Diesen wörtlichen Ausdruck bezweifelt er zwar billig, urtheilt aber dennoch ganz richtig, daß nur der Boden sehr reiche Ausbeute von diesen Metallen gebe u.) Gold und Silber wird auch auf der Insel Taprobane gefunden v.) — In Caramanien befindet sich der goldführende Fluß Hytanis w.) — An dem nördlichen Arme des Tigerstroms liegt die Stadt Babytace. Da befinden sich vermuthlich die einzigen Menschen, so das Gold hassen, indem selbige es vergraben, damit es von niemanden genutzet werde x.) — An dem Hamäischen Ufer in Arabien sind Goldgruben befindlich; die Sabäer sind die reichsten an Weyrauch Wäldern und Goldgruben y.) — Ferner wird auch einer goldreichen Gegend Ethiopiens in der Nachbarschaft der Troglodyten gedacht z.) Wie denn auch angeführt wird, daß Clitarchus dem Könige Alexander von einer solchen reichen Insel des ethiopischen Meeres Nachricht gegeben habe, allwo die Einwohner für ein Pferd ein Talent Gold hingäben a.)

Plini=

u) das. c. 21.
v.) das. c. 22.
w.) das. c. 23.
x.) das. c. 27.
y.) das. c. 28.
z.) das. c. 30.
a.) das. c. 31.

Plinius sagt es auch schon deutlich, daß alles Gold auch Silber bey sich führe, obschon nicht allemahl nach einerley Verhältniß. Dasjenige, welches den fünften Theil Silber enthielte, werde Kronengold genennet. Auch beschreibt er den innern Bergbau und die bey den zu Tage geförderten Erzen vorfallende Arbeiten ziemlich genau b.)

Die Natur des Goldes überhaupt, sein vorzügliches Gewicht, Verhältniß im Feuer, die Kennzeichen seiner Güte, deßen Schmelzung mit Bley, um es zu reinigen, wie auch deßen Anwendung zur Vergoldung mit Quecksilber führt er auch als schon bekannt an c.)

Vom Silber meldet er, daß es gewöhnlicher maßen in keiner solchen glänzenden Gestalt, wie das Gold wachse, und daß deßen Erze nothwendig mit Bley oder Bleyerzen geschmolzen werden müsten, wobey sich das Silber mit dem Bley vereinige d.)

So beschreibt er auch das Quecksilber nach seinen Eigenschaften, daß alles in ihm oben schwimme, auser das Gold nicht, so darinnen untersinke. Daher werde es auch durch solches

am

b.) l. 33. c. 4.
c.) das. c. 3.
d.) das. c. 6.

am besten gereinigt, indem es bey öftern umschütteln in irrdenen Gefässen dessen leichtere Unreinigkeiten auswerffe, und dabey doch immer selbst vom Golde abgeschieden bleibe. Wenn es dann in gegerbte Felle geschüttet werde, so dringe es wie ein Schweiß durch solche hin, und laße das Gold darinn zurück e.)

Auch führt eben derselbe allerhand künstliche metallische Versetzungen seiner Vorfahren an, als von Kupfer, Gold und Silber f.); von 1. Centner Kupfer mit dem achten Theil Zinn; bald aber schmeltzten sie mit 1. Centner Kupfer 10. Pfund Zinn und 5. Pfund Bley; bald 1. Centner Kupfer mit 3. bis 4. Pfund Zinn; und bald bloßes Kupfer und Bley unter einander g.) Ferner pflegten sie auch Zinn und Bley, Zinn und Silber, unter einander zu schmelzen, um die Zahl der verschiednen metallischen Materien immer mehr zu verstärken, und immer andere Arten davon zum Vorschein zu bringen, ihren Arbeiten auch dadurch zugleich besondere neue Vorzüge zu verschaffen; wie sie denn auch in gleicher Absicht kupferne Arbeiten zu verzinnen pflegten. Durch eben die angeführte Bestrebung zu neuen Erfindungen

e.) das. c. 6. f.) l. 34. c. 2.
g.) das. c. 9.

gen haben sich auch bald Betrüger eingefunden, die durch dergleichen Vermischungen veranlaßet worden, eine Mischung von 4. Pfund Zinn und 2. Pfund Bley unter dem Nahmen Silberzinn zu verkauffen, und sich das Pfund mit 130. Sesterzien bezahlen zu laßen; da doch der Preis des reinen Zinnes nur 30. und des Bleyes 16. Sesterzien gewesen ist.

Zu Korinth verfertigte man ebenfalls schon dreyerley verschiedene Arten Erz, als weißes, so dem Silber gleich; gelbes, das dem Golde ähnlich war; und leberfarbenes, von verschiedener abweichender Farbe, deren Bereitungen man allda sehr geheim hielte. Nach solchen ist auch noch das äginetische und delische Erz berühmt gewesen h.)

Ferner erkennet man, daß auch damahls schon die Bereitung des Bleyweißes aus dem Bley, der Grünspan und viele andere metallische Zubereitungen mehr bekannt gewesen sind i.)

Dies sind doch nun wohl deutliche und untrügliche Spuren, daß die ersten Bewohner der Erden von diesen glänzenden Schätzen sehr frühzeitig Anlaß zur Erkenntniß gehabt, und

daß

h.) das. c. 2. i.) das. c. 18.

daß solche bey ihnen auch nach und nach immer mehr ausgebreitet worden, bis sie endlich nach einer langen Erfahrung diese Körper noch besser zu benutzen gelernet haben. Es erhellet daraus, daß kein Zweig der Chemie früher Wurzel geschlagen und sich mehr ausgebreitet habe, als die metallurgische Erkenntniß; und man kan daher mit Recht in dieser den Ursprung unserer ganzen heutigen systematischen Chemie festsetzen.

Ob wir gleich von der anfänglichen Vertheilung der Nachkommenschaft des Noah, und wie solche geschehen ist, in den ältesten Nachrichten nur sehr dunkele Spuren haben k.); so wißen

k.) Nach der großen Ueberschwemmung der Erde, wovon uns die heilige Schrift benachrichtiget, sollen sich die Kinder des Noah und ihre Nachkommen folgendermaßen in der Welt ausgebreitet haben. Japhet, als der erstere Sohn des Noah, nahm, nach einigen Geschichtschreibern, mit seinen sieben Söhnen Europa, nebst einem ansehnlichen Theil von Afrika dergestalt in Besitz, daß sich Gomer in Phrygien; Magog in Scythien; Madai in Medien; Javan in Jonien, als einem Theil von Griechenland; Tubal in Tibarene; Masched in Moschia und Tiras in Thracien und andern Gegenden niederließ.

Sem, der zweyte Sohn von Noah, von dem die Hebräische Nation abstammet, hatte auch schon fünf Söhne, mit denen er sich nach

wißen wir doch aus diesen Quellen so viel, daß von Chams Nachkommen diejenigen, welche sich in Egypten niedergelassen haben, die Erforschung

Groß- und Kleinasien gewendet haben soll. Unter welchen Elam von Persien, Assur von Aßyrien, Arphachsad von Chaldäa, Lud von Lybien, und Aram von Aßyrien bis an das mittelländische Meer Besitz genommen.

Cham, des Noah jüngster Sohn, wendete sich mit seinen vier Söhnen nach Afrika, und breitete sich auch noch in einem ziemlichen Theile von Asien aus; dergestalt, daß Chusch seine Wohnung in Arabien, und an den Gränzen von Egypten aufschlug; es wurde derselbe der Stammvater aller derer, die in Arabien zwischen dem rothen Meer und dem Meerbusen, ferner jenseit des Meerbusens in Caramanien, in einem ziemlichen Theil von Persien, wie auch in den nördlichen Gegenden von Arabien, endlich auch in Babylonien und zum Theil in Chaldäa wohneten. Mizraim bevölkerte mit seinen Nachkommen, Ober- Mittel- und Unteregypten, Marmonika und Mohrenland, beydes gegen Morgen und Abend, und wurde König in Egypten. Phut besetzte die übrigen Gegenden vom Afrika, das innere und äusere Lybien, Numidien, Mauritanien und Getulien. Canaan aber ließ sich in demjenigen Lande nieder, welches in der Folge nach seinem Nahmen Canaan genennet wurde; desgleichen besetzte er Palästina, Phönicien, einen Theil von Cappadocien und einen großen Theil Landes an dem euxinischen Meere bis nach Kolchis hin.

schung allerley natürlicher Wissenschaften sich besonders haben angelegen seyn lassen. Daher ist es auch gekommen, daß in Egypten am frühesten allerhand Künste und Wissenschaften entsprungen sind; worunter mit Recht die Meßkunst, Rechenkunst, Sternkunde, Arzneywissenschaft und Naturlehre, mit Innbegriff der metallurgischen Wissenschaft gerechnet werden müssen.

Es war daher auch in dem ersten Weltalter der Ruhm von der egyptischen Weisheit in allen übrigen Ländern so groß, daß niemand damahls vor einen gelehrten Mann gelten konnte, wenn er nicht in Egypten eine Zeitlang den Wissenschaften obgelegen hatte.

Nachdem sich nun also die sämtlichen Nachkommen des Noah nach und nach in der Welt ausgebreitet hatten, und nun vornehmlich, wie aus dem ganz kurzen Auszuge der Naturgeschichte des Goldes erhellet, in Asia und Afrika eine so unbeschreibliche Menge von diesem hellglänzenden Metall so nahe vor ihren Augen fast unverhüllet angetroffen haben; so musten sie nothwendig dadurch auch sehr bald zu dessen näherer Kenntniß und nützlicher Anwendung veranlasset werden. Besonders können wir dieses mit vieler Zuversicht von den scharfsinni-

gern Nachkommen des Mizraims vermuthen, da diese in der Erfindung anderer nützlichen Wissenschaften sich vor ihrer Zeitgenossen frühzeitig genug ausgezeichnet haben. Die goldbringenden Flüsse, die ohne Unterlaß immer einen schimmernden Sand daher rollen liessen, musten ihnen nothwendig zur Veranlassung dienen, den Ursprung dieses leuchtenden Sandes näher zu erforschen; wodurch sie dann unumgänglich zu den Goldminen selbst geleitet werden musten. Hier fanden sie nun wohl die Quellen dieses Körpers, welcher sich durch seinen strahlenden Glanz vor allen übrigen so ausnehmend unterschied; sie sahen aber auch dabey zugleich, daß er oft noch mit einer überhäuften Menge Erde und Steinen verunreiniget und vermenget war; woraus sie bald die Nothwendigkeit erkennen musten, daß sie auf Mittel sinnen müßten, wie sie dies glänzende Metall von den Steinen und Erden absonderten, wenn ihnen die wohlthätige Wirkung der Flüße nicht mehr genug davon verschaffen sollte.

Der erste Versuch hierzu konnte wohl kein anderer seyn, als daß sie dergleichen entdeckte goldträchtige Steine ins freye Feld brachten und zerschlugen; wobey sie dann glücklich beobachtet haben müßen, daß sich auf solche Art

der

die glänzenden biegsamen Adern ziemlich gut davon absondern und von den gröbern erdigten und steinigten Theilen befreyen ließen.

Wie es aber damit noch lange nicht genug gewesen, alles auf solche Art erlangte natürlich gewachsene Gold in möglichster Reinigkeit zu haben; weil manches davon allbereits in der Werkstatt der Natur mit andern Metallen vermischt erzeugt wird; so gehört ferner nun erst eine weitere Erkenntniß darzu, wenn jene fremdartigen Metalle abgeschieden, und das Gold in seiner höchsten Lauterkeit dargestellet werden soll. Dies konnte nun im Anfang wohl schwerlich, ja unmöglich geschehen; es muste also anfänglich alles Gold nur so benutzt werden, wie es die Natur gegeben hatte, bis man erst in der folgenden Zeit, durch die Erkenntniß von dem Daseyn mehrerer Metalle zu der Ursache des bemerkten Unterschieds des Goldes, nehmlich der fremdartigen Beymischung geleitet worden war. Denn nach aller Wahrscheinlichkeit läßt sich aus den angeführten Zeugnissen in der That nicht anders urtheilen, als daß die Menschen vor allen Metallen das Gold am ersten kennen gelernet haben, und daß sie erst hernach dadurch auf die Spur zur Erkenntniß von den übrigen nach und nach gelanget sind.

Hierzu war nun aber schlechterdings nothwendig, daß sie erst durch eine lange Uebung und wiederholte Erfahrung die Wissenschaft, nicht allein von dem Daseyn, sondern auch der Ausschmelzung der unedeln Metalle sich verschaffen musten, womit aber weit mehrere Schwierigkeiten verknüpft waren, als mit der nachherigen Feinmachung ihres Goldes. Denn, wenn auch gleich die Kenntniß der verschiednen Erzarten durch gediegene Stuffen veranlaßet worden seyn mag; so war es doch in der Folge nothwendig die erkannten Erze der unedeln Metalle selbst auszuschmelzen. Diese aber wollen bekanndtermassen gewisse nothwendige Zusätze haben, wenn sie das enthaltende Metall fahren lassen sollen; welche zu finden wieder eine besondere Erkenntniß erfordert: und wenn nun endlich alles dieses entdeckt worden, so hat die bloße Ausschmelzung dieser Metalle wieder ihre besondern Schwierigkeiten.

Wenn nun endlich auch alles dieses durch langes irren und viele Erfahrungen erlernet worden, so war es dann erst noch nöthig, daß sie die besondern Eigenschaften und Anwendungen dieser unedlen Metalle, vornehmlich des Bleyes, zur Läuterung des Goldes und Silbers, entdeckten, ehe sie diesen Endzweck da-

mit haben erreichen können. Allein, wie viele Jahrhunderte nun wohl vor dieser Entdeckung darüber verstrichen seyn mögen, wird sich wohl niemand zu bestimmen wagen.

Inzwischen da wir dennoch aus den klaren Ueberlieferungen unserer frühen Vorfahren überzeugt worden sind, daß sie doch endlich die nothwendigsten Einsichten dieser kunstmäßigen Behandlung nach und nach wirklich erlanget haben; daß sie nicht allein unedle Metalle aus ihren Erzen zu schmelzen gewußt, sondern auch die edlern Metalle dadurch zu läutern verstanden, und zu eben dem Endzweck das langwierige Feuer anzuwenden gelernet haben: so müßen wir ihnen auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie auf solche Art wirkliche, wichtige und sehr verborgene chemische Arbeiten erfunden und ausgeübet haben; obgleich ihre damahlige Erkenntniß noch immer sehr eingeschränkt und unvollkommen war, und sie alle diese Arbeiten nur blos empirisch, ohne gründliche philosophische Erkenntniß betrieben haben.

Nachdem ich also den Beweiß von der metallurgischen Erkenntniß in der ältesten Zeit zu meiner Absicht hinlänglich vollendet habe; so schneide ich nun den bisher gesponnenen Faden entzwey, und bemerke nur noch insbesondere

von dieser damahligen Erkenntniß, daß sie der wahre Grund ist, woraus in der Folge unsre ganze heutige chemische Wissenschaft entsprungen ist, welche mit einem Wort die Chemie genennet wird. Es ist aber auch noch ferner anzumerken, daß aus eben diesem noch nicht hinlänglich bearbeiteten rohen Grunde, ehe die chemische Wissenschaft zu einiger Vollkommenheit gebracht worden war, noch ein anderes wildes Reis entsproßen ist, welches in der Folge die Alchemie genenet worden.

Da ich mir nun in der gegenwärtigen Schrift nur die letztere vorgebliche Wissenschaft zum Vorwurf gemacht habe; so kann ich von dem Fortgange der erstern nur sehr wenig anführen. Wie demnach der Anfang der metallurgischen Erkenntniß in der Folge den Menschen immer Gelegenheit gegeben, die Schätze der Erden nach und nach auch besser kennen zu lernen, und mehrere Arten davon sich bekannt zu machen; so erweiterte sich diese Wissenschaft auch immer mehr und mehr. Man lernte an den so mannigfaltigen Mineralien auch eben so verschiedne Eigenschaften erkennen, und wie ein jeder von diesen besondern Körpern auch besonders behandelt seyn wollte, wenn er nach der Absicht seines Daseyns nützlich werden sollte. So

wuchs

wuchs endlich die metallurgische Erkenntniß, bis eine ausgebreitetere mineralogische Kunst daraus wurde, nach dem Verhältniß, wie die Meister dieser Kunst in der Natur mehrere Erfahrungen gesamlet hatten. Durch solche erlangte Einsichten wurden sie dann auch veranlasset, allerhand Steine und Erden auf verschiedene Art zu untersuchen, so wie sie auch hernach auf die Gewächße und thierische Körper ihre Aufmerksamkeit verwendeten, und dadurch von ihren Eigenschaften und innern Beschaffenheit sich ebenfalls Kentnisse zu verschaffen bemühet gewesen sind; wie wir solches von einem alten egyptischen Schüler dem Demokritus wissen, daß er sein Leben in der Einsamkeit, mit der Untersuchung der verborgenen Kräfte der Mineralien, Gewächße und Thiere, zugebracht habe, wie man es aus vielen Stellen in dem Plinius erkennen kann. Wie weit es die Alten in der mineralogischen Erkenntniß schon viertehalbhundert Jahr vor Christi Geburt gebracht gehabt, kan man gewiß nicht ohne Verwunderung in des Theophrastus Eresius Abhandlung von den Steinen lesen. So ist es demnach von Anfang her, durch so manche Jahrtausend mit dem langsamen Wachsthum dieser natürlichen Wissenschaft ergangen; bis endlich aus der ganzen Sammlung aller erlangten ein-

zelnen natürlichen Erkentniße diejenige Wissenschaft durch eine kunstmäßige Verbindung entstanden ist, welche wir noch auf den heutigen Tag die Chemie oder die Scheidekunst nennen.

Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob sich der Nahme Chemie, als die Benennung einer Kunst, schon bey den alten Egyptiern lange vor Christi Geburt gefunden habe; obgleich dieses Wort selbst den Ursprung aus Egypten unleugbar zu erkennen giebt, indem das Land Egypten bey seinen alten Einwohnern Chemia hieß l.), und noch jetzt von den Copten Chemi genennet werden soll. Die hieher gehörige Stelle im Plutarch lautet also: ægyptum, quæ vel maxime nigram habet terram, tanquam nigram oculi partem, *Chemiam* vocant, et cordi comparant. Aus dieser hieroglyphischen Beschreibung erkennet man so viel ganz deutlich, daß nur ein gewisser mittler Strich Landes, welchen sie deshalb mit dem Herzen verglichen, und wegen seines schwarzen Bodens das schwarze im Auge genennt, den Nahmen Chemia geführt habe. Ob sie aber in gleichem Sinn alles dasjenige, was zu der Gelehrsamkeit der Priester gerechnet worden, als die ganze Sammlung ihrer Wissenschaft und Künste, so in der Meßkunst, Rechen-

l.) Plutarch. de Iside & Osirid.

chenkunst, Sternkunde, Arzeneywissenschaft, Naturlehre, Zauberkünst, Theologie und Mineralogie bestund, zusammengenommen, unter dem allgemeinen Nahmen Chemie, das hier so viel heißen könnte, als die geheime Wissenschaft, begriffen haben, das laße ich, wie gesagt, dahin gestellet seyn., weil solches von keiner Bedeutung ist. Denn, wenn dieses auch also geschehen wäre, so ist es doch eine klare Wahrheit, daß die damahlige also benannte Wissenschaft, von derjenigen, welche wir heut zu Tage darunter verstehen, himmelweit unterschieden gewesen ist.

In Egypten wurden damahls die angeführten Wissenschaften nur allein von den Priestern betrieben, und selbige erhielten sich dadurch bey den Königen in stetem Ansehen, wie sie denn auch bey allen Beschäftigungen derselben mit zu Rathe gezogen wurden, und allenthalben ihre Hände mit im Spiel hatten. Da nun die Fürsten des Landes die Bergwerksarbeiten schon damahls mit unter ihre Regalien rechneten, so wurden mithin dergleichen Arbeiten auch wohl mit unter der Aufsicht der Priester betrieben, welche ihre erlangten Kenntnisse in einer räthselhaften Bildersprache aufzeichneten, und nach eingeführter damahligen Gewohnheit in ihren

Tempeln sehr geheim verwahrten, damit die auf solchen Wege erlangten Reichthümer nicht öffentlich bekannt würden, und bey ihren Nachbarn keine Veranlassung zur Misgunst oder Habsucht dadurch erreget werden mögte; so wie auch noch bis auf den heutigen Tag bey verschiedenen Völkern jener Weltgegenden diese Politik üblich ist. Dies war die wahre Ursache ihrer Verheimlichung ohnstreitig. Weil sie aber auch noch überdies die Vorsicht brauchten, daß sie ihre Kentnisse und Erfahrungen in einer ganz besondern ihnen allein bekannten räthselhaften Bilderschrift aufzeichneten, so waren sie auch gesichert, daß solche niemand verstehen und auslegen konnte, der nicht von ihnen unterrichtet worden war, wenn auch diese Schriften durch einen unerwarteten Zufall in die Hände ihrer Feinde hätten gerathen sollen.

Nunmehro glaube ich, meine Leser in den Stand gesetzt zu haben, worinn sie sich zuvor nothwendig befinden müssen, wenn sie meine nun folgende Untersuchung in dem rechten natürlichen Lichte sollen erkennen und beurtheilen können. Ich ersuche sie demnach hier im Lesen etwas inne zu halten, und alles vorhergehende, besonders aber dasjenige, was von der Mineralgeschichte des Goldes angeführet worden,

recht

recht gegenwärtig ins Gedächtniß zurück zu ruffen.

Nach dieser Vorbereitung will ich ihnen nun erst sagen, daß es schon seit etlichen Jahrhunderten Menschen gegeben hat, und noch giebt, welche behauptet, und sehr eifrig noch beflißen sind, durch Zeugniße zu erhärten, daß Noah und seine Söhne, Abraham, Joseph, Moses, David, Salomo, Midas, Crösus, die Kolchier und die ganze egyptische Nation Goldmacher gewesen wären —! Unter diesem Nahmen werden von ihnen solche Künstler verstanden, welche Kupfer, Zinn, Bley, Eisen, Queckfilber, und was nur einem Metall ähnlich sieht, vermöge einer vorgeblichen geheimen Kunst, durch eine Verwandlung, Veränderung, Umkehrung der bisherigen Natur oder neuen künstlichen Erzeugung zu Gold und Silber sollen umschaffen können. — Es ist in der That zu beklagen, daß, so ungereimt und lächerlich diese Behauptung wahren Kennern der Natur und deren Geschichte zu allen Zeiten gewesen, sich dennoch sonst gelehrte Männer gefunden, die derselben beygepflichtet, und auf eine erstaunliche Menge von Geschichten dieser Verwandlungskunst sich berufen haben.

Diese Personen nennen sich Alchemisten, oder Goldmacher und die eingebildete Kunst, wodurch sie die angegebne Verwandlung zu bewirken hoffen, die Alchemie, oder die Goldmacherkunst. Sie leiten solche angeführtermaßen fast vom ersten Ursprung der Welt her, und geben vor, daß sie den ersten Menschen von Geistern wäre offenbahret worden. Von ihnen wäre sie vornehmlich auf die Egyptier gekommen; und von denen viele Jahrhunderte hindurch im geheim betrieben worden. Allda hätte man die Grundsätze dieser Kunst aufgezeichnet und diese Schriften in der egyptischen alexandrinischen Bibliothek aufbewahret. Endlich aber wären durch die Diokletianische Eroberung alle ihre geheime Werkstätte zerstöhret, und der letztere Rest dieser Bibliothek, so bey Cäsars Eroberung noch überblieben, vollends ein Raub der Flammen worden; bey welcher Gelegenheit aber die plündernde Soldaten verschiedne von diesen Schriften entwendet hätten. Von derselben Zeit an, hätte sich nun diese geheime Kunst, nachdem die geretteten Bücher in andere Hände gerathen wären, in der ganzen Welt auszubreiten angefangen, die bis auf den heutigen Tag noch als das gröste Geheimniß in der Natur nur noch von sehr wenigen Menschen besessen würde. Wie sich denn auch noch

zum Beweiß dieses Ursprungs einige von den aus der verunglückten alexandrinischen Bibliothek geretteten Schriften vorhanden befänden. Endlich aber führen sie eine Menge Zeugnisse an, daß von der Zeit der Ausbreitung derselben Kunst, nehmlich vom Vierten Jahrhundert der Christenheit an, bis jetzo, immer hie und da dergleichen Verwandlungen unedler Metalle in Gold und Silber, zum Beweiß der Wirklichkeit einer solchen Kunst vollbracht worden wären.

Dies sind nun die Gründe, welche schon eine geraume Zeit her und noch heut zu Tage von verschiednen sonst gelehrten Männern für Wahrheit angenommen worden, wodurch sie zu beweisen bemühet sind, daß eine solche Verwandlungskunst nicht allein möglich, sondern auch allbereits im grauen Alterthum wirklich ausgeübet worden sey, und daß mithin ihre Einbildung Grund habe. Ohneractet aber von einer solchen Kunst keine gründliche Beweise vorhanden sind, auch von den meisten Gelehrten die Wirklichkeit derselben schon lange bezweifelt werden, so sind erstere dennoch für ihre Meynung höchst eingenommen, und wegen des unbeschreiblichen Reitzes in einen wahren Enthusiasmus gerathen; Demnach sind sie mit

allen

allen Kräften bemühet, ihre Meynung zu begründen, die verloschnen Kunstgesetze wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen, und fast jedermann mit aufzufordern, mit ihnen einerley Meynung zu hegen, und gemeinschaftliche Kräfte anzuwenden, diese nach ihren Gedanken nur unterdrückte Kunst wiederum empor zu bringen.

Diese unglücklichen verblendeten Menschen haben zwar hierbey eine ganz unsträfliche Absicht, indem sie sich und einige andere, durch eine solche auserordentliche Kunst, wenn sie anders natürlicher Weise möglich wäre, auf die höchste Stuffe der menschlichen Glückseligkeit zu erheben suchen. Allein, weil eine solche eingebildete Kunst ganz auser den Gränzen der menschlichen Erkenntniß liegt, so sind auch alle Versuche in dieser Absicht jederzeit verunglücket: Demohngeachtet aber sind sie unabläßig bemühet, ihren Endzweck zu erreichen, und suchen deshalb Tag und Nacht in den ältesten Schriften, solche nach ihrer Meynung verlohren gegangene Kunst wieder zu finden, die doch niemahls von Menschen ausgeübt worden ist. Indem sie nun jedermann von der Wirklichkeit derselben überführen wollen, so machen sie sich kein Bedenken allerhand alten Aberglauben

ben und Thorheit zu begünstigen, und verthei- digen daher zugleich mit die Hexerey, Gespen- ster, Wahrsagerey und andere Teufeleyen mehr, um an diesen Dingen einen Rückenhalt zu ha- ben, und mit den nach ihrer Einbildung hier- bey zum Grunde liegenden geheimen Natur- wirkungen auch zugleich das Daseyn der zu ih- rer vorgegebnen Kunst nothwendigen hohen Na- turkräften zu Beweisen.

So ist es nun mit dieser eingebildeten Kunst, und dergleichen Künstlern beschaffen. Sollte man aber nicht dabey befürchten müssen, wenn ihnen ihre Absichten gelingen und sie den Hang zur Alchemie den Menschen recht lebhaft ein- pflanzen könnten, daß auch nothwendig unsere ganze Naturwissenschaft wiederum in die alte Barbarey zurückverfallen würde? O! ganz sicherlich. Könnten die Alchemisten nur erst den Menschen den Gedanken von der Möglich- keit der Goldmacherkunst allgemein einpflanzen, so würde iener Aberglaube sich den Eingang von selbst verschaffen, weil die Menschen ohnedem darzu immer geneigt sind; und dann würde es nicht lange dauren, so stünden auch Hexenmei- ster, Teufelsbanner, Geisterseher, Zeichendeu- ter und Wahrsager wieder unter uns auf, wel- che mit den Alchemisten am nächsten verbrüdert

sind; und dann bekämen Unwissenheit und thörigter Aberglaube wieder die alte Herrschaft, und der ganze erlangte unschätzbare Sieg würde in kurzer Zeit wieder verlohren gehen. In solchen Zeiten der Finsterniß spielten ehedem dergleichen Leute immer die vornehmste Rolle, welche jetzo freylich beynahe auser aller Achtung stehen; und eben darum mögten sie ihre Einbildungen gern wieder in die Höhe bringen; doch solches mögte ihnen nun wohl nicht weiter gelingen.

Diese ganze Beschreibung der Goldmacherkunst bezieht sich nur auf den ausgedehnten Begriff derselben in der neuern Zeit; denn eigentlich ist die Einbildung von einer solchen Verwandlungskunst schon viel älter als etliche Jahrhundert, und wahrscheinlich im vierdten Jahrhundert nach Christi Geburth, oder doch kurz vorher schon entsprungen, wie es aus den folgenden Zeugnissen erkannt werden wird. Diese ist nun eben das vorhin erwehnte wilde Reis, so mit der wahren chemischen Kunst aus einerley Grunde, nehmlich aus der unvollkommenen metallurgischen Erkenntniß der Alten entsprossen ist, und in der Länge der Zeit zu einem ausgebreiteten wilden aber ganz unfruchtbaren Baum in dem Kunstgarten aufgewachsen ist, wie es aus dem folgenden klärlich erhellen wird.

So lange schon diese Schwärmerey unter den Menschen sich angefangen und gedauret hat; eben so lange hat es auch nicht an andern Gelehrten gefehlet, welche sich diesem alle zeitliche Wohlfahrt stürzendem Unfuge mit eben so vielem Ernste widersetzet haben: man darf also gegen die neuern Bestreiter dieses grundlosen Vorgebens nicht etwan einwenden, daß sie ja selbst von jenen alten vorgegangenen Thatsachen nicht gründlich genug urtheilen könnten, welches nur allein jenen Zeitgenossen zukäme, die damahls gelebt hätten. Diesen Einwurf will ich mir nicht zu Schulden kommen lassen, und mit jenen Zeitgenossen alles beurkunden, was sich zu ihrer Zeit zugetragen, und was man damahls davon gehalten hat.

Es haben zwar viele Gelehrte in den vorigen und dem gegenwärtigen Jahrhundert gegen die Einbildung der Alchemisten geeifert, und ihre Möglichkeit abgeleugnet, welche ich sämtlich, so viele mir davon bekannt worden sind, weiter hinten nach der Reihe anführen werde. Unter alle diesen hebe ich nur jetzt den berühmten Hermann Conring m.) aus, weil dieser am frühesten sich in eine ganz besondere gründliche

m.) l. de hermetica medicina. Edit. Sec. Helmst. 1669.

liche Widerlegung eingelassen hat. Ob aber schon derselbe sonst vielen Scharfsinn und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besessen, so hat er dennoch nicht allen möglichen Einwendungen und Ausflüchten vorzubeugen gesucht, vornehmlich aber das historische Zeugniß, worauf sich doch die Alchemisten am allermeisten stützen, nicht hinlänglich zu entkräften sich bemühet; ohnerachtet er sonst wirklich viele Gründe seiner Gegner nachdrücklich und glücklich untergraben, und auch bey seinen Zeitgenossen sowohl als bey den Nachfolgern den verdienten Beyfall erhalten hat.

Allein, eben wegen der gedachten Unvollständigkeit seiner Gegensätze geschahe es, daß ein Zeitgenoße von ihm, ebenfals ein in andern Wissenschaften sonst gelehrter Mann, Olaus Borrich n.), als ein strenger Vertheidiger der Alchemie und ihres Alterthums auftrat, und jenes angeführten Gründe zu widerlegen suchte. Es hatten aber seine Widerlegungen keinen sonderlichen Nachdruck, als nur eine blendende Gestalt, und waren eigentlich das nicht, wofür er sie ausgab. Er hielt sich nur mehrentheils bey Nebendingen auf, und eilte immer ganz

n.) l. Hermetis, ægyptiorum et chemicorum Sapientia. Hafniæ. 1674.

ganz schnell über die Hauptgründe hinweg die er mit allerley leichten Einwendungen beantwortete, und dabey manchmal nur kleine Sprach-Schreibe- und Druckfehler sehr hoch rügete, um Tadel anbringen zu können, wie es noch heut zu Tage bisweilen üblich ist.

Seit jener Zeit sind nun auch allemal von den gründlichsten und gelehrtesten Naturkundigern Conrings Gründe Borrichs Behauptungen vorgezogen worden. Daher hat auch seitdem die Alchemie wenig Epoche mehr gemacht, und ihr voriges Ansehen und ihre schmeichelhafte Hofnung ist in diesem Zeitraum, worinn besonders die Naturwissenschaft und die gründliche physische Chemie auf einen höhern Grad der Erkenntniß gebracht worden ist, bey dem allergrösten Theil der Gelehrten sehr herabgesunken; wiewohl auch die erfahrensten Chemisten in dieser verfloßenen Zeit wegen des schmeichelhaften Reitzes dieser vorgeblichen Kunst, und wegen der vielen ausgeschmückten Zeugnisse, ihr nicht gänzlich entsagen können, und solche nur für sehr schwer, doch aber nicht für ganz unmöglich gehalten haben. Deshalber pflegen auch gemeiniglich die Alchemisten mit dem Ansehn eines Börhavs, Barkhusens, Bechers, Henkels, Hofmanns, Junkers, Lehmanns,

Ludolfs, Marggrafs, Neumanns, Potts, Stahls, Teichmeyers, Vogels, Wallers, Wedels u. a. m. welche sämtlich die vorgebliche Kunst bey ihrer Würde gelassen, wo nicht gar verehret haben, ihre Blöße zu bedecken: gleich als wenn diese sonst gelehrten Männer bey diesem Punct nicht auch eine Schwachheitssünde hätten begehen können.

Endlich aber sind ganz neuerlichst erstlich zwey Bände von einer Schrift, unter dem Titel: Neue alchemistische Bibliothek, für den Naturkündiger unsers Jahrhunderts ausgesucht. Frankfurth und Leipzig. 1772. u. 1774. 8. von Herrn Friedrich Joseph Wilhelm Schröder, Professor in Marburg zum Vorschein gekommen; deren fernere Herausgabe alchemistischer Schriften er unter der Aufschrift: Neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie, fortsetzet, wovon 1775. der erste Band wieder erschienen ist, dem noch mehrere nachfolgen sollen. Durch diese Schriften, worunter sich auch einige ihm eigne Abhandlungen befinden, will nun derselbe die so lange im Unglauben an diese Kunst verharrende Welt zu bekehren und der Alchemie überhaupt ihren vorigen verlohrnen Glanz wieder zu verschaffen suchen. Besonders aber hat

der=

selbe im ersten Theil der oben gedachten Sammlung eine besondere Abhandlung, die Geschichte der ältesten Chemie und Philosophie, oder sogenannten hermetischen Philosophie der Egyptier enthaltend, mit eingeschaltet. In derselben hat er sich die vorzüglichsten Einwürffe Conrings wider das vorgegebene Alterthum der Alchemie aufs neue zum Gegenstande gemacht; weil er ohnfehlbar selbst bemerkt haben mag, daß Borrichs Einwendungen solche noch gar nicht entkräftet haben; es sind zwar darinnen mit vieler darauf verwendeten Mühe nicht allein Borrichs Gegensätze neuerdings wiederholt, sondern auch von ihm selbst noch mehrere historische Zeugnisse aufgesucht und angeführt worden, um dadurch dasjenige zu begründen, was sein Vorgänger Borrich nicht bewirken können: aber es liegt am Tage, daß mit allen diesen Zeugnissen nicht das geringste ausgerichtet worden, und daß nicht ein einziges Zeugniß das beweißt, was es beweisen soll; wovon man in dieser Schrift hinlängliche Bestätigung finden wird.

Es verdienen zwar eigentlich die allermeisten von den sonst vorhandenen alchemistischen Schriften in unsern Tagen gar keine Widerlegung, weil sie so vernunftlos geschrieben sind,

daß man sie nur selbst lesen darf, um davon abgeschreckt zu werden; wie denn auch ihre Verfasser immer das Licht gescheuet, und diese ihre Misgeburten nur ohne Nahmen oder mit einem falschen angenommenen Nahmen mehrentheils in die Welt geschickt haben; weil auch allbereits leider! so viele, durch ihre ungegründete Hoffnung betrogne und verunglückte, Personen, aber kein allereinziger dadurch glücklich gewordener Mensch, das Gegentheil davon laut beweisen; da auch in unserer Zeit diese vorgebliche Kunst bey den allerwenigsten Gelehrten noch in einiger Achtung stehet. Aber wie — wenn nun eben in unsern Tagen ein sonst in gutem Ansehn und in einem öffentlichen akademischen Lehramte stehender Gelehrter auftritt und durch allerhand schmeichelhafte Vorstellungen dieser Einbildung neuen Eingang zu verschaffen sucht, indem er gesteht, daß es der ganzen Welt zwar nicht zu verdenken sey, daß alle bisherige Schriften von der Alchemie verachtet worden wären, und zugiebt, daß darinnen kein Menschenverstand zu finden sey; aber auch dabey versichert, daß solche sämtlich gar keine ächten Schriften von dieser uralten Kunst wären, und daß ihm ganz andere bekannt, die er nun zum Vorschein bringen wollte, damit die Alchemie nicht endlich ganz und

gar-

gar in der Welt aussterben mögte —. Und nun bringt derselbe erstlich Schriften von bekannten angesehenen Männern aus dem vorigen Jahrhundert, die sehr hochachtungsvoll von solcher hohen Kunst geschrieben; darauf verschiedne weit ältere in einer neuen guten deutschen Sprache; dann eigne ganz neue Abhandlungen, voll von der gewissesten Ueberzeugung der Wahrheit und mit allerley praktischen Anleitungen durchwebt, zum Vorschein — Was meynet man wohl, welcher Eindruck hierdurch bey unerfahrnen und schwachgläubigen Personen gemacht werden könne —! Wenn auch alle diese gute Einkleidung hierbey nicht angebracht worden wäre, so weiß man ja ohnedem schon, was oft das bloße Ansehn eines Mannes einer grundfalschen Sache bey vielen für ein Gewicht geben könne; wie viel mehr kan man daher glauben, daß eben dieses bey der Einbildung von der Möglichkeit der reizenden Goldmacherkunst geschehen könne, da der größte Theil der Menschen mit der heissesten Begierde nach dem Golde schmachtet —. Was liessen sich aber wohl hiervon für Folgen erwarten? — Sollte es nicht sehr wahrscheinlich seyn, daß wohl manche Menschen, die bisanhero durch alle vorhandene alchemistische Schriften noch nicht verleitet worden sind, ihre zeitli-

che Wohlfahrth zu verscherzen, die Berufsarbeiten zu vernachläßigen, und ihr Vermögen nach und nach auf ein Spiel zu setzen, das doch nur ein bloßes Schattenspiel ist, und von dessen Gewinn sie doch in ihrem ganzen Leben sich nicht ein einziges mahl satt essen werden, unter veränderten Umständen dennoch auf andere Gedanken sollten gerathen können? Sollten wohl dergleichen Personen, welche die Möglichkeit der Goldmacherkunst noch gar nicht verleugnet, bey denen aber die Begierde darnach, wegen der erkannten unübersehlichen Schwierigkeiten, nur immer unter der Asche glimmet, den Anfall alsdann eben so ruhig aushalten können, wenn jetzt in unsern Tagen ein akademischer Lehrer der Chemie schreibet, daß er bewogen worden sey, die Goldmacherkunst, die er durch besondere Ueberlieferung erhalten habe, nicht gerne mit sich aussterben zu laßen —. Man müste wahrhaftig die Menschen viel zu wenig kennen, wenn man sich schmeicheln wollte, daß eine solche Unbesonnenheit vielen nicht gefährlich werden könnte!

Durch diese Betrachtung bin ich endlich bewogen worden, allen nicht ohne Grund besorglichen Nachtheil und Verführung schwacher leichtgläubiger Personen nachdrücklich vorzubeugen,

alles

alles menschliche Ansehen jetzt bey Seite zu setzen und durch die gegenwärtige Untersuchung nach meinem Gewissen und nach aller meiner Erkenntniß freymüthig zu beweisen, daß die eingebildete Gold- und Silbermacherkunst, womit nunmehro die Welt wenigstens seit anderthalbtausend Jahren betrogen worden ist, nichts anders als ein bloßes Hirngespinste, abergläubischer, leichtgläubiger und sowohl in der Naturkunde als Chemie unerfahrner Menschen sey; und daß folglich so lange die Welt stehet, kein einziger Gran Gold oder Silber durch eine vorgebliche Kunst wirklich aus einem andern unvollkommenen Metalle gemacht worden, der sich nicht vorher schon darinne befunden habe; woraus man also endlich sicher wird urtheilen können, daß auch bis ans Ende der Welt, so lange die gegenwärtigen erkannten Naturgesetze dauren werden, niemahls dasselbe durch irgend eine menschliche Kunst wird gemacht werden können.

Ich bin aber gar nicht gesonnen, die Schrift des Herrn Prof. Schröders insbesondere zu widerlegen, noch mich in alle von ihm vorgebrachte Dinge einzulassen; sondern ich werde mir nur überhaupt die allgemeinen Gründe dieser vorgeblichen Kunst und ihres Alterthums zum

Ge-

Gegenstande meiner Untersuchung setzen; dabey es denn freylich unvermeidlich seyn wird, hie und da etwas von dessen Vorgeben mit zu beleuchten. Wenn überhaupt die ganze Möglichkeit bestritten werden kann, so ist es unnütz die besondern Meynungen zu entkräften.

Damit man aber auch zuvor dasjenige wohl übersehen könne, was Herr Pr. Schröder wider Conrings Gründe vorgebracht hat, so will ich es hier kürzlich anführen, damit endlich meine Gründe desto besser beleuchtet, unterschieden und beurtheilt werden können. Conring behauptete 1) es sey eine ausgemachte Wahrheit, daß, wenn etwas sehr merkwürdiges, so nicht verborgen bleiben können, von allen sonst genauen Schriftstellern, die zu der Zeit gelebt, und um die Sache wissen können, dennoch gänzlich mit Stillschweigen übergangen worden; so sey es auch nicht wahrscheinlich, daß es geschehen wäre. 2) Die vorgegebne Goldmacherkunst müsse die Aufmerksamkeit der Menschen erregen, und also nothwendig ruchtbar werden, zumahl, wenn sie lange betrieben werde. 3) Da nun aber in allen Schriften vor Christi Geburth, auch selbst im Plinius nicht, der im ersten christlichen Jahrhundert gelebt hat, nicht eine Spur von einer vorgegebenen Goldmacherkunst zu finden sey, wel-

welches doch nothwendig, als eine höchstmerkwürdige Sache, die unmöglich verborgen bleiben können, hätte mit aufgezeichnet werden müssen; wie man im Gegentheil so viele ganz unbeträchtliche Kleinigkeiten nicht unbemerkt gelassen habe: so sey auch diese vorgegebne Kunst damahls noch nicht vorhanden gewesen, und wenigstens höchst wahrscheinlich, daß ihr Ursprung erst nach diesen Zeiten gesucht werden müsse. Oder 4) es müsse bewiesen werden, daß Schriften von einer solchen Kunst in der alten alexandrinischen Bibliothek vorhanden gewesen wären.

Den ersten Vernunftschluß des Conrings muß natürlicher Weise Herr Pr. Schröder selbst unangefochten lassen.

Wider den zweyten Satz wendet er aber ein, daß es falsch sey, daß die Goldmacherkunst im Alterthum nothwendig ruchtbar werden und Aufsehen hätte erregen müssen. Denn man habe in viel aufmerksamern Zeiten Beyspiele vom Gegentheile, wenn man sich nur an die Goldmacherey der beyden Churfürsten von Sachsen August und Christian erinnern wolle. — Aber wie, Herr Professor! wenn diese Goldmacherey grundfalsch wäre? wie ich in der Folge beweisen werde. — Dann fände sich hier eine greuliche petitio principii — Daß sie aber bey den

Egyp-

Egyptiern kein Aufsehen erreget habe, sey daher gekommen, weil diese Kunst nur von den Priestern und noch darzu an ihren geheimsten Orten, worzu vornehmlich das bekannte große Labyrinth gedienet habe, betrieben worden wäre — grundlose Einbildungen, ohne Beweiß! — und daß noch überdies bey der ganzen egyptischen Nation die gröste Verschwiegenheit von ihren Geheimnissen üblich gewesen sey. — Waren denn aber ihre Geheimnisse nichts anders als Goldmacherey? das sollen wir also aufs Wort glauben!

Zur Entkräftung des dritten Satzes werden lauter übelverstandne und falsch ausgelegte Schriftstellen für alte Zeugnisse der Goldmacherkunst vorgebracht. Allhier ist es, wo Noah, Abraham, Moses, David, Salomo, die Kolchier, Midas, Krösus, u. a. m. als Goldmacher aufgeführt werden.

Zur Beantwortung des vierten Puncts kommt endlich eine Schrift hier zum Vorschein, deren beygelegtes Alterthum so unerwiesen, als es grundfalsch ist, daß der andere Theil der alexandrinischen Bibliothek vom Diokletian zerstöhrt und verbrannt worden ist. — Ist nun also wohl durch alles dieses etwas mehr als Nichts bewiesen oder widerlegt worden?

Ich

Ich werde dahero alles dieses bey Seite setzen, und über die vorne angezeigten Gründe, so von den Alchemisten zum Beweise der Wirklichkeit ihrer vorgeblichen Kunst gemeiniglich angeführt werden, nun meine freye Untersuchung anfangen; nach deren Beendigung, wie ich hoffe, ein jeder unpartheyischer sicherer wird urtheilen können, was von der vorgeblichen Goldmacherkunst zu halten sey, als es bisher möglich gewesen ist.

I.) Ob die Goldmacherkunst, deren Möglichkeit von verschiednen Personen behauptet wird, vom ersten Anfang der Welt her abgeleitet werden könne; und ob sie damahls den Menschen von den Geistern offenbahret worden sey?

Alle Alchemisten geben vor, daß ihre Kunst die allergröste unter der Sonnen sey, und daß sie deshalber schwerlich ein Mensch ohne einen Lehrmeister durch eigne Nachforschung von sich selbst werde erlernen können. Hierdurch muß man aber sehr natürlicher Weise auf die Frage geleitet werden, woher sie denn der erste Mensch, so sie besessen habe, hätte erlernen können? besonders da derselbe ganz sicher noch weit weniger wissenschaftliche Hülfsmittel darzu gehabt haben kann. Hierauf antworten nun diese ein-

gebildeten Künstler sehr fertig: Daß, gleichwie alle andere Wissenschaften durch eine höhere Offenbarung auf die Menschen gekommen wären; solches eben so auch insbesondere mit der Alchemie geschehen sey, indem selbige den Menschen von den Engeln offenbahret und gelehret worden wäre. Zum Beweise dieses Vorgebens beruffen sie sich auf ein Buch Henochs und auf verschiedne Kirchenväter o.), so diese Nachrichten bestätiget hätten. Die Stelle Henochs lautet also: Azael, oder Hexael, der zehnte unter den obersten Engeln, ist es, welcher Schwerdter, Harnische und alle kriegerische Waffen zu bereiten, die Metalle auszuschmelzen wie auch die Kunst das Gold und Silber zu bearbeiten, ingliechen den weiblichen Schmuck zu verfertigen erfunden, und wie solcher ausgeputzt, mit Edelsteinen besetzt, und mit Glanz und Farben verschönert werden könne, Unterricht ertheilet hat. Was soll man zu solcher Schwärmerey sagen? soll man darüber lachen oder Mitleiden bezeigen? Ein solcher Beweißgrund verdient wahrhaftig gar keine Untersuchung, denn das fanatische davon

o.) *Tertullianus* l. de Jdololatr. it. de virg. veland it. de culta Fœminar. c. x. *Clemens Alexandr.* Strom. v. *Eusebius* in præpar. evangelic. l. 9. c. 17. 18.

von muß aller Welt von selbst in die Augen fallen. Es braucht daher solcher platonische Wahnsinn nur schlechterdings als eine bloße Erdichtung verworfen zu werden; zu geschweigen, daß in dieser Stelle nicht ein Wort vorhanden ist, so auf eine Verwandlungskunst der Metalle anspielte; denn was hier von Gold und Silber angeführt worden, bezieht sich nur, nach dem gesunden Menschenverstand, auf die bloße künstliche Verarbeitung dieser Metalle. Es ist also wohl unter den damahligen Thorheiten der Welt die Einbildung einer Verwandlungskunst noch nicht einmahl anzutreffen gewesen.

Das angegebene Buch Henochs ist ein offenbar falsches Werk, so von den abergläubischen Juden herrührt, und von andern Schwärmern mit allerhand Erdichtungen vermehrt worden p.), wofür es von allen wahren Gelehrten von je her erkannt worden ist; wie es denn auch aus eben dem Grunde niemahls mit in den Kanon der heiligen Schrift aufgenommen worden ist. Das Ansehn verschiedner Kirchenväter reicht gar nicht hin, solches deswegen, weil sie es angeführt und für ächt gehalten haben sollen, auch für ächt anzunehmen. Viele andre offenbar große Irrthü-

p.) *Fabricii* Codic. Pseud-epigraph. Vet. Test. T. 1. p. 160. sq. *Origenes* contra Cels. L. V.

thümer dieser Altväter der Kirche, so sich ebenfalls in ihren Schriften befinden, machen es nothwendig, ihnen nicht alles schlechtweg zu glauben, sondern vorher genau zu prüfen, und was nun die Probe nicht aushält, als falsches Vorurtheil zu verwerfen. Auch ist es von gar keiner Bedeutung, daß in dem Briefe des Apostels Juda q.) eine Beziehung auf die Weissagung Henochs befindlich ist; weil der Ursprung dieser Stelle nach des Herrn Pr. Barths Urtheil selbst noch zweifelhaft ist r.) Ueberdies kann ja auch erst hernach die angeführte Schrift Henochs mit dergleichen abergläubischen Hirngespinsten der Juden verfälschet worden seyn. Es müßten auch überhaupt sehr verliebte Engel gewesen seyn, die aus Liebe zu den Weibern ihnen die Naturwissenschaft und Künste gelehrt haben sollen s.)! — Schämen sollte man sich, zum Beweise einer Sache, worzu sich freylich in der ganzen Natur kein Grund findet, zu dergleichen abgeschmackten abergläubischen Erdichtungen seine Zuflucht zu nehmen! — Natürliche Wissenschaften sind niemals den Menschen unmittelbar offenbahret worden

q.) Vers 14. 15.
r.) Neueste Offenbahrungen Gottes, von D. Barth. übers. 4ter Theil.
s.) *Scaliger* ad gr. Eusebiana. *Tertullianus* de cultu fœminar.

worden; dafür stehen uns alle sichere Ueberlieferungen der Alten; noch vielweniger aber die unglückseelige Einbildung einer Goldmacherkunst, welche unter den natürlichen Wissenschaften nicht anzutreffen und unter den übernatürlichen noch vielweniger statt finden kann. Es läßt sich auch gar nicht einmahl gedenken, daß Gott, das allerweiseste Wesen, eine Kunst recht ausdrücklich durch die Engel unter die Menschen habe bringen lassen; vornehmlich eine solche Kunst, wodurch in der Folge der Zeit so viele tausend Menschen um ihre ganze zeitliche Wohlfarth gebracht worden sind; gegen welche erstaunliche Menge auch nicht ein einziger sich rühmen kann, dadurch glücklich geworden zu seyn! Eine solche eingebildete Wissenschaft, wovon der Geitz schlechterdings die erste Triebfeder ist; welche schädliche Leidenschaft doch Gott den Menschen so nachdrücklich untersagt hat; kann Gott wahrhaftig nicht haben offenbaren lassen! Es kann also auch keinesweges diese Schwärmerey vom Anfang der Welt her abgeleitet werden, sondern es wird sich vielmehr beweisen lassen, daß die vorgebliche Goldmacherkunst lediglich in den Zeiten der Unwissenheit, wegen Mangel der richtigen natürlichen Erkentnisse entsprungen, erdichtet und durch die Leichtgläubigkeit der goldgierigen Menschen bis auf den heutigen Tag in der Welt

fortgepflanzet worden sey. Ich gehe demnach zur folgenden zu untersuchenden Frage fort.

II.) Ob die vorgegebne geoffenbarte Goldmacherkunst vornehmlich auf die Egyptier gekommen, und von ihnen durch viele Jahrhunderte im geheim betrieben worden sey?

Keine wahrhafte Geschichte des Alterthums sagt uns das geringste, daß die Egyptier Goldmacher gewesen wären. Alles, was sie uns benachrichtigen, besteht darinne, daß dies Volk am frühesten unter allen übrigen, schon einige natürliche Künste besessen habe, welche aber von einer Goldmacherkunst himmelweit entfernt waren; ferner zeigen sie uns auch an, daß der Boden ihres Landes, wie bey ihren Nachbarn Gold und Silber in schwerer Menge geliefert habe, wovon sich die Beweise in der vorne angeführten Naturgeschichte des Goldes überflüßig finden.

Wie erbärmlich ist es doch daher, wenn man jene alten Egyptier deswegen für Alchemisten erklären will, weil der Salmiak in Egypten gemacht werde! Besonders da man im Alterthum nicht einmahl die geringste Spur findet, daß unser heutiger Salmiak damahls schon bekannt gewesen sey. Lächerlich aber wäre es gar, wenn man die heutigen Egyptier deswegen dazu machen wollte, da alle neue Reisebeschreiber sie als

ein

ein sehr unwissendes Volk beschreiben. Die Bereitung des Salmiaks, wovon wir nun durch Haßelquists, einiger französischen Akademisten, Pocoks und Niebuhrs Beschreibung aufs allergewisseste überführt worden sind, daß er daselbst aus dem bloßen Ruße, der aber eine ganz andere Beschaffenheit als der unsrige hat, bereitet werde t.), erfordert weit weniger Wissenschaft als unsre Salpedersieder haben müssen, wenn sie glücklich und nützlich arbeiten sollen. Wie groses Unrecht würde man aber diesen Leuten und unserm ganzen Welttheile anthun, wenn die Bewohner eines andern Welttheils, die in ihrem Leben keine Salpetersiederey mit Augen gesehen, sie und uns deshalber für Alchemisten erklären wollte! Eben so grundlos ist diese Folgerung auch bey den Egyptiern in Ansehung des Salmiaks, der von ihnen nur blos mechanisch, nach einer einmal erlernten Fertigkeit, bereitet wird.

Eben so grundfalsch ist es nun auch, wenn man aus dem Grunde dieses Volk für Goldma-

t.) S. Abhandl. d. Königl. Schwed. Akad. der Wissensch. B. 13. S. 251. — 274. Abhandl. der Königl. Französ. Akad. d. Wissensch. vom Jahr 1735. Pocoks Beschr. des Morgenlandes Erster Theil. Erlangen 1754. S. 400.
Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien Koppenh. 1774. S. 153. u. f.

cher erklären will, weil man aus den historischen Zeugnissen der Alten lieset, daß den Egyptiern auch der Niter bekannt gewesen sey. Denn es ist ja nun eine ganz entschiedne Sache, daß der damalige Niter ein ganz ander geartetes Salz, und keinesweges unser heutiges Nitrum oder Salpeter gewesen ist. Der Niter der Alten war ein blos von der Natur und Beschaffenheit ihres Landes hervorgebrachtes Salz, so nach seinem größesten Theil, aus dem feuerbeständigen mineralischen Alkali, mit einem kleinen Antheil vom flüchtigen Alkali vereinigt, bestund. Man erkennet solches aus Plinius Beschreibung sehr deutlich, wenn er meldet, daß solches, wenn es gleich nach der Einkochung nicht verwahret werde, zu einem Oele zerfließe, welches alsdann für die Raute des Viehes angewendet würde; ferner, daß es auf den Zusatz des Kalchs einen flüchtigen Geruch von sich gebe, und nun einen kaustischen Geschmack erlange; daher müsse es auch in gepichten Gefäßen vor der Zerschmelzung verwahrt werden u.) Aus der neuern Zeit kann uns Boyle noch genauere Nachricht ertheilen, welcher einen wahren egyptischen Niter, aus dem Nil bereitet, in Händen gehabt und untersuchet hat. Er hatte solchen von dem grosbrittanni-

schen

u.) hist. nat. l. 31. c. 10.

schen Abgesandten zum Geschenk erhalten, da derselbe von Konstantinopel nach Engelland zurück gekommen war. Davon giebt er folgende Beschreibung: es sey dieses Nilsalz eben so geneigt, die Feuchtigkeit der Luft anzuziehen, wie es der kalcinirte Weinstein, und die übrigen firen alkalischen Salze zu thun pflegten; welches man doch an unserm Salpeter nicht wahrnähme. Hierauf fährt er ferner fort: Das nachfolgende aber, so ich beobachtet, war noch merkwürdiger; denn als ich auf diesem egyptischen Niter, so roh, als ich ihn bekommen hatte, Salzgeist schüttete, so wirkte dieser saure Geist alsobald im kalten sehr lebhaft darauf, als wenn er ein alkalisches Salz angetroffen, oder doch wenigstens dabey den Vorzug hätte. — Ferner; da ich also an diesem Niter Kennzeichen von einer alkalischen Natur bemerkte, so schüttete ich alsobald den stärksten Eßig darüber, worauf ich dann ebenfalls nach meiner Erwartung einen offenbaren Streit, mit Geräusch und häuffigen entstehenden Blasen erfolgen sahe v.) Und Barkhusen versichert es ebenfalls, daß das Salz an den Ufern des Nils auf die Beymischung des lebendigen Kalchs o-

v.) Boyle tract. de producibilitate chem. principior. Sect. 3.

der des alkalischen Salzes einen starken urinösen Geruch fahren ließe w.) Von dem Nilwasser schreibt Prosper Alpinus: Das Nilwasser öffnet den Leib, und treibt die monathliche Reinigung —. Die Kranken pflegen es zu trinken, auch werden die Laxiertränke damit bereitet —. Das Wasser des Nils ist eben nicht, wie die andern Wasser, unschmackhaft, sondern hat einen süßlichen Geschmack, hält den Leib offen, und treibt Urin und Monathszeit,, x.) Lauter deutliche Beweise, daß es gelinde salzig, und wahrscheinlich alkalischer Natur sey. Plinius giebt uns auch die klare Anzeige, daß man in Egypten das Meerwasser in die Salzgruben, den Nilstrom aber in die Salpetergruben leite, worinn sich der Salpeter ansetze, wenn der Nil wieder zurückgetreten und das Wasser in den Gruben verdunstet sey y.) Womit man überdies Models natürliches gegrabenes ochotzkisches Salz nach allen Eigenschaften vergleichen kan z.)

Also findet man auch hier, weder bey dem gegrabenen noch aus dem Nil bereiteten egyptischen

w.) in Acroamat. p. 134.
x.) Histor. ægypti natural. Lugd. batav. 1735. L. 1. c. 3.
y.) hist. nat. l. 31. c. 10.
z.) Chymische Nebenstunden S. 151. u. f.

schen Niter ebenfalls gar keine hohe verborgene Naturwissenschaft bey diesem Volk. Nichts als eine sehr mäßige mechanische Kunst, das Nilwasser in gewisse Gruben zu leiten und es darinne von der Sonne verdunsten zu laßen; und dann eine aus langer Erfahrung übliche, bald gute, bald schlechte Anwendung desselben Salzes, das sie nach seiner wahren Naturbeschaffenheit nicht einmahl genau erkannten. Aus diesen Fußtapfen sollte man eher auf einen Maulwurf als auf einen Löwen schliessen.

Auch ist ihre Kenntniß von Einbalsamirung der Leichname für nichts weniger als eine Spur der Goldmacherkunst anzusehen. Käme ihnen die Sonnenhitze in ihrem Lande bey den Einbalsamirungen nicht zu statten, welche die Leichname schnell austrocknet, so würden sie durch ihre übrigen erlernten Handgriffe und empirisches Verfahren dabey eben nicht mehr ausrichten, als in jedem andern Lande ausgerichtet werden kan. Denn daß die Luft, Hitze, und die Beschaffenheit des Erdbodens in Egypten zur Austrocknung der Leichen und Verwahrung derselben vor der Fäulniß sehr vieles beytrage, wird dadurch erwiesen, daß auch die neuern beygesetzten Leichen der Europäer allda nach einiger Zeit ganz verdorret und fast unver-

sehrt in den Grabstätten angetroffen werden a.) Eben dies bezeuget Alpinus in folgender Stelle: Die Mumien der Alten sind nichts anders gewesen als die auf irgend eine Weise ausgetrockneten Leichname der Egyptier und Araber, und vorzüglich solcher, die in der Wüsten vom Sande erstickt und dadurch umgekommen sind. Denn weil der Sand mit salpetrigten Theilen erfüllt ist, so hat man beobachtet, daß sehr viele auf solche Art im Sande ausgetrocknete Körper, wenn sie hernach an einem schicklichen Orte aufbewahrt worden sind, sich unveränderlich erhalten lassen, wie diejenigen, welche mit Specereyen einbalsamiret und in den Gräbern beygesetzet worden —. In Egypten werden an vielen Orten die Leichname, so in die Erde begraben werden, wegen des salpetrigten und sandigten Bodens wie Mumien ausgetrocknet; woraus klärlich erhellet, wie stark sich alle diejenigen geirret, welche das ausgetrocknete Fleisch solcher ausgedorreten Körper für Mumien gehalten b.) Im übrigen kan man auch bey der Zurichtung ihrer Mumien ganz deutlich erkennen, was ihr Niter für ein Salz gewesen sey. Herodotus giebt uns hiervon einen klaren Bescheid, indem er

schreibt:

a.) Maillet Beschreibung Egyptens. 2. th. S. 29.
b.) hist. nat. ægypti. L. 1. c. 7.

schreibt: daß die Egyptier die Leichname mit Niter einsalzten, und siebenzig Tage bey Seite setzten — Dabey verzehre der Niter das Fleisch, daß von den Todten nichts als Haut und Knochen übrig bliebe c.) Ihre Einsalzung hatte also nicht die Erhaltung, sondern die Auflösung des Fleisches zum Zweck. Hiermit vergleiche man folgendes, so Alpinus anführt: Die Egyptier gebrauchen den Niter mit zur Bleichung der Zeuge, und zu dem Fleische, so beym kochen nicht weich werden will, damit selbiges desto eher weich werde d.): und also irren diejenigen, welche den damahligen Niter, der ein alkalisches Salz war, mit unserm Salpeter verwechseln, oder sich von jenem Niter eine geheimnißvolle Zubereitung einbilden.

Die Bereitung des Glases beweißt wahrhaftig eben so wenig eine eingebildete alchemische Wissenschaft dieses Volks. So viel aber lehrt uns die Geschichte, daß sie schon durch allerhand falsche Glasflüsse die ächten Edelsteine nachzumachen gesucht, und allerhand Betrügereyen damit unternommen haben e.) Wer wollte sie nun aber vollends deswegen für Alchemisten halten, weil sie künstlicher Weise in be-

c.) Histor. l. 2. c. 80.
d.) hist. nat. ægypti. L. 3. c. 2.
e.) Plin. hist. nat l. 36. c. 26. l. 37. c. 12.

besondern darzu erbauten Oefen die Eyer auszubrüten wissen? Aus dem Grunde gewißlich eben so wenig, als weil sie auch einige sehr unvollkommene medicinische Erkenntniß besessen haben.

Darauf werden nun die Alchemisten ohnfehlbar fragen: woher denn aber der alten Egyptier ihr erstaunlicher Reichthum hergekommen wäre, wenn sie nicht die Kunst Gold zu machen besessen hätten? Wir müsten aber zehnmal weniger aus der Geschichte der ältesten Zeiten wissen, als wir wirklich wissen, ehe eine solche Frage nur mit einigem Grunde vorgebracht werden dürfte; allein demohngeachtet fragen die Alchemisten gleichwohl in unsern Tagen noch also. — Die alten Egyptier werden aber wegen ihres damaligen großen Reichthums eben sowohl auf die ungerechteste Art in den Verdacht der Goldmacherkunst gebracht, als wenn man die Spanier und Portugiesen beschuldigen wollte, daß sie in Amerika den Stein der Weisen gemacht oder gefunden hätten; denn die vorangehende kurze Naturgeschichte des Goldes muß uns überführen, daß Afrika, wovon Egypten einen Theil ausmacht, in den ältesten Zeiten so voll Gold, und vielleicht noch mehr, als Amerika war, da es entdeckt

wurde

wurde. Darzu hatte Egypten insbesondere Goldgruben und goldführende Flüsse, wovon man durch die vorne angeführten Zeugnisse aus der Geschichte unwidersprechlich, besonders durch Diodors Nachrichten f.) überführt werden muß, wenn man nur mit offenen Augen sehen will. Ueberdies war noch ihr Handel mit den goldreichen Nachbarn, die ihnen ihr Gold zum anderweiten Umsatz ins Land brachten, der beträchtlichste. Wie viel mögen auch nicht die egyptischen Könige, durch ihre geführten Kriege, Gold und Silber ins Land geschleppet haben? Seitdem aber diese Naturschätze, welche Gott am Anfange einmal erschaffen und in jene Gegenden gelegt hatte, endlich durch die Länge der Zeit wieder erschöpft worden sind; so ist Egypten auch mit andern Ländern, welche diese natürliche Vorzüge niemahls besessen, die aber von jenem Ueberflusse auch einen Antheil an sich gezogen haben, dadurch in einerley Verhältniß gekommen. Eben aus dem Grunde sind auch die heutigen Arabischen und Egyptischen Gelehrten so arm an Golde, als viele europäische; und ihre befließene Goldmacher, deren es auch unter ihnen giebt, wünschen eben so sehnlichst, diesen König der Metalle

f.) l. 3. c. 12. l. 1. c. 49.

talle nach ihrer Einbildung zu machen, als unsere europäischen Alchemisten; jene können es aber eben so wenig, als diese g.)

Es führen auch die Alchemisten noch insbesondere an, daß Moses, welcher in der Weisheit der Egyptier unterrichtet gewesen, mithin auch eine wahre Kenntniß der Alchemie besessen haben müsse: wie er auch solches an der Verbrennung des goldnen Kalbes augenscheinlich bewiesen habe: weil es auserdem nicht möglich gewesen wäre, das goldne Kalb, welches Aaron in seiner Abwesenheit den Israeliten verfertiget hatte, zu verbrennen h.) Man siehet daraus sogleich, daß hierbey ohne hinlänglichen Beweiß vorausgesetzet werde, daß dieses Götzenbild durchaus massiv von Golde gewesen und nach chemischen Begriffen verbrannt worden sey. Die eigentliche Stelle, worinnen Mosis Handlung sich beschrieben befindet, lautet nach dem Zeugniß des Herrn Ritter Michaelis, in der ganz buchstäblichen Uebersetzung also: „und er nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, und verbrannte es mit Feuer, und zermalmete bis es Staub war.“ Hieraus nun sowohl

g.) Niebuhrs Beschreibung von Arabien. Koppenh. 1772.
h.) 2. B. Mos. 32. 20.

wohl, als auch aus der Widerholung dieser Beschreibung i.), erhellet ganz deutlich, daß hier vornehmlich zwey auf einander folgende Handlungen beschrieben werden; nehmlich es wird zuerst das Verbrennen, hernach aber die Zermalmung zu Staub angeführet. Folglich erkennet man wenigstens daraus soviel, daß Moses das ganze Kalb im Feuer nicht zu einem Pulver kalcinirt habe, wie es nach den chemischen Begriffen geschehen seyn sollte. Vielmehr findet man hierinn keinen andern Verstand, als daß er das Götzenbild ins Feuer geworffen, und ihm dadurch sein voriges Ansehen entzogen habe; dieses war die erste Handlung. Darauf zerschlug und zermalmete er selbiges erst; und dies war die zwote Handlung bey der Zerstöhrung: worauf er denn den Staub des zermalmeten Götzens ins Wasser schüttete und den Israeliten trinken ließ. Der Ritter Michaelis erklärt nun diese Geschichte also: daß solches Kalb nur von bloßem Holze und mit Gold überzogen gewesen seyn könne; und beweiset solches aus einer Stelle im Jesaias k.), daß viele hundert Jahre nach Mose bey sehr vermehrten Reichthum

i.) 5. B. Mos. 9. 21.
k.) Kap. 40. 19. worzu Kap. 41. 7. Jerem. 10. 3, 4, 5, auch dienen kan.

thum und Pracht der Völker, dennoch die Gewohnheit gewesen sey, dergleichen Götzenbilder von Holz zu machen, und nur mit Golde zu überziehen; wie denn auch Moses in eben demselben Buch I.) einen goldnen Altar anführt, der doch ebenfalls nur von Holz und mit Gold überzogen gewesen ist; Demnach urtheilt derselbe nun also: daß vielleicht bey der Verbrennung des Götzenbildes nur eigentlich das Holz verbrannt worden; das Gold aber könne Moses hernach zerfeilet und solchen Goldstaub ins Wasser gestreuet haben II.) Allein, so stark die Wahrscheinlichkeit dieser sehr natürlichen Erklärung ist, so dünkt mich dennoch, daß sie nicht befriedigend genug ist, und nicht alle Schwierigkeit damit gehoben worden sey. Denn, wenn man an Mosis Hitze gedenkt, worein er gerieth, da er dies Götzenbild ansichtig worden war, und nun überlegt, ob es wahrscheinlich seyn könne, daß er die Geduld sollte gehabt haben, den goldnen Ueberzug des Kalbes mit feilen zu zermalmen, worzu doch wahrhaftig mehr als etliche Tage Zeit nöthig gewesen seyn würden; so wird sich beydes nicht wohl zusammer reimen lassen. Der klare

Wort=

I.) 2. B. Mos. 39, 38. — K. 40, 5.
II.) Michaelis Anmerk. z. 2. B. Mos. K. 32.

Wortverstand scheint vielmehr anzuzeigen, daß die Erblickung des Götzenbildes, dessen Verbrennung und Zermalmung alles bey Mose schnell auf einander im Zorn erfolget sey.

Ich wünschte freylich, daß ich diese ganze Geschichte hätte übergehen können, und meine Erklärung derselben ersparen dürfen, um mich dem Vorwurf nicht auszusetzen, welchen dort Apelles dem kritisirenden Schuster machte: es war aber unumgänglich nöthig, diese Geschichte etwas mit zu beleuchten, weil sich die Alchemisten gar sehr stark darauf mit zu beziehen pflegen: und deswegen bitte ich, diesen Schritt mir für keinen Vorwitz anzurechnen. Wenn dergleichen Stellen in der heiligen Schrift, wobey nicht offenbar ein Wunderwerk vorgegangen ist, erkläret werden sollen, so halte ich dafür, daß man zum Grunde legen müsse, daß alle dabey vorgegangene Wirkungen nach den gewöhnlichen Kräften oder Eigenschaften der Dinge geschehen seyn müssen; und folglich muß auch alles dabey Vorkommende nach den einmal erkannten Eigenschaften und ewigen Naturgesetzen erkläret werden. In der gegenwärtigen Stelle nun sind eigentlich die drey Umstände, das gießen, verbrennen und zermalmen des gemachten Götzenbildes zu erläutern; die gröste

Schwierigkeit aber liegt hauptsächlich in der Verbrennung desselben. Ich will es nun nach meinen vorausgesetzten Gründen versuchen, ob sich nicht eine natürliche Erklährung dieser Handlung finden lasse, und dadurch Mosis Ehre gerettet werden könne.

Ohnerachtet in der heiligen Schrift aus vielen Stellen erkannt wird, daß man ganze Götzen aus Gold, Silber und Kupfer gegossen habe; so ist es doch ungewiß, ob Aarons Kalb auch ein solches gewesen sey. Wäre es von der Art gewesen, so lieffe es schlechterdings wider alle erkannte Naturgesetze, daß solches nach einem chemischen Begriff verbrannt worden sey; denn dies hätte ohne Wunderwerk nicht geschehen können, weil Gold natürlicher Weise nicht also verbrannt werden kan. In eben dem Falle nun passete auch das übrige in dieser Stelle, nehmlich die Zermalmung nicht darauf; denn wenn die übrigen Metalle durchs Feuer kalciniret werden, so zerfallen sie gemeiniglich von selbst in ein Pulver; welches auch beym Golde geschehen würde, wenn es möglich wäre, solches an sich eben auf gleiche Weise zu verbrennen. Es kan also dasselbe aus angeführten Gründen kein maßiv gegossenes goldnes Kalb gewesen seyn, und der Ausdruck,

daß

daß es ein gegossenes Kalb gewesen, muß sich demnach nothwendig nicht auf den ganzen Götzen beziehen.

Es kan dahero Aarons Kalb von keiner andern Art gewesen seyn, als die allermehresten Götzen der Heyden, wo nicht alle, damahls beschaffen gewesen sind; von welchen den Israeliten eben dergleichen Götzen bekannt geworden waren. Von diesen aber schreibt Jesaias also: „und ihr werdet entweihen eure übersilberte Götzen, und die goldnen Kleider eurer Bilder“ m.) ferner: „Der Zimmermann nahm den Goldschmid zu sich, und machten mit dem Hammer das Blech glatt auf dem Amboß — und hefteten es mit Nägeln, daß es nicht sollte wanken“ n.) Und Jeremias: „Der Heyden Götter sind lauter nichts. Sie hauen im Walde einen Baum um, und der Werkmeister machet sie mit dem Beil, und schmücket sie mit Silber und Gold, und heftet sie mit Nägeln“ o.) Und Habacuc: „Was wird denn helffen das Bild, das sein Meister gebildet hat, und das falsche gegossene Bild. — Wehe dem der zum Holz spricht: Wache auf, und zum stummen Steine: Stehe

 auf —

m.) Jes. Kap. 30. — 22.
n.) — — 41, 7. o.) Jerem. 10, 3. 4.

auf — Siehe, es ist mit Gold und Silber überzogen, und ist kein Odem in ihm" *) Bey dieser Stelle ist merkwürdig, daß es auch von einem gegossenen Bilde heißt, es wäre nur mit Gold und Silber überzogen. Und Baruch: Die Pfaffen stehlen das Gold und Silber von den Götzen" p.) ferner: „Das Gold, das man um sie her hängt, sie damit zu schmücken" q.) ferner; „Sie sind hölzern, mit Gold und Silber gezieret" c.) Endlich: „Es sind doch nur hölzerne, verguldete und übersilberte Götzen" s.) — Die damahligen Götzen waren also hölzerne Bilder, mit goldnen und silbernen Blechen behangen und ausgeschmückt: und von solcher Art muß also auch Aarons Götze gewesen seyn, der so schnell in einem Tage gemacht werden konnte, und den folgenden Tag schon verehret wurde.

In wie ferne aber solcher dennoch ein gegossenes Kalb genennet werden könne, das glaube ich hinlänglich aus der so eben angeführten Stelle des Jesaias zu erklähren, allwo es heißt: „und sie machten mit dem Hammer das Blech glatt auf dem Ambos". — Dergleichen

*) Habacuc. 2. 18, 19.
p.) Baruch. 6, 9. q. Baruch. 6. 23.
r.) —— — 38. s.) —— — 50, 54, 56.

gleichen Bleche müssen also rauh und uneben gewesen seyn, das aber wohl von nichts andern hat herrühren können, als daß selbige vorher aus zusammengeschmolzenen und zu einer breiten Fläche ausgegossenen Golde bestanden haben; wobey es erst nöthig gewesen ist, dergleichen Platten durch den Hammer theils noch weiter auszudehnen, theils aber auch ihnen eine glatte Oberfläche zu verschaffen, die beym Ausguß allemahl rauh und uneben erscheint. Hier ist nun wohl Aufschluß genug, Aarons-Kalb mit hinlänglichem Grunde für einen mit gegossenen goldnen Blechen behangenen Götzen zu halten, welcher nach damahligen Gebrauch ein goldnes Kalb genennet worden.

Hierauf glaube ich nun den andern Umstand, nehmlich die Verbrennung, in Erwägung ziehen zu können. Es finden sich davon beym Mose zwey vortrefliche erläuternde Parallelstellen, welche uns von der ganzen Schwierigkeit bey diesem Ausdruck den Aufschluß verschaffen. Einmahl befiehlt dort Moses den Israeliten: „wenn dich der Herr dein Gott ins Land bringt — so sollt du ihre Götzen mit Feuer verbrennen“ t.) Und wiederum: „Die Bilder ihrer Götzen sollt du mit Feuer verbrennen

 nen

t.) 5. B. Mos. 7, 5.

nen, und sollt nicht begehren des Silbers oder Goldes, das daran ist" u.) Wenn nun demnach die Verbrennung der goldnen Götzen von der Art gewesen seyn muß, daß sie die Israeliten insgesammt haben vollbringen können; so kan auch unter Mosis Verbrennung eines gleichen Götzens kein solches Geheimniß gesucht werden, wie es sich die Alchemisten ohne allen Grund einbilden: sondern es muß eine ganz kunstlose natürliche Handlung gewesen seyn. Die Warnung Mosis, sich nicht an dem Gold und Silber zu vergreiffen, beweißt es auch ausdrücklich, daß die Götzen nur mit diesen Metallen äuserlich ausgeschmückt gewesen sind; wie er denn auch insbesondere dabey die weise Absicht gehabt haben mag, daß sie den goldnen oder silbernen Ueberzug nicht etwa vor der Verbrennung des Götzens abnehmen sollten, um nicht durch das solchergestalt schon vorbereitete Gold künftig neue Gelegenheit zu nehmen, dasselbe zu einem andern Götzenbilde wieder anzuwenden. Mosis Wille war also, daß sie es nicht von den Götzen wegnehmen, sondern es zugleich mit ihm verbrennen sollten. — Nun mögen doch die Alchemisten bedenken, ob die gemeinen Israeliten auch wohl das Gold, nach che-

u.) 5. B. Mos. 7, 25.

chemischen Begriff, haben verbrennen können? — oder ob nicht vielmehr aus dieser Stelle ganz unwidersprechlich erhellet: daß die Verbrennung des Goldes oder Silbers der Götzen nichts mehr bedeute, als, das nach Art der Götzen zum Ueberzuge geformte Gold durchs Feuer zu zerschmelzen und ihm dadurch seine vorige Bildung zu entziehen? Ich bin nun aufs gewisseste überzeigt, daß diese Verbrennung nichts anders heißt. Hätten also die Alchemisten sich nur zuvor etwas besser um die Ausdrücke der Bibel bekümmert und solche kennen gelernet, und den Gedanken einer chemischen Kalcination nicht mit in die Bibel hinein gebracht, so würden sie selbigen auch gewißlich nicht darinne gefunden haben; wie denn auch in der frühern Zeit kein Mensch ihn in dieser Stelle erkannt hat. Da also Moses das güldne Kalb verbrannte, gieng die vornehmste Wirkung des Feuers auf die gebildete Grundlage desselben, und dabey zugleich auf die Zerstöhrung der Form, so dem Golde gegeben worden war, das bey eben dem Feuer zusammen schmelzte. Wenn es nöthig wäre, so könnte die Verbrennung des Goldes auch noch aus folgender Geschichte erläutert werden: Als Crösus den Delphischen Gott durch ein vorzügliches Opfer versöhnen wollte, so brachte er unter andern

auch güldene und silberne Bettstellen, güldene Schalen, purpurne Decken und Kleider auf einem grossen Hauffen zusammen, darzu befahl er den Lydern ein gleiches zu thun, und verbrannte alles, um sich dadurch die Genade des Gottes zu versichern. Was war aber der Erfolg dieser Verbrennung? — Es heißt: Als das Opfer vollbracht war, fand man eine unsägliche Menge zusammengeschmolzenes Gold — uu) Das war nun die ganze Wirkung des Feuers und der Erfolg der Verbrennung. — Sehr natürlich!

Nun ist endlich noch der dritte Umstand, die Zermalmung des Götzens nach der Verbrennung, zu erläutern übrig. Dieser Ausdruck in der Beschreibung von Mosis Handlung bey der Zerstöhrung des israelitischen Götzens zeigt so viel an, daß nach der Wirkung des Feuers auf denselben noch ein zusammenhangender Körper übrig geblieben sey, welchen Moses zerschlagen und zermalmet habe. Auch dieser Umstand beweißt, daß es kein maßiv goldnes Kalb gewesen seyn könne. Denn, wenn auch solches durchs Feuer verbrannt, das heißt, zerschmolzen worden wäre; so wäre es doch dabey

uu.) Herodot. l. 1. c. 44.

daben immer Gold geblieben, das natürlicher Weise weder verbrannt, noch zerschlagen, noch zu Staub zermalmet werden können. Alles dieses aber wird zur natürlichen Folge, so bald das Kalb, wie es erwiesen worden, nur mit goldnen Blechen überzogen gewesen ist. Diese sind im Feuer abgeschmolzen; von dem geformten Bilde aber, welches entweder von Holz oder von Erde verfertiget gewesen seyn kan, im erstern Fall Kohlen und Asche, im andern Fall aber ein fester Erdenklumpe überblieben seyn müssen; in beyden Fällen nun hat Moses nach der Beschreibung den Ueberrest zerschlagen, und den Staub ins Wasser ganz füglich streuen können. Auch hierbey fehlt es nicht an einer Parallelstelle, woraus man klar erkennen wird, daß die Zermalmung der verbrannten Götzen damahls keine besondere geheimnißvolle und kunstreiche Handlung Mosis gewesen seyn könne. Denn es heißt vom Josias: „er ließ abbrechen die Altäre Baalim, und die Bilder oben darauf hieb er oben herab, und die Hayne, und Götzen, und Bilder zerbrach er, und machte sie zu Staub, und streuete sie auf die Gräber derer, die ihnen geopfert hatten. — Und da er die Altäre und Hayne abgebrochen, und die Götzen klein zumalmet und alle Bilder abgehauen hatte, im ganzen Lande Israel,

 kam

kam er wieder gen Jerusalem" v.) Konnte demnach Josias die verbrannten Götzen eben also wie Moses zu Staub zermalmen, der doch noch nie für einen Alchemisten erkannt worden ist; so war auch sicherlich Moses aus dem Grunde keiner von ihren Zunftverwandten.

Was nun die Zerstreuung des Ueberrests von dem verbrannten Götzenbilde auf das Wasser anbelanget, und was Moses dabey für Absicht gehabt habe, davon ist es wahrscheinlich, daß dadurch dem Volke vor ihre begangene Abgötterey ein recht nachdrücklicher Abscheu erreget werden sollte: Denn es war sonst die Gewohnheit, daß die Ueberbleibsel der verehrten Götter immer noch verehret wurden.

Diese Erklährung von der ganzen Handlung Mosis, bey der Zerstöhrung des sogenannten goldnen Kalbes, scheint mir nun die natürlichste und richtigste zu seyn, und Mosis Ehre so wie das Ansehen der heiligen Schrift völlig zu retten. So wenig man aber ausserdem in der ganzen Bibel eine weitere Spur findet, daß Moses ein Alchemist gewesen sey: so gewiß ist es demnach auch, daß er bey dieser Geschichte nicht nach alchemistischen Einbildungen

gen

v.) 2. B. Chron. 34, 4. 7.

gen gehandelt habe, und daß es bloße grundlose Schwärmerey sey, wenn sich die Alchemisten erkühnen, Mosen mit auf ihre Rolle zu schreiben. Die Absichten dabey sieht man wohl ganz handgreiflich ein: es fehlen nehmlich ihren Hirngespinsten alle nöthige Gründe, und deswegen glauben sie, wenn sie Zeugnisse davon in der heiligen Schrift finden könnten, daß dieser ihre Glaubwürdigkeit jener Dürftigkeit zu statten kommen mögte.

Aus eben dem Grunde und keinem andern sehen sie auch den reichen König Salomo mit großen Augen an, die sie noch darzu mit der alchemistischen Brille aufs sorgfältigste bewaffnet haben. Von Salomo ist es eine bekannte Sache, daß er einer der reichsten Könige seiner Zeit war; dessen Reichthum wird uns in der heil. Schrift ganz auserordentlich gros beschrieben w.) Von dem Zeugniß dieses großen Reichthums glauben nun die nach triftigen Gründen ängstlich suchenden Alchemisten keinen bessern Gebrauch für sich machen zu können, als wenn sie behaupten, daß Salomo diese Schätze nicht anders hätte erlangen können, wenn er nicht den berüchtigten Stein der Weisen besessen hätte.

w.) 1 Kön. 10. 2 Chron. 9.

te. Ob nun gleich die heilige Schrift mit klaren unverblümten Worten berichtet, daß Salomo bereits von seinem Vater David eine erstaunliche Menge Gold und Silber erhalten habe, welches derselbe theils aus Ophir holen lassen, theils auch aus den glücklichen Kriegen gegen die Philister, Moabiter, Amalekiter, ingleichen gegen die Könige von Zobah, Syrien und Edom erbeutet hatte, wovon er allemahl einen Theil zum Tempelbau zurücklegte; und daß Salomo darauf ebenfals selbst durch seine Schiffe, die nebst den Schiffen des Königs Hirams nach Ophir geseegelt, von daher 450. Centner Gold auf einmal erhalten habe x.); ingleichen wie diese Schiffe des Königs mit den Knechten Hirams nur alle drey Jahre ihren Weg über das Meer einmahl zurück geleget, und Gold, Silber, Elffenbein, Affen und Pfauen, ingleichen Ebenholz und Edelsteine mitgebracht hätten y.): so können dem allen ohngeachtet diese dunstige Köpfe im Stande seyn, vorzugeben, daß alles dies Hieroglyphe sey, und daß Salomo eigentlich nur die Materie

x.) 2 Chron. 8. 18. Ein Centner wird mehrentheils für eben so viel gehalten, was bey den Juden ein Talent war, am Gewichte 90. Pfund, und im Golde 23874. Thaler betrug.

y.) 2 Chr. 9. 21. 1 Kön. 10, 11.

terie zum philosophischen Steine aus Ophir geholet habe; vielleicht habe er ihn auch wohl gar selbst in jenem entfernten Lande ausarbeiten lassen, damit solches in seinem Lande nicht bekannt werden mögte. — Dergleichen Einbildungen sind so abgeschmackt und hirnlos, daß sie auch nicht die geringste Beantwortung verdienen. Wenn diese seichten benebelten Köpfe nur die mindeste Kenntniß von der Naturgeschichte besäßen, und daraus wißten, in welcher erstaunlichen Menge ehedem, in dem jugendlichen Alter unsers Erdenballs, in Asia, Afrika und Amerika, das Gold, von der Natur vorgearbeitet, vorhanden gewesen ist, ehe es darzu angewendet worden, worzu es noch jetzt gebraucht wird; ehe es also seinen jetzigen Kreislauf angefangen hat: wenn sie das wißten, so würden sie sich an den klaren Buchstaben der heiligen Schrift gar nicht stoßen, und es würde ihnen die beschriebne große Menge Gold nicht mehr wunderbar und übernatürlich vorkommen; und sie würden nicht weiter nöthig finden, wegen des großen Reichthums den Salomo für einen Goldmacher zu erklären.

Ob wir auch gleich zu unsern Zeiten auf das genaueste nicht bestimmen können, wo dasselbe

selbe Ophir gelegen habe, aus welchen Salomo die gedachte erstaunliche Menge Gold holen lassen; so ist solches der Wahrheit der Geschichte nicht im geringsten nachtheilich. Genug, es war eine von den ehemaligen goldreichen Landschaften, die damals diesen Nahmen geführet, und sowohl dem David, als auch dem Hiob bekannt gewesen ist *). Die vorzüglichsten Meynungen von der Gegend Ophirs findet man in der von Baumgarten übersetzten allgemeinen Welthistorie beysammen **). Die wahrscheinlichste Muthmaßung unter allen, die mit den vorkommenden Umständen am genauesten übereinstimmet, soll diese seyn: daß Ophir in einigen von den entfernten Theilen Indiens, jenseit des Ganges, und vielleicht bis China oder Japan hinan, gelegen gewesen; welches letztere annoch an dem feinsten Golde und verschiednen andern Waaren, womit Salomons Flotte Verkehr getrieben, als Silber, Edelsteinen, Ebenholz und andern köstlichen Arten von Holze einen Ueberfluß hat; von Gewürzen, Pfauen Papageyen, Affen und andern dergleichen Geschöpfen nichts zu gedenken; und welches auch seiner Entfernung halber sich zu der Länge der Reise am besten schickte. Herr D. Baumgarten aber

*) Hiob. 28, 16. **) Dritter Th. §. 479. a.

aber scheint geneigter zu seyn, eine Gegend in Arabien dafür zu halten.

Es streitet auch wider solchen thörigten Wahn, daß Salomo, da er den Tempelbau zu unternehmen anfangen wollte, von Hiram 120. Centner Gold, gegen zwanzig Städte im Lande Galiläa, als ein Darlehn aufnahm z.); ingleichen, daß er die 120. Centner Gold von der Königin aus Arabien annahm, wie denn auch alle benachbarte und einheimische Fürsten Gold und Silber in Menge zu eben dem Behuf hergaben a.)

Die erbärmliche Bemühung der Alchemisten in dem Buch der Weisheit und des hohen Liedes Salomonis die Verfertigungsvorschrift zum Stein der Weisen zu suchen, verdient mehr Mitleiden als Widerlegung.

Eine eben so große Verblendung und Unwissenheit in der Naturgeschichte gehört darzu, wenn jemand glauben kann, daß auch der König Crösus ein Goldmacher gewesen sey. Denn wer das damahls goldreiche Lydien und die gleiche Beschaffenheit der übrigen weitläuftigen Länder aus der Geschichte kennet, welche unter seiner Bothmäßigkeit gestanden haben, dem kann

der

z.) 1 Kön. 9, 11. 14. 15.
a.) 1 Chron. 30, 7. 2 Chron 9, 14.

der auserordentliche Reichthum dieses Königs gar nicht unbegreiflich seyn. Sardis war die Hauptstadt in Lydien und des Crösus Wohnsitz; sie lag an den Ufern des Paktolus, unten am Berge Tmolus: und dieser Fluß wurde Chrysorhoas genennet, weil sein Sand von Golde glänzte. Damit vergleiche man nun die vorne angeführte Geschichte des Alkmäon in der Schatzkammer des Crösus, allwo sich ersterer nicht mit dem philosophischen Steine, sondern mit Goldstaub besacket, wie solches Herodotus beschrieben hat.

Zur Erläuterung des großen Reichthums eines vorerwähnten Lydiers, Pythius, der das ganze Heer des Xerxes bewirthete, und dem Darius einen von Gold gewachsenen Masholderbaum und Weinstock verehrte aa.), dienet, was Plutarch von demselben anführt: daß er nehmlich Goldgruben besessen habe, worinn er eine überaus große Menge Gold gefunden, und dadurch dergestalt unmäßig geitzig worden sey, daß er alle seine Knechte und Mägde stets darinn arbeiten lassen, und darüber seinen ganzen Feldbau und Viehzucht vernachläßiget habe b.) Das ist doch wohl keine Hieroglyphe! —

Mi-

aa.) Herodot. l. 7. c. 27.
b.) Plutarch. de virtut. mulier.

Midas Reichthum leitet Conon in seiner ersten Erzählung von einem gefundenen Schatze her; und Strabo sagt es deutlicher, daß er seine großen Schätze aus den Erzgruben erhalten habe, so im Berge Bermius entdeckt worden. *)

Von der Geschichte der Kolchier, worauf sich die Alchemisten auch sehr viel zu gut thun, habe ich ebenfals schon vorne das nöthigste zur Erläuterung angeführet, nehmlich daß die Kolchischen Flüsse ehedem viel Gold geführet haben, welches man mit wolligten Widderfellen aus dem Sande vermittelst der Abschlemmung abgesondert hat. Hierauf beziehet es sich auch sehr wahrscheinlich, was Herodotus mit einiger Zurückhaltung folgendermaßen schreibt: „nachher wird den Griechen noch eine andere Gewaltthätigkeit Schuld gegeben. Denn sie giengen, wie man sagt, auf einem Kriegsschiffe nach Aea in Kolchis an den Fluß Phasis; und nachdem sie andere Dinge ausgeführet, um welcher Willen sie die Reise unternommen hatten, entführten sie die Tochter des Königes Medea" bb.) Wenn man sich bey

*) Conon ap. Phot. Bibl. Strabo. L. 14. p. 680.
bb.) Herodot. l. 1. c. 2. womit der Argonautenzug angedeutet wird.

bey dieser Stelle aus andern Geschichten erinnert, daß der Kolchische Fluß Phasis ehedem sehr viel Gold geführet habe; so wird man es leicht errathen können, was die Griechen allda für andere Dinge ausgeführet haben mögen, um deren willen sie dahin gereiset waren, die uns Herodotus verschwiegen hat: ihre vornehmste Verrichtung war also aus diesem Fluße Goldsand zu holen; womit der Raub der Medea in einen Zusammenhang kommt.

Zu dessen mehrerer Erläuterung will ich die ganze Geschichte hier anführen. Die Argonauten waren eine Gesellschaft von Griechen, die auf Abentheuer ausgiengen, und da sie von den Goldgruben in Kolchis und den unermeßlichen Schätzen des Königes Aeetes höreten, dahin zu seegeln sich entschlossen, in Hofnung, durch eine Seefarth ihr Glück zu machen. Sie liessen demnach ein Schiff zu Pegasa von einem gewissen Argus erbauen, nach welchem sie dasselbe Argos nannten, und von demselben wurden sie Argonauten genannt. Auf dieses Schiff giengen sie an Boord, und richteten, da sie einen gewissen Typhis zu ihrem Steuermann hatten, ihren Lauf durch das aegeische Meer, den Hellespont, den Propontis, den thracischen Bosporus, und traten, da sie nach vielen

Schick-

Schicksalen in das schwarze Meer gekommen, bey Phasis ans Land, wo sie der König Aeetes, der damahls seinen Wohnsitz daselbst hatte, mit großer Freundlichkeit aufnahm. Weil nun dieser Fürst einen großen Vorrath an Golde in seinem Pallast hatte, schmiedeten die Argonauten, diese von den Alten so sehr herausgestrichene Helden, unter sich einen Anschlag, sich entweder seiner Schätze mit Gewalt zu bemächtigen, oder sie heimlich weg zu stehlen, und nachdem sie sich auf ihr Schiff in Sicherheit begeben, mit der Beute nach Griechenland zurückzukehren; da sie aber fanden, daß dieselben gar zu wohl verwahret waren, als daß sie mit Gewalt weggenommen, oder heimlich entführet werden könnten, bestachen sie die Wächter vermittelst der Medea des Königs Tochter, welche in den Jason verliebt war, kamen unvermerkt in den Pallast, und kehreten, nachdem sie die Schätze weggebracht, mit der Medea nach Griechenland zurück, die Jason zu heyrathen versprochen hatte. — Dies ist nach dem Natalis Comes *) die ächte Nachricht von dem argonautischen Kriegszuge; welchen die Dichter, weil es die merkwürdigste Seefahrt war so die Griechen in den frühen Zeiten unternommen,

 mit

*) Natalis Comes Fabellehre. l. 6. c. 7.

mit unzähligen Erdichtungen ausgeschmücket und verstecket haben; jedoch in Ansehung des güldnen Fließes nicht ohne allen Grund. Denn Strabo erzählet uns *) daß es, weil die aus den Gebürgen von Kolchis hervorquellende Ströhme eine große Menge Goldsand mit sich geführet, unter den Einwohnern der Gebrauch gewesen, wollene Fließe ins Wasser zu legen, und damit den Goldsand aufzufangen.

Es hat daher Herr Pr. Schröder insbesondere sich geirret, daß er ohne allen Grund willkührlich behauptet, daß ein egyptischer Anführer in dem Heerzuge des Sesostris den Stoff einer wahren Goldmocherey in Kolchis gefunden und deshalber beschlossen habe, mit einer Kolonie in diesem Lande zu bleiben; und daß derselbe zu Verbergung dieses Geheimnisses jenen metallischen Stoff mit dem heutiges Tages bey den Alchemisten üblichen Ausdruck, die jungfräuliche Erde, benennet habe c.) Diese ganze Einbildung ist bey ihm aus einer ganz unrecht verstandenen Stelle des Plinius entsprungen, worinn derselbe einen Ort erwähnt, woraus Salauces eine Menge Gold und Silber erlanget habe. Die ganze Stelle lautet also:

Jam

*) L. 11.

c.) Neue Biblioth. der höhern Chemie. S. 347. u. f.

jam regnaverat in Colchis Salauces et Esubopes, qui *terram virginem* nactus plurimum argenti aurique eruisse dicitur in Samnorum gente, & alioquin velleribus aureis inclyto regno" d.) Da nun Herr Pr. Schröder lauter Spuren der Alchemie suchte, so erlaubte er sich, statt virginem, virgineam zu lesen, und dadurch dieser höchst unschuldigen Stelle eine alchemistische Gestalt zu geben, folglich die gedachten beyden Könige zu Alchemisten zu machen. Auf solche Art dichtete er die bey den Alchemisten dem Nahmen nach jungfräuliche Erde als die erste besondre Materie zum philosophischen Stein, dem Plinius an; da doch hier unter dem Ausdruck *terra virgo* nichts anders, als ein neuer bisher noch unerkannter Ort des Landes verstanden werden kan und muß, welchem seine Schätze noch nicht entzogen worden. Dergleichen metaphorischer Ausdrücke pflegt sich Plinius mehrer zu bedienen; wie er denn an einem andern Orte *anus terra*, von einer unfruchtbaren veralteten Erde e.), und anderswo wieder *virgo aqua*, von einer neuen in die Stadt geleiteten Quelle f.) gebrauchet hat. Die angeführte Stelle des Plinius muß demnach also übersetzt werden:

d.) histor. nat. l. 33. c. 3. e.) ibid. l. 17. c. 5.
f.) ib. l. 31. c. 3.

den: Als zu Kolchis Salauces nebst dem Esubopes regiert, haben selbige in der Samner Lande einen neuen bisher noch unerkannten Ort entdeckt, aus dem sie sehr viel Gold und Silber gegraben haben; welches Land ohnedem auch schon durch die güldnen Fließe berühmt ist. — Diese Stelle enthält also nicht den geringsten Beweiß für die Alchemisten, sondern sie ist vielmehr wider sie; denn man kan daraus erkennen, daß die verwegne Unternehmung der griechischen Argonauten freylich nicht um ein bloßes Widderfell angestellet worden ist, sondern um die Schätze des Landes, die man durch Hülffe der Widderfelle zu erlangen pflegte. Eben so wie noch heut zu Tage dergleichen Redensarten üblich sind, wenn es z. B. heißt: dieser oder jener trachtete dem andern nach der Krone; worunter doch eigentlich das ganze mit der Krone verknüpfte Reich allgemein verstanden wird: eben so war es auch damahls mit dem goldnen Fließe zu Kolchis. Diese wahre Geschichte ist aber durch die falsche Erklährung nur zur Fabel gemacht worden.

Eben so wenig beweißt auch Plinius Erzählung, von des Kayser Cajus angestellter Arbeit, aus dem Auripigment Gold zu schmelzen, g.) und des Callias Versuch aus einem ro=

g.) l. 33. c. 4.

rothen Sande in den Silberbergwerken Gold zu erlangen, h.) die Wirklichkeit einer Goldmacherkunst wie es dennoch Herr Prof. Schröder glaubt. Diese Nachrichten beweisen nicht das geringste mehr, als daß man damahls die mancherley Arten der Mineralien und ihren Innhalt noch nicht genau genug, so gut als jetzt gekannt habe. Sie suchten Gold darinnen, aber sie bildeten sich ein, solches nach einem alchemistischen Begriff daraus zu machen. Man weiß es auch ohnedem schon, daß es in gewissen Gegenden ein goldhaltiges Auripigment gegeben habe. Theophrastus Eresius benachrichtiget uns schon, daß der Sandarach und Operment in Gold- und Silberbergwerken gefunden werde i.) Führt es doch auch Plinius selbst an, daß der Sandarach in den Gold- und Silberbergwerken angetroffen werde; und daß derjenige der beste sey, welcher roth, scharfriechend, rein und brüchig sey. Dann fährt er weiter fort: von eben der Materie besteht auch der Arsenik, wovon der beste höher als goldfarbig ist: der bleichere aber wird geringer geachtet. Es giebt auch noch eine dritte Art, in welcher die Goldfarbe mit der sandaracharti-

h.) ibid. c. 7.
i.) Von den Steinen. Aus den griechischen übersetzt. §. 89.

gen vermischt ist. Beyde sind blättrigt; das erstere aber ist trocken, rein und wegen der zarten durchlauffenden Adern leichtbrüchig k.) Aus dieser Stelle erkennet man beyläuffig, daß unter dem Sandarach unser heutiges zinnoberrothes Auripigment verstanden werden müße; was aber Plinius Arsenik genennet, nichts anders, als unser gemeines gelbes Auripigment gewesen sey. Ueber den andern angeführten Versuch will ich Wunders halber die Geschichte des Callias aus der Quelle selbst, nehmlich aus dem Theophrastus Eresius anführen, und jeden Vernünftigen urtheilen lassen, ob daraus eine Goldmacherey bewiesen werden könne. Sie lautet also: Callias, ein Athenienser, der in Silberbergwerken arbeitete, soll, wie man sagt, die Kunst diesen Zinnober (es ist die Rede hier von dem natürlichen gewachsenen) zuzubereiten erfunden und gezeigt haben. Dieser hielte dafür, solcher Sand habe Gold in sich, weil er so glänze; untersuchte und sammlete ihn daher fleißig. Da er aber sahe, daß er sich betrogen hatte, so bewunderte er die schöne Farbe des Sandes, und erfand auf solche Art dieses Kunststück l.)

Es finden sich also wirklich in keiner einzigen

k.) hist. nat. l. 34. c. 18.
l.) von den Steinen. §. 103.

zen Geschichte Spuren von einer vorgeblichen Goldmacherkunst im ganzen Alterthum so wenig als bey den Egyptiern insbesondere. Noch weniger können demnach Beweise vorhanden seyn, daß selbige eine lange Zeit hindurch von ihnen geheim betrieben worden sey. Zu solchem Behuf ist zwar die Einbildung der Alchemisten endlich bis zu dem großen egyptischen Labyrinth ausgeschweiffet, so sie dann für das große geheime Laboratorium dieses Volks anerkennen, weil sie sonst keinen geheimen Ort in diesem ganzen Lande finden können. Hierdurch erklähren sie nun die wahre Ursach der Geheimhaltung dieses Orts, in welchen kein Fremder eingelassen werden dürffen, weil die Adepten allda ihre geheime Werkstätte eingerichtet gehabt hätten. — Ueber dergleichen willkührliche und verkehrte Einbildungen muß man wahrhaftig erstaunen! Herodotus hat doch das ganze Gebäude und alle Zimmer über der Erde von innen besehen, und beschreibt es so deutlich, daß man an seiner Nachricht nicht das mindeste aussetzen kan. Von den Aufsehern dieses Pallasts aber, hätte er nur, wie er ausdrücklich schreibt, darum keine Erlaubniß bekommen können, den Theil unter der Erde zu besehen, weil sie vorgegeben, daß allda die Gräber der heiligen Krokodille, und der Könige, so das Labyrinth

 er=

erbauet hätten, befindlich wären. Weil nun dieser Vorwand der Aufseher von dem überaus großen Aberglauben der Egyptier zeiget, so liegt es den Alchemisten eines Theils am Herzen, ihre Helden davon zu befreyen, andern Theils aber glauben sie alsdann, daß sie diesen geheimen Oertern, wohin niemand eingelassen worden, keine schicklichere Bestimmung zur Bestärkung ihres Vorurtheils beylegen könnten. Es verdient daher das Vorgeben jener Aufseher untersucht zu werden, ob es mit der Geschichte mehr übereinstimmt, als die Einbildung der Alchemisten.

Das egyptische Labyrinth befand sich nahe bey Arsinoe oder der Krokodillenstadt, und auch nicht weit vom See, Möris m.) Wie nun ganz Egypten fast unzählige und verschiedne District- Stadt- und Dorfgötter hatte, welche mehrentheils aus Thieren bestanden, so ihnen auf einige Art nützlich gewesen waren, denen man noch nach dem Tode viele Ehre bewieß und ihren Leichnam einbalsamiren auch in geweihete Küsten einschliessen ließ, und darauf nach einer ihnen allein heiligen Stadt zu bringen pflegte; so verfuhr man nun insbesondere mit

m.) Herodot. l. 2. c. 140. Plin. histor. nat. l. 36. c. 13.

mit den Krokodillen in Theben und um den See Möris, allwo eben dieses Thiergeschlecht als Gott verehret wurde n.) Man unterhielt daselbst diese Thiere in den prächtigsten Tempeln, und ließ sie durch Preister und Priesterinnen sehr vorzüglich bedienen o.) Ist es nun demnach nicht wahrscheinlich, daß man die Leichname dieser Thiere in den unterirdischen Grüften des Labyrinths, so sich in den dasigen Gegenden befunden, beygesetzet habe? Die erwähnte Anzeige der Aufseher dieses Pallasts findet also in der Geschichte keinen Widerspruch, sondern vielmehr ihre Bestätigung. Eben also stimmen nun auch wieder Herodotus und Diodorus Siculus darinn überein, daß das Labyrinth von zwölf egyptischen Königen erbauet worden sey, unter welche einmahl das Reich vertheilet gewesen war; wie denn auch solches eigentlich aus zwölf Pallästen bestanden hat; ingleichen, daß sie es auf gemeinschaftliche Kosten, als ein Denkmahl ihrer Regierung aufgeführet hätten, und auch darinnen wären begraben worden p.); welches daher auch mit der Einwendung der Aufseher genau übereinstimmet. Warum sollte also diese Anzeige ungegrün-

n.) Herodot. l. 2. c. 64. o.) ibid. l. 2. c. 60. u. 64.
p.) ibid. l. 2. c. 140. Diodor. Sic. l. 1. c. 66.

gründet seyn? — Es beruhet alles darauf: die Alchemisten wollen und können sich nicht vorstellen, daß die Egyptier so einfältig und abergläubisch gewesen seyn sollten, Thiere zu vergöttern, und ihnen sogar noch nach dem Tode Ehre zu beweisen; es ist aber dennoch eine ausgemachte Wahrheit, wobey das Vorurtheil von einer eingebildeten übergrossen Weisheit dieser Helden der Alchemisten freylich sehr viel einbüsset.

Daß aber die Egyptier wirklich so thörigt gewesen, und allerhand Thiere, welche sie im Leben vergöttert, nach dem Tode sorgfältig einbalsamiret und an sichere Orte beygesetzet haben, mögen die Alchemisten aus folgendem Zeugniß erkennen, das Paul Lukas abgeleget hat. *) Nahe bey dem Dorf Abusiva ist ein viereckigter Brunnen von ihm angetroffen worden, darein er sich mit seinen Begleitern an Stricken gelassen hat. Auf der einen Seite ist ein Loch gewesen, wodurch sie auf dem Bauch bey 20. Schritt lang kriechen müssen, da sie dann in eine grosse Gruft mit vielen Nebengängen gekommen, worinn eine unglaubliche Menge verkleibte Töpfe mit einbalsamirten Vögeln gestanden. In den allermeisten Grüften aber haben Ochsen=

*) Reisebeschreib. 1. Th. S. 257.

senköpfe gelegen, zum sichern Zeichen, daß vorzeiten daselbst der Götze Apis beygesetzet worden; wie er denn auch in einer von diesen Grüften annoch einen ganzen Ochsen, in einer grossen Küste, von aussen verguldet und mit einem buntgemahlten und verguldeten Gegitter umgeben, angetroffen, deßen Kopf aussen drauf lag. In eben derselben Gruft haben auch noch acht weiße steinerne Urnen gestanden; die auf den Seiten mit hieroglyphischen Figuren bezeichnet gewesen, auf deren Deckeln Menschenköpfe gelegen. Hiervon haben ihm die Einwohner folgende Erläuterung gegeben; Daß dem Götzen Apis, deßen Dienst zu Memphis sehr berühmt und in Schwange gewesen sey, Jungfrauen geopfert, und deswegen neben demselben beygesetzet worden wären. Dieses Zeugniß beweißt nicht allein, die Thorheit der alten Egyptier, daß sie ihre Götterthiere noch nach dem Tode verehret, sondern enthält auch Spuren von der grösten Abscheulichkeit der bey ihnen üblich gewesenen Menschenopfer. Es mögte demnach die Erzählung der Griechen, daß die Egyptier den Herkules dem Jupiter zu opfern-Willens gewesen wären, welche Herodotus *) als eine Fabel anführt, vielleicht nicht

*) l. 2. c. 41.

nicht weit von der Wahrheit entfernet und eine deutliche Spur von den abscheulichen Menschenopfern der alten Egyptier seyn, die zu des Herodotus Zeiten schon nicht mehr im Gebrauch gewesen seyn müssen. Daß aber dieser Greuel vordem wirklich bey ihnen betrieben worden, ist aus vielen glaubwürdigen Zeugnissen unläugbar, und wird unter andern auch durch das Bild des priesterlichen Siegels bestätiget, womit die zum Opfer bestimmten Ochsen bezeichnet wurden, worauf ein kniender Mensch, mit auf den Rücken gebundenen Händen, und einem Schwerd an der Gurgel, gestochen war. *)

Wie sollte man sich überdies mit Grunde einbilden können, daß Feuerarbeiten in unterirdischen Oertern betrieben und durch Menschen abgewartet worden seyn sollen? da über der Erde doch keine Spur davon zu finden gewesen ist. Es bezeugt auch noch außerdem Strabo pp.) von dem ganzen Gebäude des Labyrinths überhaupt, daß es der Ort der Versammlung aller Obrigkeiten des ganzen Volks gewesen sey, indem sie aus allen Landschaften oder Aemtern dahin zusammengekommen wären, Festtage zu feyern, zu opfern, und die wichtigsten Rechtssa-

*) Plutarchus de Iside & Osiride.
pp.) Geograph. l. 17. p. 1165.

sachen zu entscheiden; aus welcher Ursache auch eine jede Landschaft ihren eignen Saal darinn gehabt hätte; wie denn auch das ganze Gebäude nach Herodotus Bericht, zwölffe derselben enthalten hat, da Egypten zu der Zeit in eben so viel kleine Königreiche zertheilt gewesen war. Mit eben diesen Zeugnissen stimmet auch Pocok, ein Augenzeuge aus der neuern Zeit überein, der aus den genau betrachteten Ueberbleibseln auf keine andere Bestimmung geurtheilet hat, als wie sie die alten Schriftsteller, angegeben haben q.) Wie nun daraus erhellet, daß das Labyrinth gar kein alchemisches Laboratorium gewesen; so ist auch auserdem in keiner Geschichte eine Spur zu finden, daß anderswo in Egypten ein solcher geheimer Ort anzutreffen gewesen wäre, von welchem erwiesen werden könnte, daß allda durch viele Jahrhunderte eine Goldmacherey geheim betrieben worden wäre.

III.) Ob in der weltberühmten egyptischen alexandrinischen Bibliothek von dieser eingebildeten Kunst handelnde Schriften aufbewahret worden?

Ich verstehe hier diese Bibliothek in demjenigen Zustande, in welchen sie bis zur Diokletianischen

q.) Beschr. des Morgenlandes. Erster Th. S. 96. u. f.

schen Eroberung Egyptens gewesen, die im 296. Jahr nach Christi Geburth geschehen ist. Daß nun Schriften von der eingebildeten Goldmacherkunst darinn mit vorhanden gewesen sind, davon sagt uns kein Geschichtschreiber das allergeringste. Da inzwischen bey der angestellten Untersuchung keine Spur von einer im ganzen Alterthum vermeyntlich betriebenen Goldmacherkunst, auch in Egypten nicht, zu finden gewesen ist; und die Geschichten einhellig bezeugen, daß die erstaunlichste Menge von Gold und Silber, so im grauen Alterthum unserer Erde in verschiednen Ländern anzutreffen gewesen, nur allein durch die sorgfältige Vorarbeit der gütigen Natur erlanget worden; und daß, noch den erschöpften Quellen, auch der Reichthum dieser Länder wieder aufgehöret hat: so fällt es von selbst weg, daß Schriften von einer fälschlich eingebildeten Kunst damahls vorhanden gewesen seyn können; und daß noch weniger solche in der alexandrinischen Bibliothek mit aufbewahret worden sind. Sollten demnach also ja Schriften, von Gold- und Silberarbeiten handelnd, allda vorräthig gewesen seyn, so müssen solche nothwendig nur blos von der verschiednen künstlichen Bearbeitung und Reinigung dieser Metalle, also blos von ihrer metallurgischen Beschickung gehandelt haben.

Das übrige wird in der jetzt folgenden Beantwortung vorkommen.

IV.) Ob durch die Diokletianische Eroberung Egyptens, alle eingebildete geheime alchemische Werkstätte zerstöhrt und dabey diese Bibliothek verbrennet worden sey?

Herr Professer Schröder behauptet solches, um ein großes Alterthum von dieser eingebildeten Kunst zu beweisen qq.) Nun aber finden sich gleichwohl bey genauer Untersuchung nirgends, weder in Egypten noch sonst irgendwo alchemische Werkstätte: denn die blos willkührliche Behauptung, daß das große egyptische Labyrinth eine solche Werkstatt gewesen sey, ist als grundfalsch bewiesen worden. Sind nun aber keine solche Werkstätte vorhanden gewesen, so hat auch Diokletian keine zerstöhren können. Eben so gewiß ist es auch, daß keine Schriften dieser Art in der alexandrinischen Bibliothek vorhanden gewesen seyn können.

Allein, es beruffen sich doch die Alchemisten auf eine Nachricht des Suidas, der im 11ten christl. Jahrhundert gelebt hat, daß der Kay-

qq.) Neue Samml. der Biblioth. S. 419. u. f.

Kayser Diokletian nach der Eroberung Egyptens, alle chemische Bücher allda aufsuchen und verbrennen lassen, damit die Egyptier sich nicht aufs neue durch diese Kunst bereichern könnten, und dadurch wieder angereitzt werden mögten, das Joch von neuen abzuschütteln r.)

Nun ist es zwar ganz richtig, daß sich diese Anzeige daselbst befindet; aber man hat Ursach an der Wahrheit dieser Nachricht zu zweifeln, und solche für falsch und ungegründet zu erklären, wie es auch bereits von Conring geschehen ist: weil Suidas solches 800. Jahr hernach erst erzählt, ohne dabey anzuzeigen, aus welcher Quelle er diese Nachricht geschöpft habe; und weil kein einziger Historienschreiber vor ihm diese vorgegangen seyn sollende Geschichte erwähnet hat. Es ist auch ohnedem diese Erzählung an sich selbst höchst unwahrscheinlich; denn hätten die Egyptier wirklich solche Schriften besessen, so würden sie schlechterdings so einfältig nicht gewesen seyn, denen darnach forschenden Feinden solche auszuliefern, damit sie selbige hätten verbrennen können. Um diesem Einwurf aber zu entgehen, Suidas zu rechtfertigen und das verworrene Hirngespinste

zu

r.) Lexic. grammat. histor. p. 741. unter den Worten Chemia und Diocletianus.

zu begünstigen, haben die Alchemisten in unsern Tagen, fast 1500. Jahr nach der angeblichen Geschichte dafür gesorget, wie dieser Schwierigkeit am besten zuvorzukommen sey. Zu dem Ende nun geben sie vor, daß sich die alchemistischen Schriften damahls in der öffentlichen alexandrinischen Bibliothek befunden hätten, und da wäre es nun dem Diokletian leicht gewesen, solche fein zusammen zu bekommen. So geschickt können doch also auf die leichteste Art die grösten Schwierigkeiten gehoben werden! — Denn, ohnerachtet in der angeführten Erzählung des Suidas mit keinem Worte angezeigt worden, daß die angegebnen Bücher aus der alexandrinischen Bibliothek gewesen wären, sondern es vielmehr heißt, daß sie unter dem Volke wären aufgesucht worden, so wird doch solcher Umstand von den Alchemisten nur für eine Kleinigkeit gehalten, so bald er nur zur Erreichung ihres Endzwecks etwas beytragen kann. Sie erlauben sich zu dem Ende oftmahls die ungereimtesten Ausflüchte, wie es auch aus dem jetzigen Falle deutlich erhellet. Obgleich also Suidas 800. Jahr nach der Diokletianischen Eroberung Egyptens schreibt, daß damahls chemische Bücher allda wären aufgesucht und verbrant worden, und daraus folgt, daß selbige vorher zerstreuet gewesen seyn müssen;

sen; ohnerachtet niemand vor ihm aus der Zwischenzeit eben diesen Vorgang bezeuget; so wird nichts destoweniger solche Erzählung von den Alchemisten vertheidiget, weil sie von dieser Verbrennung guten Gebrauch zu machen wissen. Ist nun also dessen Nachricht gerechtfertiget, so können auch wohl die heutigen Alchemisten unter allerley Ausflüchten und mit eben dem Rechte als es Suidas gethan, noch andere 700. Jahr nach dem Suidas, zur Erleichterung der Sache, noch darzu setzen, daß die chemischen Bücher sich damahls fein zusammen in der Alexandrinischen Bibliothek befunden hätten! — Nun kann man aus dem letztern Verfahren, das zu unsern Zeiten vorgegangen ist, auf den Ursprung von Suidas Nachricht den sichersten Schluß machen. Aber, das ist mir noch nicht genug, sondern ich werde überdies noch beweisen, daß die zwote Hälfte, als der letzte Rest der alexandrinischen Bibliothek gar nicht vom Diokletian, sondern erst 346. Jahr nach der Diokletianischen Eroberung Egyptens verbrannt worden sey. Da diese Geschichte merkwürdig, so glaube ich, daß es hier der rechte Ort ist, solche ausführlich mit einzuschalten.

Ptolo=

Ptolomäus Soter, der ein gelehrter Fürst war, legte, um die freyen Künste in seinem Lande zu befördern und höher zu treiben, zu Alexandria eine Akademie an, oder eine Gesellschaft gelehrter Leute, die sich der Erlernung der Weltweisheit und aller andern Wissenschaften widmeten. Zu deren Gebrauch stellte er eine Sammlung auserlesener Bücher an, die mit der Zeit unter seinen Nachfolgern zu einer erstaunenden Größe anwuchs, und für den schönsten Bücherschatz in der Welt gehalten wurde. Dessen Sohn Ptolomäus Philadelphus ließ darinn bey seinem Tode 100000. Bücher, und die folgenden Fürsten von diesem Geschlecht vergrößerten die Anzahl noch mehr, bis sich endlich diese Bücher an der Zahl auf 700000. Stück belieffen s.) Der Weg, den man bey Sammlung derselben gieng, war dieser: man bemächtigte sich aller Bücher, die von den Griechen oder andern Ausländern nach Egypten gebracht wurden, und schickte sie der Akademie oder dem Museo zu, wo sie von Leuten, die man zu diesem Entzwecke gebrauchte, abgeschrieben wurden; Die Abschriften lieferte man sodann den Eigenthümern aus, und verwahrte die Originale

s.) *Strabo.* l. 17. p. 791. *Eusebius* in Chronic. *Ammian. Marcellin. Tertull.* in Apolog. c. 18. *Plutarch.* in Epirus.

ginale in dem Bücher-Vorrathe. Ptolomäus Evergetes lehnete zum Exempel von den Atheniensern die Werke des Sophokles, Euripides und Aeschylus, und gab ihnen blos die Abschriften wieder, welche er, so schön als möglich war, abschreiben lassen; die Originale aber behielt er für seinen Bücherschatz und beschenkte die Athenienser für den Tausch mit 15. Talenten (d. i. auf 13500. Thaler) t.)

Weil das Museum anfänglich in der Gegend der Stadt, welche Bruchion hieß, nahe bey dem königlichen Pallast war, wurde der Bücherschatz auch dahin gebracht; da derselbe aber nicht mehr als 400000. Stück Bücher an der Zahl aufnehmen konnte, wurde eine andere Büchersammlung, als ein Zusatz zu jenen innerhalb dem Serapeum angeleget, und aus diesem Grunde des erstern Tochter genennet. Die Bücher, so in diesem verwahret worden, wurden mit der Zeit bis zu einer Anzahl von 300000. Stücken vermehrt; diese beyden Bibliotheken zusammengenommen machten die Anzahl von 700000. Stücken aus, woraus die köni-

t.) *Ammian. Marcellin. Gellius.* l. 6. c. 17. *Isidor.* Origin l. 6. c. 3. *Galenus* in Comm. 2. in tert. libr. Hippocr. de morb. vulg.

königlichen Büchersammlungen der Ptolomäer bestanden haben sollen u.)

In dem Kriege, den Julius Cäsar mit den Einwohnern von Alexandria führte, verbrannte zum Unglück der Büchersaal im Bruchion, und die 400000. Stück, womit derselbe versehen war, wurden zu Asche. Der Büchersaal aber im Serapeo blieb noch übrig, und dieser Ort war es ohne Zweifel, wo Kleopatra die 200000. Stücke der Pergamenischen Büchersammlung verwahrete, womit sie Markus Antonius beschenket hatte. Diese und andere, die von Zeit zu Zeit darzu kamen, machten den neuen Büchersaal von Alexandria zahlreicher und ansehnlicher, als der erste gewesen war v.); und ob er gleich währenden Unruhen, die in dem römischen Reiche vorfielen, mehr als einmal geplündert und verwüstet worden, so wurde er doch immer wieder hergestellet, und mit eben der Anzahl Bücher angefüllet, und verblieb viele Zeitalter hindurch in diesen Gegenden in großen Ruhm und von großen Nutzen, bis er

K 4 endlich

u) *Strabo.* l. 17. p. 792. *Epiphan.* de ponderib. & mensur. *Tertullian.* in Apologet. c. 18.

v.) Plutarch. in Jul. cæs. Ammian. Marcel. l. 22. c. 16. Dion. Cassius. l. 42. p. 202. Liv. apud Senec. de tranqvill. Oros. l. 6. c. 15.

endlich von den Saracenen verbrannt wurde, da sie sich im 642sten Jahre der christlichen Zeitrechnung Alexandriens bemächtigten.

Von der merkwürdigen Art dieser Verwüstung haben wir folgende Nachricht aus des Abulpharagius Geschichte der zehnten Dynastie w.): Da Johannes, mit dem Beynahmen der Sprachlehrer, ein berühmter peripathetischer Weltweise, zu Alexandria war, als diese Stadt von den Saracenen eingenommen wurde, und beym Amri-Ebnol-As, ihrem Feldherrn, in großen Gnaden stund, bat er sich den königlichen Bücherschatz von ihm aus. Amri antwortete: daß es nicht in seinem Vermögen stehe, eine solche Bitte zu gewähren; er wollte aber an den Käyser dieser Sache wegen schreiben, weil er, ohne seinen Willen zu wissen, mit keinem einigen Buche schalten dürfe-

w.) Der hier angeführte Verfasser war aus Malatia, einer Stadt in Armenien, nahe bey den Quellen des Euphrats gebürtig und im 13. Jahrhundert berühmt. Er schrieb einen kurzen Entwurf der Geschichte der Welt von Adam bis auf seine eigne Zeiten, welchen er in zehn Theile oder Dynastien abtheilte. Eduard Pocok hat dieses Werk ins lateinische unter folgendem Titel übersetzt; Gregorii Abulpharagii Historia in dynastias divisa digestaque supplementisque aucta. Oxoniæ, 1663. 4.

se. Er schrieb demnach an den Omar, der damahls Khalif war, und machte ihm die Bitte seines Freundes bekannt; worauf die Antwort des Käysers war: daß diese Bücher, wofern sie mit dem Koran einerley Lehre enthielten, zu nichts nütze seyn könnten, weil der Koran alle nöthige Wahrheiten schon in sich fasse; enthielten sie aber Dinge, die diesem Buche entgegen wären, so habe man sie nicht zu dulden; er befehle daher, daß sie, ihr Innhalt mögte auch beschaffen seyn, wie er wolle, alle zu Grunde gerichtet werden sollten. Diesem Befehl zu folge wurden sie in den öffentlichen Badstuben ausgetheilt, deren es zu Alexandria eine unglaubliche Anzahl gab, wo sie sechs Monathe lang zur Unterhaltung des Feuers dieser öffentlichen Häuser dieneten *)

Aus dieser Nachricht erhellet nun aufs deutlichste, daß der Rest der Ptolomäischen Bibliothek erst im 642sten Jahre nach Christi Geburth zu Grunde gerichtet worden ist; und wie stark sich daher Herr Pr. Schröder irret, wenn er behauptet, daß solches vom Diokletian im 296sten Jahre ausgeübet worden wäre. Da nun die Alchemisten zu ihrem neuen willkührli-

 chen

*) Uebers. d. allgem. Welthistorie von Baumgarten. 8ter Th. §. 130. u. 131.

chen Zusatz und Erläuterung der vom Suidas angeführten Erzählung, die Verbrennung chemischer Bücher betreffend, eben so wenig Grund als jener haben, zu dessen Zeit die eingebildeten Goldmacher auch schon herumschwärmten; so kann man mit allem Rechte beyderley Vorgebungen unter ihre übrigen grundlosen Erdichtungen rechnen.

So wenig aber die angezogene Stelle des Suidas die Verbrennung chemischer Bücher in Egypten, zufolge eines Diokletianischen Befehls, beweisen kann, so verdient sie dennoch in anderer Absicht noch eine besondere Untersuchung: ob denn Suidas darinn von wirklichen goldmacherischen Schriften redet, nach dem heutigen Begriff, den sich die Alchemisten davon machen: Denn man kann mit aller Zuversicht und Gewißheit behaupten, daß von dieser einzigen Stelle das ganze Vorgeben der Alchemisten entsprungen sey, daß die Egyptier schon ehemahls eine gewisse Goldkunst besessen haben sollen; hinter welchen Alterthum sie dann mit aller Geflissenheit den viel neuern Ursprung ihres Hirngespinstes gerne verbergen wollen. Es wird hierzu nöthig seyn, daß ich die ganze Stelle selbst im Original hier einrücke, welche also lautet: χημεία, ἡ τȢ ἀργύρȢ καὶ χρυσȢ

κα-

κατασκευή, ἧς τὰ βιβλία διερευνησάμενος ὁ Διοκλητιανὸς ἔκαυσε, διὰ τὰ νεωτερισθέντα αἰγυπτίοις Διοκλητιανῷ. τούτοις ἀνημέρως, καὶ φονικῶς ἐχρήσατο, ὅτι δὲ καὶ τὰ περὶ χημείας χρύσου καὶ ἀργύρου τοῖς παλαιοῖς γεγραμμένα βιβλία διερευνησάμενος ἔκαυσε, πρὸς τὸ μηκέτι πλοῦτον Αἰγυπτίοις ἐκ τῆς τοιαύτης προσγίνεσθαι τεχνῆς. μηδὲ χρημάτων αὐτοὺς θαῤῥοῦντας περιουσίᾳ τοῦ λοιποῦ Ρωμαίοις ἀνταίρειν. Das heißt: Chemia, ist die Wissenschaft von der Zubereitung des Goldes und Silbers, wovon Diokletian die Schriften aufsuchen und verbrennen lassen, als sich die Egyptier gegen ihn empöret hatten: Er gieng dabey sehr unbarmherzig und grausam mit ihnen um, als er solche von den Alten geschriebnen Bücher von der Schmelzkunst des Goldes und Silbers aufsuchen und verbrennen lassen; damit sie sich auf solche nicht weiter verlassen und aufs neue Reichthümer sammlen mögten, und dadurch verleitet würden, sich wieder die Römer zu empören.

Es ist aber erstlich in dieser ganzen Stelle das Wort Alchemie, worunter doch nur eigentlich die eingebildete Goldmacherkunst, oder die Verwandlungskunst der unedlen Metalle in Gold oder Silber verstanden wird, gar nicht zu finden. Zweytens kann unter dem darinn vorkom-

kommenden Wort χημεία nichts anders als die Schmelzkunst (ars fusoria) verstanden werden; wie denn auch Rollfink, solches nicht anders ausgelegt hat x.) Drittens bedeutet das Wort κατασκευή nichts anders als eine Vorbereitung oder Anstalt zu einer Sache; nichts weniger aber als eine Verwandlung einer geringern Sache in eine bessere. Wenn die Griechen sonst hiervon reden, so bedienen sie sich der Worte μεταβολὴ oder γένεσις; wie ich solches beyläufig aus einem alten Griechen dem Ocellus von Lukanien beweisen kann y.), allwo von der Verwandlung und neuen Entstehung verschiedner Körper in der Natur gehandelt wird. Es kann also Suidas bey dieser Stelle nichts weniger im Sinn gehabt haben, als dadurch die unschuldigen Egyptier einer Goldmacherey zu beschuldigen. Denn wenn man alles recht genau betrachtet, so enthält sie nichts weiter, als eine Anzeige, wie Diokletian geglaubet habe, daß ihre natürliche Reichthümer, welche sie vermittelst einer kunstmäßigen Behandlung aus ihrem Lande zögen, die Ursach ihrer öftern Empörungen wären, und daß

x.) Chimia in artis form. red. Jen. 1661. p. 440.
y.) Betrachtungen über die Welt. Breßlau. 1763. Kap. 1. §. 3. S. 18.

daß dieses am leichtesten verhütet werden könne, wenn man ihnen diejenigen Schriften, so von der Behandlung, Ausschmelzung und Reinigung des Goldes und Silbers, überhaupt also, von ihrer metallurgischen Wissenschaft, die Beschreibung enthielten, entzöge. Solche Schriften mögen sie wohl bey den Schätzen ihres Landes gehabt haben; allein, sie würden in dem Fall schlechterdings nicht so einfältig gewesen seyn, denen darnach forschenden Feinden solche auszuliefern und zu verbrennen zu lassen. Die Alchemisten aber, die an allen Orten der Erde, wo sie nur hinsehen, nichts als sich ähnliche Thoren zu erblicken glauben, finden auch allenthalben was sie suchen, und wenn sie nichts finden, so erdichten sie es. Eben so geht es auch bey den vorkommenden Wörtern: χρύσο καὶ ἀργυροποιΐα, worunter kein Sprachkundiger etwas anders als die Hervorbringung und Erlangung des Goldes und Silbers aus den Erzen verstehen kan; wie denn χρυσοποιητὴς nichts anders als einen Meister dieser Kunst, oder in unserer Sprache einen Schmelzer oder Probierer und χρυσοποίησις die Wissenschaft das Gold aus seinen verschiedenen Lagerstätten auszuschmelzen und zu reinigen bedeutet. Daß unter diesem Worte schlechterdings keine solche Verwandlung eines geringen Metalles in Gold,

nach

nach dem Begriff der Alchemisten, verstanden werden dürffe, erkennet man auch aus einer andern Stelle des Ocellus, z.) allwo unter dem Nahmen ἀνδριαντοποιητικὴ die Bildhauerkunst verstanden wird, bey welcher doch an gar keine Verwandlung der unterwürffigen Körper zu gedenken ist. Denn hierbey bleibt in allen Fällen der Kloß oder der Stein in seinen Wesen unverändert, wie es doch nach der Einbildung der Alchemisten mit den unedeln Metallen ganz anders erfolgen soll. Also hat das Wort ποιητὴς, factor, effector, nach dem Sprachgebrauch der Griechen keine andre Bedeutung, als ein Künstler, der mit einer Sache geschickt umzugehen weiß, und ποίησις, die Kunst mit einer gewissen Sache geschickt umzugehen, nimmermehr aber verstehen sie darunter eine Kunst, eine Sache aus einer andern durch eine Verwandlung der Materie neu hervorzubringen. Eben so geht es folglich auch mit dem Worte ποιεῖν, facere oder efficere; der Begriff, den die Griechen damit verbinden, ist himmelweit von der Einbildung der Alchemisten entfernt. Nicht anders verhält es sich auch im lateinischen mit den Worten facere und factor. Denn ohnerachtet, daß solche eine sehr verschiedne Bedeu-
tung

z.) das. Kap. 2. §. 3. S. 88.

tung haben, so zeigen sie doch niemahls eine Verwandlungskunst bey einer hervorgebrachten Sache an. Wie aber diese Worte von facies, dieses aber von φάσις, apparentia, abstammen, so haben sie auch vornehmlich keine andere Bedeutung, als eine Sache zum Vorschein bringen. Daher heißt auch bey den Lateinern factor olei, ein Oelpresser, und oleum facere, Oel pressen; so wie bey dem Varro ova facere, Eyer legen bedeutet. — Aurum facere heißt also auch gar nicht, im alchemischen Verstande, Gold machen, sondern nur, durch irgend einen Scheidungsweg Gold zum Vorschein bringen. Darum heißt auch aurifex kein Goldmacher, sondern ein Goldarbeiter überhaupt, der bald ein Vergolder, bald ein Goldschläger und bald ein Goldschmid seyn kan. Wovon in Fabers Thesauro eruditionis scholasticae und andern Schriften der Sprachgelehrten näherer Unterricht zu finden ist.

Aus folgender Stelle kan man auch erkennen, was der Ausdruck *aurum conficere* bey den Lateinern bedeute: Die Aßyrer waren gewohnt, daß sie in jedem Dorfe alljährlich die mannbaren Jungfern versammleten, und nun die schönen davon für Gold versteigerten. Die Losung theilten sie alsdann nach Gutdünken unter die häßlichen zum Heyrathsgut aus, und brachten auf solche

Art auch diese zu Weibern an das gemeine Volk. Wer darunter am geitzigsten aufs Geld war, muste sich dagegen gefallen lassen, die häßlichste Frau zu erwählen. Nachdem Herodotus diese Geschichte erzählt hat, so heißt es in der lateinischen Uebersetzung: ita *aurum* ex speciosis virginibus *conficitur* a.) Sollte dies nicht eine lehrreiche Stelle seyn, die Alchemisten zu recht zu weisen? Es wundert mich in der That recht sehr, daß sie solche noch nicht in ihren Nutzen verwendet, und daraus bewiesen haben, daß die Aßyrer auch Alchemisten gewesen wären, und den sonnenklaren Worten zu folge Gold gemacht hätten. Man brauchte ja nur kürzlich die ganze Geschichte für eine Hieroglyphe zu erklähren, und zu beweisen, daß hier unter den schönen Jungfern der philosophische Stein verstanden werden müsse, so würde aus dieser Stelle der herrlichste Beweiß für die Alchemie gezogen werden können. Sollte denn wohl wider diese Erklährung jemand etwas einzuwenden haben? —

Auf gleiche Weise hat ja auch bis den heutigen Tag bey uns Deutschen das Wort machen, gar nicht die absolute Bedeutung einer

neu=

a.) Historiæ. Edit. m. Interpr. Laur. Valla Emend. Sebast. Castalio. Basil. 1559. 8. p. 92.

neuen Entstehung; Umschaffung oder Verwandlung eines geringern Wesens in ein besseres, wie es doch die Alchemisten zu behaupten scheinen. Was sind z. B. die Stärkmacher anders, als Leute, die Weitzen schroten, einweichen, und endlich das feinste Mehl durch blosse Scheidung daraus absondern. Hier finde ich nichts als eine Scheidung, aber keine neue Entstehung oder Verwandlung des Wesens. Endlich ist ja allen Deutschen bekannt, daß wir eben sowohl zu sagen pflegen, daß die Weiber die Butter machen; da sie doch nichts weiter thun, als daß sie die Butter von den wässerigten und käsigten Theilen abscheiden. Wer wollte uns Deutschen aber hierbey den thörigten Begriff andichten, daß wir unter dem Worte machen allemahl eine wahre Entstehung eines neuen noch nicht gegenwärtigen Dinges, oder eine neue Erzeugung eines edlern Wesens aus einem unedeln durch eine vorgehende Verwandlung verstünden. Eben dieselbe Bedeutung hat nun auch bey den Griechen das Wort ποιεῖν; wenn sie daher solches mit der Benennung des Goldes und Silbers verbinden, so verstehen sie darunter nichts mehr als Gold und Silber aus den Erzen hervorzubringen, und also kan diese Benennung bey ihnen mit unserer Stärk- und Buttermachung aufs

genaueste in Vergleichung gestellet werden. Es haben sich daher die Alchemisten greulich geirret, daß sie aus der angeführten Stelle des Suidas die Anzeige einer Goldmacherey, nach ihrem Begriffe, bey den Egyptiern zu finden geglaubt haben. Dies Vorurtheil hat darauf ihre Sinne benebelt, und daher ist es alsdann gekommen, daß sie hernach, da sie diese Kunst in Egypten aufgesucht haben, und sie nirgends finden können, alles aufgeraft, was auch nur die entfernteste Beziehung auf die Reichthümer und Künste hätte, um diese im eilften christlichen Jahrhundert geschriebene Stelle nach ihrem Sinne auszulegen.

Ueberdies ist auch diese ganze Erzählung gar nicht wahrscheinlich; denn wären die egyptischen Schriften wirklich von einem solchen Innhalte gewesen, wie es die Alchemisten ohne allen Beweiß behauptet, so hätte Diokletian solche gewiß nicht verbrennen lassen; er durfte sie ja ihnen nur zur Erreichung seines Entzwecks, wegnehmen, und für sich aufbewahren lassen. Das Gold hätte er wohl auch brauchen können. Ja, sagen die Alchemisten, wenn er sie nur hätte verstehen können, so würde er dies wohl gethan haben; aber er verstund sie nicht, und kein Egyptier erklährte sie ihm,

wegen ihrer grossen Verschwiegenheit. — Allein, wuste nur Diokletian gewiß, daß sie eine solche Kunst enthielten, die sich nicht allein auf Egypten bezog, sondern an allen Orten ausgeübt werden könnte, so würde er sie ganz ohnfehlbar haben aufbewahren lassen: Denn es ist doch unter der Sonnen für einen Tyrannen kein grösserer Reitz, als die Wissenschaft zu besitzen, sich so viel Gold und Reichthum verschaffen zu können, als man nur wollte. Und dann würde er gewißlich in der damahligen Zeit doch einen einzigen Menschen darzu haben vermögen können, diese Schriften zu erklähren. Wären dieselbigen aber in der damahligen Zeit so schwer zu verstehen gewesen, wie sie es doch nicht gewesen seyn müßen, weil sie sich unter dem gemeinen Volk befunden haben sollen; wie dürffen die jetzigen Alchemisten glauben, die wahrhaftig noch weit weniger mit der damahligen Sprache bekannt sind, solche zu verstehen? Es ist also diese Stelle des Suidas ganz und gar nicht geschickt, das Alterthum der Alchemie zu beweisen, sondern lediglich nur von den Alchemisten der mittlern Zeit gemißbrauchet worden, indem sie dadurch ihrer neuen Erdichtung ein höheres Alter beyzulegen gesucht haben.

Auch ist noch bey der angeführten Stelle des Suidas anzumerken, daß der Verfasser der Historiarum miscellarum b.) berichtet, daß Diokletian, als er den belagerten Achilleum überwunden und getödtet hatte, mit der strengsten siegerischen Härte verfahren, und ganz Egypten mit Mord und grossen Brandschazzungen verwüstet habe: von verbrannten Büchern aber schreibt weder dieser noch sonst ein anderer etwas.

V.) Ob bey der Diokletianischen Eroberung Egyptens verschiedne alchemische Schriften durch die plündernde Soldaten entwendet worden, und von ihnen hernach in andre Hände gerathen sind?

Da ich bey der vorhergehenden Frage durch Zeugnisse bewiesen habe, daß bey der Diokletianischen Eroberung Egyptens keineswegs die Alexandrinische Bibliothek zerstöhrt worden, sondern daß solches erst lange darnach durch die Saracenen geschehen sey; so haben auch durch die plündernde Soldaten damahls keine Schriften zerstreuet werden können. Wollte man auch gleich ohne allen Beweiß annehmen, daß zur Zeit der wirklichen Zerstöhrung dieser Bibliothek nehm=

b.) l. 10. c. 48.

nehmlich im 642sten Jahre nach Christi Geburth von den in die Badstuben vertheilten Schriften verschiedne hätten entwendet und gerettet worden seyn können; so ist dies zwar ein möglicher aber unerwiesner Fall, wobey Suidas Nachricht doch allemahl entkräftet wird. Ueberdem so fällt ja das Jahr dieser Zerstöhrung schon in diejenige Zeit, vor welcher bereits etliche Hundert Jahre lang der Begriff einer Metallenverwandlungskunst Wurzel gefaßt hatte. Also kann der Anfang davon, durch dergleichen erst lange nachher zerstreuete Schriften nicht verursacht worden seyn. Hierzu kommt noch ferner, daß ja nach den angeführten Zeugnissen von den gesammleten Schriften, von der Stiftung dieser Bibliothek an, die Eigenthümer ihre besessene Schriften nie verlohren, sondern für die Originale Abschriften bekommen haben, folglich kann die Bekanntwerdung dieser Schriften gar nicht auf die Zerstöhruug jener Bibliothek geschoben werden; und also hätten solche schon lange vor Christi Geburth bekannt werden können und müssen, wenn ihr Innhalt von der Art gewesen wäre, wie ihn sich die neuern Alchemisten dichten.

Weil aber dennoch nur erst im vierten christlichen Jahrhundert das Wort **Alchemie** zum

erstenmal in der Welt zum Vorschein gekommen, so geht hierdurch das beygelegte Alterthum der vorgegebnen Kunst schlechterdings verlohren; und es bleibt nichts weiter als die gegründete Vermuthung übrig, daß die Einbildung von einer möglichen Verwandlungskunst der unedlen Metalle in edlere in den damaligen Zeiten der Unwissenheit erst entsprungen, und eigentlich unter die Erdichtungen der Araber mit gerechnet werden müsse. Zu mehrerer Bestätigung mag endlich Herr Pr. Schröder dieses Urtheil mit seinen eignen Worten rechtskräftig machen: Leute, sagt er, die noch weniger in der Geschichte und Kenntniß der Künste bewandert sind, gehen noch weiter und behaupten, daß die ganze Chemie und ihr Nahme eine noch spätere Erfindung der Araber sey, und daß man vor der Erneuerung der Wissenschaften nichts davon gewußt habe. Und, wenn nun also, wie sie glauben, die Goldkunst und die ganze jetzige Chemie eine blos neuere Erfindung späterer Zeiten wäre, so möchte es wohl nicht wahr seyn, daß man auf einmal erst in den letzten Tagen der Welt soweit darinn gekommen sey, als die Alchemisten vorgeben und sich rühmen. — Nun fährt er ferner fort: ich gestehe es, daß dieser Einwand seine Kraft hat, so bald es wahr ist, daß von der Goldmacherey keine

Spu=

Spuren im Alterthum vor Constantins Zeiten sich finden c.) Demnach steht mir nun wohl nichts mehr im Wege, diesen Punct für entschieden und die berüchtigte eingebildete Verwandlungskunst für eine bloße Erdichtung späterer Zeiten, in welchen der ganze Umfang der metallurgischen Wissenschaft noch mit dicker Finsterniß verhüllet gewesen, mit Grunde zu halten.

VI.) Ob sich zum Beweiß jenes Vorgebens noch verschiedne gerettete Schriften aus der verunglückten alexandrinischen Bibliothek vorhanden befinden?

Die Alchemisten geben solches vor, ob gleich schon Conring mit Gründen bezweifelt hat, daß die Schriften, welche sie dafür ausgeben, noch aus jener Zeit herrühren. Herr Pr. Schröder führt von diesen nahmentlich den Synesius, Zosimus, Stephanus und den Olympiodorus an; wie denn auch ein ungenannter Grieche, so den Anepigraphum geschrieben, vornehmlich vier Schriftsteller der egyptischen Alchemie, nach der Ordnung ihrer Zeit, als den Hermes Trismegistus, einen gewissen obersten Priester Johannes, den Demokritus und Zosimus den gro-

c.) Neue Samml. der Bibl. f. d. höhere Chemie S. 91.

großen, oder den Alten aus Panopolis, nebst ihren Commentatoren, den Synesius, Olympiodorus und Stephanus angegeben hat. Das Alterthum dieser Schriften und ihren egyptischen Ursprung sucht er dadurch zu beweisen, daß die Nahmen dieser Schriftsteller schon vom Plinius angeführt worden wären; wie denn auch Galenus den Zosimus angeführet habe. Den gewissesten Beweiß des Alterthums nimmt er aber daher, daß der jüngste dieser Schriftsteller, der Olympiodorus, sich in seinem Buche noch auf die Ptolomäische Bibliothek berufe, wo zu seiner Zeit die alchemistischen Schriften noch zu haben und nachzuschlagen gewesen wären. Weil nun dieser Olympiodorus ein Commentator des Zosimus gewesen seyn soll, und dieser wieder sich auf den Synesius beruft, der über den Demokrit commentirt hat, alle diese Schriftsteller auch vom Plinius, der im ersten christl. Jahrhundert gelebt, angeführt worden wären, so müsten diese Leute also lange vor Christi Geburth gelebt haben.

Gut, wir wollen dieses Vorgeben etwas näher beleuchten und untersuchen. Im ersten Buch des Plinius, allwo er alle Nahmen der Schriftsteller angeführt, so er bey seiner Naturgeschichte genutzt, habe ich von allen vorhin er-

erwehnten Nahmen nur den Demokritus und Olympiodorus gefunden; falsch ist es aber, daß auch die übrigen allda nahmentlich angeführet seyn sollen. Dieser beyden ersten Personen Alterthum wäre also hierdurch in so weit bewiesen, daß sie vor Christi Geburth gelebt haben müssen; aber die jetzige Untersuchung betrift mehr die ihnen zugeeignete Schriften. Nun besitze ich aber diese nicht, um sie nach ihrem Innhalte genau untersuchen zu können, daher muß ich mich blos an dasjenige halten, was Herr Pr. Schröder davon anführt. Der jüngste nun von diesen der Olympiodorus soll sich noch in seiner Schrift auf die Ptolomäische Bibliothek berufen; und in dem Vorurtheil nun, daß solche am Ende des dritten Jahrhunderts zerstöhrt worden sey, und weil Plinius einen Olympiodorus angeführt hat, so hält Herr Pr. Schröder nun für nothwendig, daß derselbe noch vor dieser Zeit und auch zugleich noch vor dem Plinius gelebt haben müsse: Aber solches Urtheil ist betrüglich und falsch. Daß ein Olympiodorus vor den Zeiten des Plinius gelebt haben müsse, ist auser allem Streit; aber daß die jetzigen noch vorhandenen Schriften von eben demselben herrühren sollten, das kann nicht daraus gefolgert werden. Denn da der Rest der Ptolomäischen Bibliothek bis gegen die Mit-

te des siebenten Jahrhunderts gedauret hat, so könnte auch leicht ein neuerer Grieche aus der damaligen Zeit eine solche Schrift unter dem Ansehen eines viel ältern berühmten Mannes verfertiget und ausgestreuet haben; wie es in der damaligen Zeit, nach allen Geschichten, sehr üblich gewesen ist, daß die neuen Hirngespinste unter den Nahmen älterer berühmter Männer unter die Leute gebracht worden sind. Oder es rühren diese Schriften von einem ganz andern Olympiodor aus der neuern Zeit her; und daß diese Vermuthung Grund habe, wird dadurch bewiesen, was Borrich hiervon anführt, daß wirklich zwey Männer von diesem Nahmen in einer weit von einander entfernten Zeit gelebt haben, wovon der ältere zu Theben in Egypten gebohren und ein Historienschreiber gewesen seyn soll; der jüngere aber, ein Chemist, wäre von Alexandrien gebürtig und ein Christ gewesen, wie es aus einigen Stellen seiner Schriften erkannt werden könnte d.), und derselbe berufe sich auf die ptolomäische Bibliothek. Also ist es ein offenbahrer Irrthum, wenn man glaubt, daß letzterer vor dem Plinius gelebt haben soll; denn, wie könnte er ein Christ gewesen seyn und vor Christi Geburth ge-

d.) Ol. Borrich. de Herm. & ægypt. Sap. p. 76.

gelebt haben? Er gehört also nach andern Spuren ohnfehlbar ins fünfte christliche Jahrhundert, da sich die alchemistische Schwärmerey noch in ihrem ersten Wachsthum befand.

Hiermit stimmt auch Bruckers Zeugniß in der Hauptsache überein. Denn es führt derselbe an e.); daß im fünften Jahrhundert ein alexandrinischer Philosoph Olympiodorus berühmt gewesen sey, welcher eigentlich um das 430. Jahr gelebt habe, wie solches aus des Proclus Zeitalter erhellet. Denn Proclus war noch nicht 20. Jahr alt, als er sich nach Athen begab, nachdem er doch schon zu Alexandrien bey dem Olympiodor die peripathetische Philosophie gehöret hatte f.) Da nun derselbe im Jahr 412. gebohren worden, so folgt daraus, daß Olympiodor um das oben gedachte Jahr zu Alexandrien die peripathetische Philosophie gelehrt habe. Er beweißt auch, daß noch mehrere Olympiodore vorhanden und als berühmte Philosophen bekannt gewesen sind; unter welchen Olympiodor von Theben ein berühmter Geschichtschreiber, zwey Olympiodore von der platonischen Secte und noch einer, welcher jünger als

e.) Histor. crit. ph. T. II. p. 490. sq.
f.) Vita Procli c. 9. p. 19. Suidas in Olympiodorum. T. II. p. 681.

als der angeführte Peripathetiker. Von diesem letztern sind vorhanden Commentarii in Aristotelis libros meteorologicos; obgleich aber derselbe auch von Alexandrien gewesen, so muß er dennoch von obigen unterschieden werden. Denn daß er jünger als jener gewesen, erkennet man daraus, daß er bezeugt, wie er den Kometen, welcher 281. Jahr nach dem Diokletian, oder 565. Jahr nach Christi Geburth, erschienen, gesehen habe.

Von dem zu Theben in Egypten gebürtigen Olympiodor führt nun Brucker als besonders merkwürdig an, daß er in der Chemie erfahren gewesen sey, und bey dem Käyser Theodosius dem jüngern in solchen Gnaden und Ansehen gestanden habe, daß er von diesem Käyser als Abgesandter zu den Hunnen gesendet worden sey. Daß nun aber dieser von dem alexandrischen peripathetischen Philosophen unterschieden sey, beweißt nicht allein der ihm wegen seiner chemischen Erkenntniß beygelegte Nahme ποιητοῦ, i. e. operatóris chemici, sondern auch sein Vaterland und Zeitalter. *)

Es

*) Brucker. l. c. Hambergers kurze Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vor dem 16ten Jahrhundert. Zweyte Abth. Lemgo. 1767. S. 855.

Es mag sich nun bey dieser letztern Anmerkung Brucker geirret haben oder nicht; indem er den Olympiodor von Theben vor den Chemisten erkläret, da sich doch Olympiodor der Chemist in seiner Schrift von Alexandrien schreibt; so bleibt doch dem ohngeachtet gewiß, daß auch der alexandrische Olympiodor im fünften Jahrhundert gelebt hat. Wegen der verschiednen Personen von einerley Nahmen ist es gar zu leicht möglich gewesen, daß ein kleiner unbedeutender Irrthum dabey vorgehen können. Aus eben dem Grunde behauptet auch Reinesius, daß derjenige Olympiodor, welcher über den Zosimus commentirt habe, von jenem Thebaischen egyptischen, der seine Geschichte dem Kayser Theodosius dem jüngern, des Arcadii Sohn, nach dem Zeugniß des Photius Cod. 80. zugeeignet habe, nicht unterschieden sey g.). Man mag nun die chemische Erkenntniß demnach entweder dem alexandrischen oder dem thebaischen Olympiodor zuschreiben, so ist es dennoch von beyden hinlänglich erwiesen worden, daß sie ins fünfte Jahrhundert gehören; und daß derjenige Olympiodor, welchen Plinius angeführt hat, ein ganz anderer gewesen seyn müsse.

g.) Reinesius l. 2. var. lect. c. 5.

Wie sich nun Herr Pr. Schröder mit dem Olympiodor verrechnet hat, so glaube ich auch daß es mit dem Zosimus und Synesius, geschehen sey, welcher letztere über den Demokrit commentirt hat, und daß beyde vielleicht nur eine kurze Zeit vor dem Olympiodor gelebt haben. Von dem Zosimus kann dieses sehr wahrscheinlich bewiesen werden, indem sich nach Thomas Reinesius Zeugniß eine griechische Handschrift in der Altenburgischen Bibliothek befunden, welche der Herzog Johann Wilhelm ums Jahr 1723. von einem in der Augspurger Bibliothek befindlichen Codex abschreiben und der Altenburger Bibliothek einverleiben lassen, worinn unter andern folgendes vorkommt: Zosimus ein Historienschreiber, welcher unter dem Kayser Theodosius dem jüngern, ums Jahr Christi 420. Comes und Exadvocatus fisci gewesen, ob er wohl von Erschaffung des Menschen, von der Menschwerdung und vom Leiden des Sohnes Gottes zu reden gewußt; so hat er dennoch die alten egytischen Fabeln (welchen die Gelehrten in Egypten dazumahl sehr ergeben gewesen) aus Pymandro Trismegisti genommen, damit vermenget, und das hohe und heilige Geheimniß auf die elende, goldmacherische Kunst angewandt; ingleichen das prophetische Gesicht des Ezechiels K. 37. von den verdorreten

ten und zerstreueten Todengebeinen auf seine Schrift von den chemischen Oefen gedeutet. Wie denn auch andere Künstler das hohe Lied Salomonis und andere Stellen der heiligen Schrift mehr auf die Goldmacherey gezogen haben.

Was nun das Zeitalter des Synesius, welcher über den Demokrit commentirt, und solche Schrift dem Dioscorus, Priester des Serapis zu Alexandrien, zugeeignet hat, betrift; den H. Pr. Schröder noch dritthalbhundert Jahr vor Christi Geburt setzt; darüber verbreitet sich nun aus den vorhergehenden historischen Beweisen auch ein mehreres Licht. Denn da der Tempel des Serapis bis gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts vorhanden gewesen, so läßt sich daraus also kein Beweiß eines grössern Alterthums hernehmen, daß derselbe seine Schrift an einen Priester des Serapistempels gerichtet habe, wie Borrich schliesset. Vielmehr läßt sich aus dem alchemischen Innhalte seines Commentars urtheilen, daß er ein Zeitgenosse des Zosimus und Olympiodors gewesen sey, welche im fünften Jahrhundert gelebt haben. Da nun zur Zeit Theodosius des andern, also im fünften Jahrhundert ein Bischof Synesius, welcher aus der Stadt Cyrene in Egypten

ten gebürtig gewesen, auf Zureden des Bischofs Theophilus zu Alexandrien getauffet und im Jahr 410. von eben demselben zum Bischof zu Ptolomais in Egypten verordnet worden, vorhanden gewesen ist; von dem es besonders merkwürdig, daß er der platonischen Philosophie angehangen und selbst bey seiner Erwählung die Erschaffung und Auferstehung noch nicht geglaubet habe; so bleibt kein Zweifel übrig, daß solches eben derselbe gewesen, wovon allhier die Rede ist h.)

Ob man aber gleich von einem Demokrit aus eben der damahligen Zeit keine Spur findet, und nun dennoch durch gewisse vorhandne Schriften eines Demokrits das Alterthum der Alchemie beweisen und dadurch gar von den Egyptiern herleiten will; so kan doch solches mit keinem hinlänglichen Grunde geschehen. Denn da Diogenes Laertius alle dessen Schriften sorgfältig aufgezeichnet, von einigen chemischen Schriften desselben aber gar nichts erwähnet hat, so bleibt die Vermuthung gegründet, daß solche in der neuern Zeit erst unterge-

scho-

h.) *Herm. Conring* de Scriptoribus XVI. post. Christ. natum Seculorum commentar. Wratisl. 1727. p. 91. seq. Evagr. l. 1. c. 15. Photium. Cod. 26. Suidam, Nicephor. l. 14. c. 55. Cavium. An. 410. Hamberger am a. O., S. 867.

schoben worden, und deshalber seinen Nahmen fälschlich führen. Welches Urtheil auch Claudius Salmasius ein grosser Kenner der Alterthümer in notis ad Tertullianum de pallio gefället hat, als er diese Schriften in der Pariser Bibliothek in griechischer Sprache selbst gelesen, da er denn aus der Schreibart erkannt, daß sie aus der neuern Zeit herrühren; weshalber er auch gemeiniglich ihren Urheber Pseudo-Democritum nennet. Ueber dieses erkennet man aus den Beschäftigungen dieses Mannes, so uns Plinius bekannt macht, nichts weniger, als daß er ein Alchemist nach dem heutigen Begriffe gewesen seyn sollte. Wohl aber bemerkt man daraus, daß er ein Mann gewesen, welcher die Wirkungen der natürlichen Körper zu erforschen bemüht gewesen ist. Eben so schreibt auch Seneka von ihm: daß er sein Leben in der Einsamkeit mit solchen Versuchen zugebracht habe, welche die versteckten Kräfte der Mineralien und Gewächse entdeckten; ingleichen daß er die Kunst das Elffenbein zu poliren erfunden, wie auch dem gebrannten Steine (worunter vermuthlich zu Glas geschmolzener Stein verstanden werden muß) eine Schmaragdfarbe beybringen können i.) Mit

i.) Epist. 90.

Mit seiner Schrift von der Tinktur des Goldes und Silbers, ingleichen von den Edelsteinen und Purpur mag es beschaffen seyn, wie es wolle; so kan man davon doch so viel mit guten Grunde urtheilen, daß ihr Innhalt nicht alchemistisch gewesen seyn könne, wenn sie anders wirklich von ihm selbst herrühret. So viel erkennet man wenigstens aus dem Commentar des Synesius darüber, welcher sich mit in der neuen Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie befindet. Denn es wird darinnen Rhaponticum, Safran, Hundsmilch, Knikus und Anagallis mit einer blauen Bluhme genennet. Es heißt weiter darinnen, daß man bey vorhabender Untersuchung diese Körper flüßig machen müsse. Er schreibt ferner vom Quecksilber aus dem Zinnober, vom Urin, Kalchwasser, Kalilauge, Niter, Salmiak, Borax, Arsenik, Kadmia und Bleyerz. Unter andern aber steht, nachdem die meisten der oben angeführten Stücke nach der Reihe hererzählt worden: „Dies ist die Materie der Goldkunst; diese Dinge sind es, die die Materie mineralisch (oder vielmehr metallisch) und zu Metall und feuerbeständig machen. Auser dem ist nichts gewisses. Wenn du nun klug bist, und dann nach der Vorschrift handelst, so wirst du glücklich

seyn —

seyn — ferner: wende die Natur herum, denn die Natur ist innwendig verborgen — man soll die Körper mit Quecksilber zusammenmischen und zart reiben; denn das Quecksilber nehme alles in sich — Es mache alles weiß, ziehe alles aus, und nehme es in sich auf. Wenn man nun diese und andre Stellen selbiger Schrift in Erwegung ziehet, so dürfte man schier erkennen, daß Synesius würklich über eine wahre Schrift des Demokrits commentirt habe; dann würde man aber auch einsehen, daß Demokrit bey aller seiner Hieroglyphischen Schreibart viel klüger als Synesius und alle diejenigen gewesen sey, welche diese Schrift für alchemistisch erklähren. Ich für mein Theil würde in diesen Stellen keinen andern Sinn zu finden glauben, als daß Demokritus hier von der Ausscheidung des Goldes und Silbers aus den Erzen durch Quecksilber, vermittelst der Amalgamation sowohl, als auch durch die übrigen angeführten Reducirmittel, vermittelst der Schmelzung handele; und daß mithin der vornehmste Innhalt jener Schrift, worüber Synesius commentirt hat, metallurgisch nach alter Art gewesen sey. In den übrigen Stellen aber, wo er ausdrücklich von Gewächsen handelt, finde ich nicht die geringste Veranlassung, den Demokrit anders, als nach den

blossen Worten zu verstehen und anzunehmen, daß er hier von der Art handelt, wie er diese Körper untersucht hat.

Wenn man es überhaupt recht betrachtet, so ist die Untersuchung des Alterthums der vorgeblichen Goldmacherkunst eine ganz und gar unnütze und überflüßige Beschäftigung. Denn die Hauptsache kömmt doch allemahl darauf an, ob eine solche Kunst möglich und würklich ist. Findet man nun, daß solche noch auf den heutigen Tag natürlicher Weise unmöglich ist, so kan man auch mit der grösten Zuversicht urtheilen, daß sie zu allen Zeiten unmöglich gewesen seyn muß; und dann gehört ein solches Vorgeben unter die thörigten Chimären und Schwärmereyen der Menschen, deren Alterthum zu untersuchen eine undankbare Arbeit ist. Denn die Sache bliebe dabey doch immer eine Thorheit und wenn man auch beweisen könnte, daß Adam diese Kunst schon im Paradiese versucht hätte. Die Thorheiten der ältesten Erdenbewohner können aber eine noch am heutigen Tage erkannte falsche Sache niemahls zur Wahrheit machen. Es fällt also der ganze Schluß dahin aus: daß von den angegebenen Schriften ihr angedichtetes Alterthum nicht bestärkt werden kan; und falls auch einige noch aus der

Ptolo=

Ptolomäischen Bibliothek vorhanden seyn sollten, so beweißt auch dieses nichts, weil dieselbe bis gegen die Mitte des siebendten Jahrhunderts vorhanden gewesen ist, und also gar viele Schriften nach Konstantin des Grossen Zeit haben hinein gebracht werden können, die mit den neuen Babylonischen Hirngespinsten angefüllet gewesen sind. Ich verweile dennach nicht länger hierbey, sondern gehe zur folgenden zu untersuchenden Frage fort:

VII.) Ob die vorgebliche Goldmacherkunst von der angezeigten Zeit an in der ganzen Welt sich auszubreiten angefangen habe, und bis auf unsere Zeit erhalten worden sey, auch noch von verschiednen Personen besessen und ausgeübet werde?

Da bey der genauesten Untersuchung des Alterthums, wovon ich bis hieher Rechenschaft gegeben habe, keine Spur einer wirklichen Verwandlungskunst der unedlen Metalle in Gold und Silber sich entdecken laßen; so werde ich nur zu untersuchen haben, wenn man eigentlich in der Geschichte von dem Ursprunge dieses Begriffs Nachrichten findet, und dann in der Beschreibung fortfahren, wie sich derselbe Begriff ausgebreitet habe.

Den heutigen Nahmen von dieser vermeyntlichen Kunst findet man zum allerersten mahl in einem Schriftsteller des vierdten Jahrhunderts nach Christi Geburth, nehmlich in dem Julius Firmicus, und zwar in einer Stelle, die von dem Aberglauben der damahligen Zeit das untrüglichste Zeugniß ableget, allwo derselbe von der Nativitätstellung aus verschiednen Standorten des Mondes handelt: Si fuerit hæc domus Mercurii, dabit aſtronomiam; Si Veneris, cantilenas & laetitiam; ſi Martis, opus armorum & inſtrumentorum; ſi Jovis, divinum cultum ſcientiamque in lege; ſi Saturni, ſcientiam *Alchemiæ*; ſi Solis, providentiam in quadrupedibus. k.) Mit dieser Stelle mag man auch die folgende vergleichen: Decima ſeptima pars. ♏, ſi in horoſcopo fuerit inventa, aurifices faciet, inauratores, bractearios & qui in auro operentur l.)

Hieraus erkennet man zwar soviel, daß die chemische Kunst, worunter blos die metallurgische Wissenschaft verstanden werden muß, damahls mit unter die andern Künste gerechnet worden; aber es bleibt dabey noch ungewiß, ob

k.) ej. Matheſeos. l. 3. c. 15.
l.) ibid. l. 8. c. 26.

ob der Verfasser hier durch den vorgesetzten Artikel *Al* wirklich eine andere vor jener unterschiedne Wissenschaft, nehmlich die Verwandlungskunst, nach dem jetzigen Begriffe, im Sinne gehabt habe. Das letztere ist schwer zu beweisen, denn dieses Wort, auf welchem allein der ganze Unterschied beruhen soll, ist nichts anders als ein arabisches Vorwort, und hat keine andere Bedeutung, als bey uns Deutschen die Wörter, **der**, **die**, **das**. Es kann also solches hier nur blos nach dem damahligen Sprachgebrauch ohne eine besondere Absicht mit angebracht worden seyn, und die Benennung Al-chemia nichts weiter bedeuten als **die Chemie**, welche die metallurgische Wissenschaft vornehmlich unter sich begriff; wie denn auch in der Folge der Zeit dieses Vorwort in gleicher Bedeutung üblich geblieben ist: Daher ist es noch einerley, ob man **Kali** oder **Alkali**, **Kermes** oder **Alkermes**, **Koran** oder **Alkoran**, **Handal** oder **Alhandal**, **Kairo** oder **Alkairo** schreibt. Demnach kan es nun auch gar leicht geschehen seyn, daß der angeführte Schriftsteller ganz ohne Bedeutung das Wort *al* hier gebrauchet hat, ohne dadurch eine ganz besondere Kunst auszuzeichnen. Sollte er aber dennoch hierunter die besondre Verwandlungskunst, nach dem Begriff der heutigen Alchemisten verstan-

den haben, so erkennet man doch daraus nur soviel: da nur der gedachte Firmicus, der zu den Zeiten Constantin des Grossen gelebt, dieses Wort erwähnt, daß es daher sehr wahrscheinlich sey, daß diese Einbildung nicht lange vor gedachtem Kayser entsprungen seyn könne, weil man in keinem vorhergehenden Schriftsteller etwas davon weiter findet.

Wenn man dem R. P. le Compte, einem chinesischen Mißionar, oder vielmehr den Chinesern selbst trauen dürfte, so könnte man wohl noch ältere Spuren dieser Thorheit aufzeigen; denn es soll derselbe in seiner chinesischen Reisebeschreibung angeführet haben, daß die Chineser, welche die Schriften des Confucius, eines unter ihnen sehr berühmt gewesenen Philosophen, bekannt gemacht haben, in denselben einen Schriftsteller und vorzüglichen Meister der chemischen Kunst unter andern mit erwähnen, welchen Barkhusen einmahl *Li Liokim* m.) und ein andermahl *Li lao kiun* n.) genennet, der schon anderthalbhundert Jahr vor dem Confucius gelebt haben soll, und nach des R. P. Couplet chronologischer Tabelle, so den Schriften

m) Barkhusen in acroamat. p. 21.
n.) ders. in Element. Chem. p. 482.

ten des Confucius beygefüget ist, 633. Jahr vor Christo gebohren worden. Dieser soll die Bereitung des unter den Alchemisten dem Nahmen nach so bekannten und lange genug sehnlichst gesuchten Steins der Philosophen schon verstanden haben. Es gehört aber diese Erzählung unter die übrigen Erdichtungen der Chinesen, womit sie gar zu gerne die Ausländer zu überhäufen gewohnt sind.

Eben dahin gehört auch folgende Stelle, worinn von dem Alterthum der Chemie bey den Chinesern gehandelt wird: „Man lieset von einem kleinen See, (wenn das Wort lacu nicht etwa loco heissen soll) bey Pukiang, daß daselbst Hiangti sich der chemischen Kunst die man Alchemie nennt, soll beflissen haben, und dieses schon 2500. und mehr Jahre vor Christi Geburth" o.) Nachfolgendes kan zu einiger Erläuterung dienen: bey der Beschreibung der neunten Provinz und der zweyten Stadt heißt es daselbst: „bey Veu ist der Berg Zuckin, wo man ein grosses Stück Gold, das gegen viele Krankheiten gebraucht worden, gefunden hat. Daher man glaubt, daß es chymisches Gold gewesen sey" p.) — Und in der Provinz Hu-

o.) Martini in Atlante sinico. p. 71.
p.) ibid. p. 102.

guang: Es kommt sonst kein merkwürdiger Berg vor, als den man Kieuchin nennt, das ist, der neun Jungfrauen, denn man lieset, daß daselbst neun Schwestern in beständiger Keuschheit gelebt, und der Alchemie obgelegen haben" q.) Es erhellet daraus nicht undeutlich, daß es mit der Goldkunst der alten Chinesen, wovon diese Geschichten handeln, sehr natürlich zugegangen sey, und daß sich solche einzig und allein auf die damahligen natürlichen Schätze des Landes gegründet habe. Weil aber ihre Nachkommen dergleichen Schätze nicht mehr gefunden, und ihre Köpfe mit alchemistischer Schwärmerey schon angefüllet worden wären, so mögen sie wohl erst hinten nach jenen alten Geschichten nach ihrer neuen Einbildung eine alchemistische Auslegung gegeben haben.

Bey diesen Nachrichten müssen wir stehen bleiben, weil frühere sichere Spuren nicht vorhanden sind, als die beym Firmicus angetroffene. Denn in allen Schriften vor Christi Geburth ist nicht die allergeringste zuverläßige Anzeige von der Alchemie zu finden. Ich kan mir daher von deren Ursprung nach Christi Geburth keinen andern Begriff machen, als

daß

q.) ibid. p. 75.

daß er auf der damahligen höchst unvollkommenen metallurgischen Erkenntniß, mithin auf der anfänglichen Unwissenheit der Menschen berufe.

So viel ist historisch richtig, wie ich gleich beweisen werde, daß schon lange zuvor, ehe der alchemistische Begriff von einer Metall-Verwandlungskunst entsprungen gewesen ist, allerhand künstliche Verfärbungen und Veränderungen der Metalle, durch Zusammenschmelzungen, erfunden worden sind, um die natürliche Anzahl derselben zu vervielfältigen, und den daraus verfertigten Arbeiten dadurch einen besondern Vorzug zu verschaffen. Hiervon führt Plinius ein langes Verzeichniß an, qq.) woraus man erkennen kan, daß schon lange vor seiner Zeit, nach dessen Beschreibung, weisses Kupfer, Meßing, Tomback von allerley Farben, und allerley sonstige durch Zusammenschmelzung vermischte Metallarten zu verschiedenen Gebrauch verarbeitet worden sind. Dies geschahe also zu einer Zeit, wo noch an keine Goldmacherey gedacht worden war. Eben so sicher ist es auch ferner gegründet, daß die metallurgische Wissenschaft damahls noch sehr

qq.) hist. nat. L. 34. c. 2. 8. 9. 17.

sehr unvollkommen war, daher man noch nicht wuste, daß fast in allen Erzten vermischte Metallarten unter einander gefunden werden; folglich hatte man von dem untergemischten Gold und Silber in den unedlen Metallen noch keine Kenntniß, und vieles Gestein muß wohl gar noch nicht einmahl als Erz bekannt gewesen seyn. Daher findet man im Plinius auch noch keine Nachricht von Gold- und Silberhaltigen unedlen Metallen. Wenn also damähls Kupfer, Bley u. d. m. ausgeschmolzen worden, so gebrauchte man solche Metalle, wie man sie erhalten hatte, und bekümmerte sich um das darinn befindliche Gold und Silber nicht, weil man nichts davon wuste. In diesen beyden in der Geschichte gegründeten Sätzen beruhet nun ohnstreitig der wahre Ursprung der eingebildeten Verwandlungskunst der Metalle, welche die neuern Alchemisten in die Universal- und Partikularverwandlung eintheilen; obgleich die ersten Alchemisten von solcher Eintheilung noch nichts wusten, und nur eine Verwandlung überhaupt sich eingebildet haben.

Ich glaube demnach mit hinlänglichen Grunde den Ursprung dieser Einbildung in denjenigen Zeitpunct zu setzen, welcher der zufälligen Entdeckung einiger durch die Kunst verändern-

änderten Metallarten nachfolgete. Denn es muste nothwendig vor dem Begriff von einer metallischen Verwandlungskunst eine Erfahrung vorhanden seyn, woraus sich eine solche Einbildung folgern liesse; sonst würde es ganz unbegreiflich seyn, wie die Menschen auf einen solchen Gedanken hätten verfallen können.

Es sind aber schon lange vor dem Plinius dergleichen Erscheinungen von allerhand künstlichen Veränderungen der Metalle in der Farbe und Härte bekannt gewesen, welche in einigen Stücken, dem äuserlichen Ansehen nach, dem Golde und Silber ähnlich gewesen sind. Hiervon führt derselbe an: daß dergleichen besondere Erze zu Korinth in grosser Menge verarbeitet worden, und daß man daselbst Gold- und Silberfarbenes Metall, nebst verschiednen andern von einer vermischten Farbe zubereitet habe. So wäre auch ebenfalls vor dem schon das Erz zu Delos von gleicher Art gewesen; auch habe man zu Aegina ein solches künstliches Erz aus Kupfer verfertiget, welches sehr berühmt gewesen sey. — *) Verbindet man nun mit dieser Geschichte die Wahrheit, daß man damahls von dergleichen Arbeiten nur blos ein

*) das. c. 2.

empirische und gar keine physikalisch chemische Kenntniß besessen habe; die Körper also, wodurch solche Veränderungen hervorgebracht wurden, nach ihrem innern Zustande nicht gekannt; und nur blos wuste, daß eine solche Erscheinung durch diese und jene Zusätze erfolge, die wahre Ursache aber nicht erkannte, worauf eigentlich solche Veränderung beruhe: so wird es leicht begreiflich seyn, daß daraus allerhand falsche Begriffe entstehen konnten. Daß man aber damahls diese wahren Grundursachen noch nicht gewußt habe, beweise ich damit, daß man kaum erst in unserm Jahrhundert die Gallmenarten, wodurch dem Kupfer eine goldgelbe Farbe beygebracht werden kan, nach ihrem Innhalte genauer kennen gelernet, und dadurch die wahre Ursach entdeckt hat, weshalb sie das Kupfer verfärben.

Bey dieser metallurgischen Unwissenheit ist nun wohl nichts leichter möglich, als daß einige Metallarbeiter, da sie, durch verschiedne dergleichen Zusätze, solche wunderbare Veränderungen in der Farbe und Härte an ihren bearbeiteten Metallen zum Vorschein kommen gesehen, wodurch solche eine Aehnlichkeit mit Gold und Silber bekommen haben, selbige Erscheinungen in genauere Erwägung gezogen,

und

und dadurch endlich gar auf den Gedanken gerathen sind, daß es diesen wunderbaren Erscheinungen zufolge vielleicht gar möglich sey; diese Aehnlichkeiten noch mehr zu erhöhen, und die schlechtern Metalle dadurch in wahres Gold und Silber zu verwandeln; da sie schon so weit gekommen waren, dem Kupfer nach verschiedenen Graden eine Gold- und Silberfarbe beyzubringen.

Weil nun eben diese Künstler an dergleichen künstlicher Weise veränderten Metallen wahrgenommen, daß das Farbewesen in solchen noch vergänglich sey, und im anhaltenden Feuer leicht wieder verlohren gehe, so mögen sie geglaubt haben, daß dergleichen dem Gold und Silber nur einigermassen ähnliche Metalle noch eine Beyhülffe von der Kunst benöthiget wären, um das Farbewesen mit ihnen inniger zu verbinden, damit auf solche Weise diese Metalle die Unzerstöhrlichkeit des Goldes und Silbers im Feuer erlangeten, so letztere natürlicher Weise besassen. — Bey diesem Gedanken fieng sich nun, nach meinem Erachten, der Ursprung von der eingebildeten Möglichkeit einer Goldmacherkunst an, und darauf suchte man nun allerhand Hülfsmittel auf, solchen Zweck zu erreichen. Zu dem Ende wurden anfänglich aller-

allerhand Mineralien, welche zu der bekannten Verfärbung dieneten, verschiedentlich gereiniget und ausgezogen, auch allerhand Salze mit den Metallen vermischet und zusammengeschmolzen, um auf soche Art jene zur innigen Verbindung mit letztern wirksamer zu machen.

Wenn ich nunmehro diese entsprungene Einbildung weiter verfolgen und alle derselben stuffenweise Veränderung bis auf den heutigen Tag anführen wollte, so müßte ich ein eignes Buch davon schreiben und einen Commentar über die vornehmsten alchemistischen Schriften verfertigen. — Was für eine undankbare Arbeit würde aber das seyn! Viel lieber wollte ich des Augias Stall ausmisten! Dies kan und will ich nicht. Aber ich will zum Beweiß des Angeführten die Spuren dieses Ursprungs noch in einem der ältesten Alchemisten aus dem achten Jahrhundert, der einhellig für ihren Stammvater mit erkannt wird, klärlich zeigen und damit werden meine Leser zufrieden seyn können.

Die bekannte chemische Schrift des Gebers hat nicht allein wegen ihres gewissen Alterthums, sondern auch deswegen die grösten Vorzüge, daß darinn die ursprünglichen simpelsten Begriffe von der eingebildeten Goldma-

cher-

cherkunst noch anzutreffen sind. Hier ist noch an keine Hieroglyphe zu gedenken, auch findet sich darinn keine Ausflucht von einer obhabenden Pflicht das philosophische Stillschweigen zu beobachten, und mit vielen Worten und Umschweiffen nichts zu sagen. Alles ist vielmehr darinn plan und so vorgetragen, wie sich der Verfasser damahls die Sache eingebildet hat; und deswegen muß sich daraus der Ursprung der Einbildung auch am sichersten entdecken lassen. Da nun derselbe die verschiedenen Meynungen derjenigen anführt, welche die Möglichkeit einer solchen Kunst behauptet hätten, so sagt er: daß einige vom Schwefel und Arsenik, andere von der Tutia, andere von der Magnesia, andere vom Quecksilber, und wieder andere von der Beymischung anderer Metalle, als Bley und Zinn die Verwandlung erwarteten; *) und daß sie solche Dinge ihrer Verbrennlichkeit halber mit figirenden Körpern verbunden hätten. K. 17. Wie sie denn auch Gold und Silber mit Kupfer und allerhand andern Metallen ohne Nutzen zusammengeschmoltzen. K. 21. Dies sind nun lauter Behandlungen, die der ursprünglichen angeführten Einbildung vollkommen gemäß

*) Gebri Chimia, sive traditio summæ perfectionis, Lugd. bat. 1668. 12. L. 1. c. 12.

mäß sind. Allein weil Geber den fruchtlosen Erfolg dieser Unternehmungen schon besser erkannt gehabt, so tadelt er jener ihre eingeschlagne Wege und weiset andere an. K. 25. 26. Ob er aber gleich den Schwefel und Arsenik nicht für die eigentliche vollkommen machende Materie erkennet, so erklähret er sie doch für Hülfsmittel darzu, und den Arsenik für die Tinktur zur Weisse. K. 29. Was aber die Metalle von Grund aus färbe, das könne alle Metalle zu Gold machen. Daher habe er aus den natürlichen Wirkungen erkannt, daß auch das Kupfer durch die Kunst in Gold verwandelt werden könne. K. 32. Vom Kupfer führt er an, daß es das Mittel zwischen Gold und Silber sey, und sich ohne Mühe in beyderley Natur verwandeln lasse. Es verbinde sich sehr genau mit der Tutia, wovon es sehr gut gelb gefärbt werde, daß ein grosser Nutzen daraus entstehe; solches könne aber nicht anders, als durch ein Meisterstück geschehen. K. 36. Ferner erzählt er folgende Körper nach der Reihe, welche mit den Metallen sich ohne grosse Kunst verbänden und eine Verwandlung zu Wege brächten, nehmlich Marcasita, Magnesia, Tutia, Spiesglas und Lasurstein. K. 39. Noch deutlicher redet er, nach meinem Bedünken, im 42. Kap. folgendermassen: weil weder die Vorfahren, noch

noch seine Zeitgenossen etwas gefunden, noch seine Nachkommen finden würden, das sich mit den matallischen Körpern besser vereinigte, als die angeführten flüchtigen Mineralien, welche er Geister benennet; gleichwohl aber dieselben, wenn sie in ihrem unreinen Zustande ohne Vorbereitung auf die Metalle getragen würden, keine vollkommne beständige Farbe verschafften; so müste der Grund davon in ihren fremdartigen, bald erdigten und bald überflüßigen schwefligten Theilen gesucht werden. Zu dem Ende nun hätte man sich der Sublimation bedient, um dadurch die zartesten Theile von den gröbern erdigten zu scheiden, welche den Eingang verhinderten und an der Unbeständigkeit der Farbe Schuld wären. Hierbey muß auch das 53. Kap. von der Beständigmachung erwogen werden, woraus sehr deutlich erkannt werden kan, daß seine ganze Einbildung mit dessen Vorfahren, in Absicht derjenigen Substanzen, von welchen die eingebildete Verwandlung zu erwarten sey, völlig noch übereinstimmt, nur darinnen aber von ihnen abgehet, daß er die angeführten flüchtigen färbenden Mineralien in den Metallen beständig zu machen zur Absicht hat. Hiermit kan man nun noch vergleichen, daß er die erwähnten Substanzen für die einzigen in der Natur erkennet, welche sich auf ei-

ne freundschaftliche Art mit den Metallen verbänden, und daß sie zur Veränderung derselben die wahre Arzeney wären, wodurch ein jedes unvollkommenes Metall auf eine beständige Weise in Gold und Silber verwandelt werden könne.*) Kurz, die ganze vorzüglichste Einbildung Gebers geht dahin, diejenigen mineralischen Substanzen, wodurch das Kupfer und andere unedle Metalle in der Farbe und Härte, der schon lange vor Plinius Zeit erlangten Erfahrungen zufolge, verändert werden können, mit den unedlen Metallen innigst zu verbinden und dadurch leztere in Gold und Silber ganz zu verwandeln. Diese hierzu vorbereiteten erwähnten Mineralien nennet er die Medicinen der ersten und zwoten Ordnung, und gestehet selbst ein, daß dadurch noch kein wahres Gold und Silber erlanget werden könne. Unter der Medicin der dritten Ordnung aber verstehet er erst das eingebildete Meisterstück, so durch eine höhere Ausarbeitung, Reinigung und Figirung der erstern Medicinen erlanget werden müsse, wodurch dann die Farbe in den unedlen Metallen figirt und solche dadurch in wahres Gold und Silber verwandelt werden sollen. r.)

Dies

*) L. 2. c. 12.
r.) ibid. l. 2. c. 20. sqq.

Dies ist nun die Geberische Einbildung, welche er von der Medallverwandlung geheget hat, die ihren ersten Ursprung nicht verleugnen kan, und die deutlichsten Spuren davon noch enthält. Bey allen nachfolgenden Alchemisten ist nun immer bis auf den heutigen Tag der Endzweck einerley geblieben, die Grundbegriffe dieser Kunst sind aber nach und nach, wie die Moden in den Kleidern, so verändert worden, daß sie jetzo ihrem Ursprunge nicht mehr ähnlich sehen, und der erste Zuschnitt nicht mehr daran erkannt werden kan. Nur allein darinn kommen sie mit den erstern noch vollkommen überein, daß ihre Einbildung wie bey jenen Thorheit ist.

Während diesen fruchtlosen Bemühungen, durch viele Jahrhunderte hin, wurden dennoch von den Alchemisten allerley nützliche Dinge zufällig erfunden; dahin auch unter andern die Bereitung der so genannten Scheidewasser aus den mineralischen Salzen mit gehört, so ohngefehr im 12. oder 13ten Jahrhundert erfolget seyn mag, wie es sich aus allerhand Nachrichten durch Vergleichung muthmassen läßt. Hierdurch bekam die metallurgische Scheidekunst einen überaus starken Schwung und neue grosse Vortheile. Eben diese Erfindung aber hat

auch ohnfehlbar die Gelegenheit gegeben, daß bey den Alchemisten ein neuer Begriff entstund, der bey den vorherigen nicht anzutreffen ist. Ich halte nehmlich dafür, daß von diesem Zeitpuncte an ganz sicherlich der Begriff von einer Partikularverwandlung der Metalle entsprungen sey.

Die ältern Alchemisten vor derselben Zeit machten angeführtermassen in der eingebildeten Verwandlungskunst gar keinen Unterschied, sondern glaubten, daß in allen Fällen das ganze unedle Metall in Gold oder Silber verwandelt werden könnte; wobey ihnen auch die Kenntniß mangelte, daß fast in allen Erzen unedler Metalle sich zugleich mit ein Theil Gold oder Silber befinde. Weil sie nun in Ermangelung der Scheidewasser die mehresten Metalle nicht so vollkommen aufzulösen im Stande gewesen seyn können, wie es durch Hülffe derselben möglich ist, so war es ihnen auch fast nicht möglich, den verborgnen Antheil des edlen Metalles, welchen die unedlen bey sich führten, zu entdecken.

Als nun aber die starken Scheidewasser erfunden worden waren, und die Alchemisten selbige wegen ihrer grossen Wirksamkeit zu ihrem alten Endzwecke auf die Metalle anzuwenden anfiengen,

gen, so bemerkten sie nicht allein, daß selbige die Metalle viel lebhafter angriffen, als ihre bisher gewohnt gewesenen Eßige, oder im Wasser aufgelößte Salze, sondern es geschahe auch nun ohnfehlbar, daß sie auf solche Art zugleich sehr oft, bey ihren alchemischen Behandlungen der für einfach gehaltenen Metalle, einen guten Theil Gold oder Silber erlangeten, so sie vorher nicht gewohnt gewesen waren. Dies mußte ihnen nun ohne Zweifel bey ihren bisherigen fruchtlosen Arbeiten als eine erwünschte Entdeckung vorkommen, und ihr erster Gedanke darüber konnte kein anderer seyn, als daß sie solche Erscheinung der mehrern Wirksamkeit ihrer geistigen starken Wässer und den damit angewendeten künstlichen Handgriffen zu verdanken hätten. Nun bekam erst ihre alte Einbildung eine neue Unterstützung und frische Anfeuerung; nun gieng es erst recht mit allen Kräften aufs Goldmachen los.

Nachdem sie aber dem allen ohnerachtet bey ihren Arbeiten niemahls so glücklich geworden, ihren Zweck der Einbildung gemäß zu erreichen, und das ganze unedle Metall in Gold oder Silber zu verwandeln, sondern gemeiniglich nur eine kleine Portion edles Metall, bald mehr und bald weniger bey den Arbeiten erlan-

 geten;

geten; so entsprung daher bey ihnen der Begriff, daß auf solche Art nur eine Partikularverwandlung geschehen, wobey nur ein Theil des unedlen Metalles in Gold oder Silber verwandelt worden sey. Dieser Begriff gründete sich also auf eine sinnliche Erfahrung, die aber freylich grundfalsch beurtheilt worden war, und daher mögen damahls viele Partikularkrähmer wirklich die Wahrheit gesagt, und dennoch durch ihre Unwissenheit in der Folge die Welt betrogen haben. Denn, als mit der Zeit die Scheidewasser auch in die Werkstätte der Metallurgisten eingeführt worden waren, so wurden auch diese Künstler dadurch in den Stand gesetzt, das Gold und Silber genauer zu scheiden; daher dann in der Folge alle vorherigen Partikularproceße auch immer mehr verunglückten, so daß endlich gar heut zu Tage nicht ein einziger mehr davon eintrift; es wäre denn, daß darzu rohe Erze angewendet würden. In solchem einzigen Fall können dergleichen Partikularisten noch das Vergnügen haben, sich selbst zu betrügen, oder auch andere zugleich mit durch ihre Unwissenheit zu hintergehen, welche sich darzu bereitwillig finden lassen.

Durch dergleichen übelverstandne Erscheinungen glaubten nun die Alchemisten erst recht

sinn=

sinnlich von der Möglichkeit einer Verwandlungskunst überzeugt worden zu seyn, und daß, so gut als, nach ihrem Begriff, hier nur einige Theile von dem unedlen Metalle zu Gold und Silber gemacht worden wären, eben so gewiß auch das ganze Metall müßte verwandelt werden können. Wegen diesen sichern Erfahrungen rathen auch die damaligen Alchemisten gemeiniglich ihren Schülern an, daß sie sich zuförderst nur an eine Partikulararbeit machen mögten, weil sie dabey sicherer gehen würden; bis sie endlich durch den davon gezogenen Gewinn in Stand gesetzt worden wären, die nöthigen Unkosten zu der ungewissen Universalarbeit zu bestreiten und zu verschmerzen. Hierzu erdachte sich nun dieser, nach Anleitung seiner eingebildeten Partikulararbeit, einen gewissen Weg, und ein anderer wieder einen andern. In dieser Meynung wurden sie auch wohl dadurch bestärkt, wenn sie bisweilen reichhaltige Erze und Mineralien unter die Hände bekamen, woraus sie von einem edlen Metalle mehr erhielten, als sie bey anderer Gelegenheit gewohnt gewesen waren; und so setzte sich vermuthlich nach und nach dieser Begriff immer fester, bis er zuletzt gar für eine ausgemachte Wahrheit angenommen, und wegen der überaus reitzenden Vorstellung bis in unsre Zeit hinein noch

 von

von vielen Menschen dafür gehalten worden ist. Dies ist ohnstreitig die richtigste Ableitung des Ursprungs der eingebildeten Goldmacherkunst, welche sich demnach auf die Unwissenheit der Alten gründet; wie man denn auch noch auf den heutigen Tag eben dasselbe eigne Gepräge, als das Wahrzeichen jenes Ursprungs an den Handlungen der Alchemisten allgemein beobachten kann. Wie nun aber diese in den Zeiten der Unwissenheit entsprungene Einbildung sich mit der Zeit immer mehr ausgebreitet habe, das wird man aus den nachfolgenden Geschichten deutlich erkennen.

Aus dem vierten Jahrhundert findet sich bey dem **Themistius Euphrata** s.) eine Stelle woraus man erkennet, daß sich schon damahls das Gerüchte von einer Verwandlung der geringen Metalle in Gold und Silber wirklich auszubreiten angefangen habe. Denn es wird daselbst der Verwandlung des Kupfers in Silber, und des Silbers in Gold, erwehnet.

Am Anfange des fünften Jahrhunderts hat auch der Bischoff **Heliodorus** ein Carmen von der Goldkunst an den Kayser Theodosius II. verfertiget ss.) Wie denn auch Pelagius in dieses

s.) Orat. VIII.
ss.) Fabricii Biblioth. gr. L. v. P. 2. p. 789.

dieses Jahrhundert gehört, von welchem ein Buch in griechischer Sprache geschrieben, von der göttlichen und heiligen Kunst handelnd, noch vorhanden seyn soll. Desgleichen ist von eben dieser Zeit ein Comentar des Olympiodorus von Alexandrien, dessen zuvor gedacht worden, übrig, so folgende Aufschrift führt: Ὀλυμπιοδώρȣ Φιλοσόφȣ, Ἀλεξανδρέως, πρὸς Πετάσιον τον Βασιλέα Ἀρμενίας, εις τὸ κατ' ἐνέργειαν Ζωσίμȣ, ὅσα ἀπὸ Ἑρμȣ̃, καὶ των Φιλοσόφων ἦσαν εἰρημένα. Es soll diese Schrift noch in der Pariser Bibliothek anzutreffen seyn. Aus eben diesem Zeitalter rührt nun auch der vorerwehnte Commentar des Synesius über den Demokrit her.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, unter des Zeno und Anastasius Regierung, suchte Aeneas Gazäus die Auferstehung der menschlichen Körper in einer verklährten Gestalt durch das Beyspiel eines Bildhauers zu beweisen, der eine zerbrochene kupferne Statue des Achills dergestallt wieder ergänzet hatte, daß (nach seiner Meynung) von dem Künstler das Kupfer zu Golde gemacht worden; und daß der Achilles, so zuvor von Kupfer gewesen, nun zu einen goldnen geworden sey. Kurz hernach schreibt er ferner: „Die Verwand-

wandlung einer Materie in eine bessere ist gar nicht unwahrscheinlich, weil es auch bey uns Leute giebt, die in solcher Sache erfahren sind, indem sie Silber und Zinn nehmen, und nach der Veränderung ihrer ersten Eigenschaft es in eine bessere und köstlichere Sache verkehren, und das schönste Gold daraus machen" t.) Sollte man aber wohl glauben, daß dergleichen Stellen, so die gröste Unwissenheit eines Schriftstellers bey dieser Erzählung verrathen, von den Alchemisten zum Beweise der Verwandlungskunst mit der grösten Zuversicht angeführt werden könnten? Kan wohl ein solcher unwissender Zeuge, der eine zerbrochen gewesene kupferne Statue nach ihrer Ausbesserung und Vergoldung nun für eine goldne ansieht, und also mit sehenden Augen blind ist, wohl gar von einer andern Sache zeugen, die er nicht einmahl gesehen und nur von hören sagen hat? Ohnfehlbar ist derselbe auch von eben demselben Künstler so angeführet worden, welcher unter dem Kayser Anastasius Dicorus und also eben zur Zeit des gedachten Aeneas Gazäus durch falsches Gold viele Menschen betrogen hat. Die Geschichte befindet sich in den Excerptis Cedreni folgendergestallt aufgezeichnet:

t.) in Theophrasto de immortalitate animæ. P. II.

net: Der Kayser Anastasius hatte viele kupferne Arbeiten von Constantin dem Grossen eingeschmolzen und daraus seine Statue verfertigen lassen. Damahls hat auch ein gewisser Mann, aus der Zahl derer, welche sich der chemischen Kunst rühmen, die Augen der Menschen auf eine listige Weise durch Betrug verblendet, und sowohl den Silberarbeitern als auch andern Menschen Hände und Füsse von den Statuen, ingleichen noch andre goldne Sachen gebracht, und vorgegeben, daß er einen Schatz gefunden habe: auf solche Art hat er sehr viele Leute betrogen und in Armuth gestürzt. Als dieses aber endlich ruchtbar worden, hat man ihn gefangen genommen, und vor den Anastasius geführt. Diesem brachte er einen Zaum für ein Pferd mit, so von purem Golde und mit Perlen besetzt war; Der Kayser nahm den Zaum an, sagte aber dabey: mich sollst du nicht so betrügen, wie du andere betrogen hast; und befahl, daß man diesen Menschen alsobald ins Gefängniß bringen sollte, worinn er auch gestorben ist. — Ein vortrefliches erläuterndes Beyspiel von den ersten alchemischen Künstlern aus dem Alterthum, welches mit dem vorerwähnten Ursprunge des alchemistischen Begriffs aufs genaueste übereinstimmt, und worauf doch unsere heutigen eingebildeten

Adep-

Adepten die Wirklichkeit ihrer vorgeblichen Kunst mit gründen!

Kurz nach gedachtem Aeneas Gazäus zählt auch Anastasius Sinaita, ein Patriarch zu Antiochien (wenn anders der Verf. der Anagogicarum contemplationum in Hexameron eben derselbe Erzbischof zu Antiochien ist, von welchem Evagrius l. 4. c. 29. schreibt, daß er zur Zeit des Justinians gelebt habe;) die damahligen Chemisten unter die Verfälscher der Edelsteine. Daraus ersieht man deutlich, daß die ganze alchemische Kunst schon im Anfange auf lauter Betrug hinausgelauffen. Man darf sich also gar nicht wundern, daß es die heutigen Verehrer derselben grundlosen Kunst nicht weiter bringen können.

Im siebendten Jahrhundert hat Stephanus von Alexandrien, ein Arzt, seine πράξεις χημευτικὰς dem Kayser Heraklus zugeschrieben.

Ob gleich aus der vorhergehenden Zeit nur sehr wenige Zeugnisse von der Alchemie vorhanden sind, so muß dennoch der Gedanke von einer Goldmacherkunst sehr weit damahls ausgebreitet worden seyn. Denn im achten Jahrhundert hat Geber, welchen einige zu einem Griechen, andere aber zu einem Araber machen,

den

den Arabern die Chemie gelehrt, dessen Schriften noch vorhanden sind, aus welchen man auf die damahlige Ausbreitung einen sichern Schluß machen kan. Diese Schriften enthalten recht deutlich die ersten Spuren der damahls noch rohen und höchst unvollkommenen chemischen Kunst, welche man einzig noch auf alchemistische Einbildungen anwendete; wie man denn auch noch die klärsten Zeugnisse des ursprünglichen Begriffs von der Möglichkeit der Goldmacherkunst darinnen findet.

Auch im neundten Jahrhundert erwehnt George Syncellus u.) eben dergleichen Künste. Wie denn auch Photius v.) mehr als einmahl anführt, chemische Schriften gesehen zu haben.

Aus der folgenden Zeit hat ein gewisser ungenannter Ausleger des Adams von Bremen Kirchengeschichte angemerket, daß sich um die Zeit des Kaysers Otto III. und also im 10ten Jahrhundert folgendes zugetragen habe: es wäre nehmlich damahls ein gewisser Fremdling, mit Nahmen Paulus von den Juden zu dem Christenthum übergegangen, und kurz hernach entweder aus Geitz oder um der Wissenschaften wil-

u.) in Chronicis. v.) in Myriobiblo.

willen nach Griechenland gereiset. Als er nun von daher wieder zurückgekommen, habe er sich um die Gunst des gedachten Bischofs sehr beworben und vorgegeben, daß er viele Künste besitze, und binnen drey Jahren ganz unwissende Menschen zu Philosophen; wie auch das Kupfer zum besten Golde verwandeln könnte. Er hat auch denselben von seinem Vorgeben leicht überredet, daß er solches geglaubt; und setzte auch noch hinzu, daß er ehestens zu Hamburg eine gangbare goldne Münze werde schlagen lassen, wofür er bey den Byzantiern andere Scheidemünze wechseln wolle. Aus dieser Geschichte ersiehet man klärlich; daß sich damahls auch schon diese vorgebliche Kunst in Griechenland sehr ausgebreitet gehabt haben müsse. Es führt aber solche auch bishieher noch immer ihr ursprüngliches Gepräge, und zeigt an ihren Verehrern, daß sie nicht weiter ausgeartet habe.

Eben also ist es auch in zehenden Jahrhundert geschehen, daß nach dem Zeugniß Ebn Chalicam, so Hottinger w.) anführt Al-Razis ein chemisches Buch den Al-mansori überreicht, wofür ihm dieser 1000. Denarien zur Belohnung

w.) in Analect. p. 296.

nung überreichen lassen. Nachdem aber alles, was er darinnen angegeben, nicht bewerkstelliget werden können, hat er ihn mit Schlägen und Landesverweisung bestraft x.)

Gegen das Ende des zehenden und im Anfange des eilften Jahrhunderts lebte auch Avicenna, ein Araber, dessen eigentlicher Nahme Abu Ali Hosani Ebn Abdallah Ebn Sina in seiner Landessprache heißt, von dem ebenfalls einige alchemistische Schriften bis zu uns gekommen sind.

Im eilften Jahrhundert hat Michael Psellus gelebt, dessen Buch von dieser Kunst an den Käyser Constantinus Ducas gekommen ist. Wie denn auch zu eben dieser Zeit Suidas Cedrenus und Eustatius gelebt haben, in deren Schriften sich gleichfals Beweise von der Chemie finden. Desgleichen hat damahls Avicenna gelebt, von welchen ebenfals noch eine alchemische Schrift bis in unsere Zeit aufbehalten worden ist.

Im Anfange des zwölften Jahrhunderts hat einer Nahmens Thograi, ein Perser aus Ispahan, dessen eigentlicher Nahme Abu Ismael

x.) Brucker hist. crit. ph. T. 3. p. 79.

el Al-Hosain Ebn Ali Alaspani war, nach dem Zeugniß des Leo Afrus η.) an dem Hofe des Fürsten Malich Maschud Ebn Muhammed Seliucki gelebt, und sich allda solchen Reichthum erworben, daß er alle übrigen des Hofes darinn übertroffen. Je mehr er aber besaß, je weniger war er damit zufrieden, und beklagte sich deswegen auch in allen seinen Gedichten, so er verfertigte, heftig über das ungerechte Schicksal. Endlich aber hat er seinen Unsinn so weit getrieben, daß er sich ganz auf die Alchemie gelegt, um dadurch dasjenige, was ihm nach seiner Meynung das Glück zu versagen schien, durch die Künst zu erlangen, und sich auf solche Art unendliche Reichthümer zu verschaffen. Ohnerachtet ihn nun der Fürst durch die gründlichsten Vorstellungen davon abzuziehen gesucht, so hat doch alles nichts gefruchtet, und er hat sich noch gar am Ende eine Verrätherey zu Schulden kommen lassen; weswegen ihn endlich der Fürst umbringen und seinen Leichnam als einen boshaften und ehrlosen verbrennen lassen. Dies ist geschehen im Jahr Hegirä 515. oder nach Christi Geburth 1121. Es soll derselbe auch unter andern eine Schrift, Defloratio

η.) De viris quibusdam illustribus apud Arabes. c. 13. P. 276.

tio naturæ in alchymia, verfertiget haben, darinn er die geheimen Wunder der Natur in Verwandlung der Metalle entdeckt zu haben geträumt hat z.)

Von den Arabern schreibt Gregorius Abulpharagius in seiner Chronik, daß Al Eman Al Phager, Al Razi Mohammed Ebn Omar, der unter die vortreflichsten Männer seines Jahrhunderts gehört, und in der Rechtsgelehrsamkeit, Theologie und Philosophie gute Gründe gelegt gehabt, sich auch mit der Alchemie beschäftiget, dabey aber sehr vieles Vermögen zugesetzet und dennoch davon keinen Nutzen erlanget hätte. Es starb derselbe im 606. Jahr Hegirä, d. i. im 1209. Jahr nach Christi Geburth.

Von den Chinesen schreibt Jacob Pantogia: unter den vornehmsten Menschen in China sind zwey vorzügliche und vor andern sehr schädliche Irrthümer gewöhnlich. Der eine besteht darinn, daß gewisse Leute glauben, ein bewundernswürdiges Lebensalter durch die Kunst erlangen zu können. Hierzu ersinnen sie tausenderley Künste und gebrauchen unzählige Arzeneyen, die doch mehr zur Verkürzung als

z.) Brucker. T. III. p. 90.

Verlängerung des Lebens geschickt sind. Die Vorschriften solcher Thorheit sind in vieln Büchern befindlich, die von angesehenen Männern und Lehrern erkläret werden. Es giebt daselbst einige, die andern aufschwatzen, daß sie sehr alt wären, zu welchen dann der Pöbel hauffenweise rennet, als wenn sie göttliche Menschen wären, um die Kunst lange zu leben, worinn sie ihre gröste Glückseeligkeit suchen, von ihnen zu erlernen. Wenn wir ihnen unser Lebensalter nach der Wahrheit gestehen, so hören sie uns nicht an, und suchen uns zu überreden, daß sie doch schon etliche hundert Jahre gelebt, und Grund hätten ewig zu leben; weswegen sie auch mit ihrer Verheirathung nicht eilten. Ihre andre Thorheit besteht in der Einbildung Silber zu machen, von welcher Kunst sie ebenfals viele geschriebene Bücher besitzen. Hierzu brauchen sie viele Kräuter und Queckfilber; mit deren Bearbeitung aber sie das wenige Silber, so sie bereits haben, verschwenden und demohngeachtet ihre thörigte Meynung nicht fahren lassen. Daß aber der gewünschte Erfolg ihnen bisher immer noch nicht gelungen sey, leiten sie daher, weil ihnen das Glück noch nicht günstig gewesen; welches dann viele mit anhaltenden Hunger zu erwarten genöthiget werden.

Von den Einwohnern zu Fessa einer berühmten Afrikanischen Stadt erzählt Leo Afrius a.): in dieser Stadt sind die Achemisten sehr gemein, die sich mit dieser nichtswürdigsten Kunst sehr viel beschäftigen; es sind solches aber die unverständigsten Menschen die sich immer mit Schwefel und andern stinkenden Gerüchen besudeln. Sie pflegen zur gewöhnlichen Vesper in den vornehmsten Tempel zu kommen und daselbst ihre falschen Meynungen zu vertheidigen. Sie besitzen auch viele Schriften gelehrter Männer von solcher Kunst, worunter Geber der vornehmste, so hundert Jahr nach dem Mohammeth gelebt hat, von Geburth ein Grieche gewesen ist, und seinen Glauben abgeschworen haben soll. Dessen Werk und sämtliche Vorschriften sind mit lauter verblümten Reden angefüllt. Sie haben auch noch einen andern Schriftsteller, der ein großes Werk von dieser Kunst herausgegeben hat, so *Attogrehi* überschrieben ist. Es ist selbiger ein Sekretär des Fürsten zu Bagaded gewesen, von welchem in der Lebensbeschreibung der arabischen Philosophen mehreres angeführet worden. Es hat auch ein gewisser Granadensis einen Gesang von dieser Kunst geschrieben, worüber ein gelehrter Mann me-

a.) l. 3. c. 136.

meluck, ein Damascene commentirt hat; aber so, daß man eher den Text, als die Erklärungen verstehen kann. Es giebt aber zweyerley Arten von den Alchemisten; einige von ihnen suchen das Elixier, das ist, diejenige Materie, welche das Kupfer und andere Metalle färben soll; andere suchen die Zahl der Metalle dadurch zu vermehren, daß sie solche auf eine leichte Art unter einander schmelzen. Ihr Endzweck pflegt dabey zu seyn, falsche Münze zu schlagen; daher man auch bey dem grösten Theil von diesen Leuten zu Fessa findet, daß sie eine Hand verlohren haben. — Würdige Mitglieder der alchemischen Zunft!

Am Ende des zwölften Jahrhunderts hat auch ein Abt eines Cisterzienserklosters zu Clairvaux, mit Nahmen Alanus einige Grundsätze zur Verfertigung des Steins der Weisen aufgezeichnet hinterlassen. Sie sind noch vorhanden und bestehen, wie gewöhnlich aus lauter Hirngespinsten.

Von dem dreyzehnten Jahrhundert her ist auch Roger Baco noch bekannt, von dem verschiedne alchemische Schriften noch in unsern Tagen vorhanden sind. Um eben dieselbe Zeit hat auch Raimund Lullius gelebt, auf dessen vermeyntlich vollbrachte Dinge die Alchemisten

sich

sich sehr fleißig berufen. Nach dem Gelehrten Lexicon ist er 1235. gebohren, und 1315. ohngefehr 80. Jahr alt, in Afrika als Märtyrer gesteiniget worden, allwo er den christlichen Glauben geprediget haben soll. Er ist, so viel mir bekannt ist, der erste, von welchem eine große Geschichte der Metallverwandlung ausgebreitet worden ist. Denn es soll derselbe, nach der Erzählung der Alchemisten, in Engelland zu den Zeiten des Königs Eduard, und zwar wie Mundan in seinem Briefe an Dickinson meldet, in der Katharinen Kirche, nahe am Towr, eine große Menge Gold gemacht haben, woraus hernach Rosenobel geprägt worden seyn sollen. Wohl zu merken ist hierbey, daß diese Geschichte nur einseitig von den Erzählungen der Alchemisten bekannt worden ist, und daß keine Geschichte Engellands davon eine bestätigende Nachricht ertheilet. Wenn man sie aber noch darzu genau untersucht, so ist alles voller Widersprüche und daher findet man Grund genug das eigentliche besondere dieser Erzählung für falsch zu erklären. Selbst die Erzählungen davon sind nicht einmal einstimmig, unter welchem König solches geschehen sey. Borrich glaubt, daß es Eduard gewesen, und nach dem Gregorius Tholosanus soll es Eduard VI. gewesen seyn, wie es Mutius angeführt hat;

Der Baron von Schröder glaubt gar, daß es zur Zeit des Königs Heinrich geschehen sey. — Ein vortrefliches Beyspiel von der Gewißheit der alchemischen Geschichten! Eben so geht es auch wieder mit der angeblichen Menge des Goldes; einer sagt, es wären 6. Millionen gewesen; ein anderer giebt 50000. und ein dritter 60000. Pfund an. — Zehntausend Pfund Gold mehr oder weniger, das wäre freylich im Grunde nur eine Kleinigkeit für einen Alchemisten, die in der Geschichte selbst von der geringsten Beträchtlichkeit angesehen werden dürfte, wenn nur die Sache an und vor sich richtig wäre.

Von den Rosenobeln, welche ums Jahr 1332 eigentlich von Eduard III. aus solchem Golde sollen geprägt worden seyn, auf deren einen Seite eine Rose, auf der andern aber ein Schiff mit dem Denkspruch, Jesus autem transibat per medium eorum, befindlich gewesen, muthmaßet Hr. M. Wegner b.) mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß sie unter der Regierung Eduard IV. geprägt worden, da in Engelland der Streit zwischen den Häusern von der rothen und weisen Rose, oder zwischen dem Hause Lancaster

b.) Adeptus ineptus Berlin. 1744. S. 339.

caster und York noch im Schwange gegangen, welches die Rose anzudeuten scheine, die auf der einen Seite befindlich sey. Das Schiff aber könnte auf die Schiffarth der Engelländer zielen, als worauf die Wohlfarth ihres Reichs größtentheils beruhe. Die Beyschrift aber könnte darauf anspielen, daß die Flotte des Königs, der diese Münze schlagen lassen, einsmahls bey einem feindlichen Treffen in großer Gefahr gewesen, wobey sie sich entweder durchgeschlagen habe, oder durch List entwischet wäre, zu dessen Andenken dann diese Münze geprägt worden seyn könne.

Es geben aber die Petersburgischen Anmerkungen über die Zeitungen c.) von diesen Rosenobeln noch nähern Bericht, und eine noch bessere Erklärung als die vorige, weswegen sie hier mit eingerückt zu werden verdienet. Es heißt daselbst: Auf dem Avers dieser Rosenobel stehet ein in dem Meer schwebendes und mit königlicher Flagge versehenes Schiff, auf welchem der König, mit Degen und Helm bewafnet, gleich als auf einem Thron sitzend, mit der Umschrift: EDWARD. DI. GRA. REX. ANGL. ZFRAN. DNS. IB. Auf dem Revers eine

 Ro=

c.) Stück 23. 1731. S. 90, 91.

Rose, die ihre Strahlen gegen vier mit herzoglichen Cronen gezierte Löwen und vier Lilien ausbreitet, mit der Umschrift der Worte Luc. 4. 30. IHS. AVT. TRANSIENS. PER. MEDIVM. ILLOR. IBAT. Diese Münze kann demnach gar wohl ohne den Lullius mit ins Spiel zu ziehen erkläret werden. Ein Schiff mit einem gewafneten Manne führt die Stadt Paris in dem Wappen, und ein solches Schiff zeigt sich auch auf angeführter Münze. In dem Schilde aber, den der König in der linken Hand hält, sind die Wappen Engellands und Frankreichs. Folglich ist es viel wahrscheinlicher, daß Eduard III. welcher zuerst Ansprüche auf Frankreich gemacht, diese Münze habe schlagen lassen, um seine Ansprüche dadurch anzuzeigen. Zu dem Ende ist das Stadtwappen von Paris darauf gebracht und die französischen Lilien zu dem englischen Löwen und Leoparden in das Wappen gesetzt worden. Von den Söhnen Eduard III. hatte Johannes von Lancaster die rothe Rose, Edmund von York aber die weise Rose zum Symbolum, welche beyde Familien hernach sich durch diesen Beynahmen unterschieden, bis Heinrich VII. diese beyden Rosen durch Heyrath mit einander vereiniget hat. Die Ordenskette vom Hosenbande, wovon Eduard III. der Stifter ist, wie sie in eben denselben Anmerkungen beschrieben

wor-

worden, ist ebenfalls voller Rosen. Der Spruch aus dem Lukas aber, den die Alchemisten zu ihrem Vortheil, ohne Grund zu haben, auslegen, mag wohl blos nach Gewohnheit damaliger Zeit als ein merkwürdiger Denkspruch darzu gesetzt worden seyn. Diese Erklärung ist natürlicher und also auch glaubwürdiger.

Man erkennet auch ohne dem aus Lullius Schriften, an mehr als einem Orte, daß er ein Grossprecher und Aufschneider gewesen ist. Man könnte es demnach wohl zum Ueberfluß zugeben, daß diese Rosenobel aus solchem Golde geschlagen worden, wovon er vorgegeben, daß er es gemacht habe; wer ist aber Bürge dafür, daß es wirklich geschehen, und daß er dabey keine Betrügerey unternommen habe, wie es in der damahligen Zeit sehr gewöhnlich und leicht möglich war? Man kommt fast auf eine solche Vermuthung durch eine Stelle, welche in dem Buche, die edelgebohrne Jungfer Alchymie, betittelt, befindlich ist, indem daselbst angeführt wird, daß Jacobus Cor am französischen Hofe Gold gemacht habe, dessen sich Carl VII. in dem Kriege wider die Engelländer bedienet habe, dabey in Klammern stehet: „wodurch der Misbrauch der Lullianischen Rosenobel Eduard III. wieder vergolten worden";

den"; also wäre daraus zu vermuthen, daß mit den Rosenobeln ein Betrug vorgegangen, und solche vielleicht nur aus falschem Golde gewesen seyn müssen; welchen Streich demnach der König Carl den Engelländern, als seinen Feinden, hierdurch wieder vergolten, und sie also mit gleicher Münze bezahlt habe, indem er auch verfälschtes Gold prägen lassen.

Von den Rosenobeln urtheilt auch selbst der bey den Alchemisten grosachtbare Paracelsus: Lullium hoc aurum, ex quo Rosenobel facti, falso fabricasse putari. Es wird auch noch überdies die ganze vorgegebne Geschichte von Lukas Wadding d.) sehr verdächtig gemacht, und klärlich erwiesen, daß das Testament des Lullius an sich selbst nicht glaubwürdig genug, und daß die Zeitrechnung seines Lebens und seine Reise nach Engelland mit jener Geschichte nicht zusammenhange, indem die güldnen Rosenobel erst nach Lullius Zeit gangbar worden wären. Brucker hält demnach diese Geschichte ganz für falsch und rechnet sie mit Grunde unter die Fabeln der neuern Zeit, welche erst hintennach ersonnen worden. e.) Auch stimmt er darinn

d.) Annal. Ord. minor. T. III.
e.) T. IV. P. I. p. 13. sq.

darinn Waddingen bey, daß alle chemische Schriften, so dem Raimund Lullius zugeschrieben worden, eigentlich dem Raimundo Neophyto oder vielmehr de Tarraga, einem zur christlichen Religion übergegangenen Rabbinen (weshalber derselbe den Zunahmen Neophytus erlangt) angehöreten. Der Grund zu dieser Vermuthung ist, daß Lullius in andern Schriften die ihm mit mehrern Rechte angehören, die Thorheit der Alchemisten mit Nachdruck verspottet. Wie denn derselbe z. B. in arte magna f.) schreibt: Elementativa habet veras conditiones, ut una species se non transmutet in aliam, & in isto passu alkymistæ dolent, & habent occasionem flendi; und wieder an einem andern Orte: Orbis docet, aurum chymicum non esse nisi apparenter aurum. Daraus kan man doch wohl ganz deutlich erkennen, daß Lullius die Einbildungen der Alchemisten verspottet, und sich also selbst seinem eignen Spott unmöglich habe aussetzen können. Es führt auch Kircher von Raimund Lullius an, daß er die Eitelkeit dieser Kunst erkannt und verworfen habe, und auch Willens gewesen sey, seine Schriften zu verbrennen, wenn ihm solche nicht dessen Schüler heimlich entwendet gehabt hätten g.)

Diese

f.) P. VIII. S. II. c. 52. p. 453. Edit. Argentor.
g.) Mundus subterr. P. XI. S. 2. cap. 7.

Diese Nachrichten können nun wohl hinlänglich seyn, sich zu überführen, daß alles, was die Alchemisten von Lullius Goldmacherey anzuführen pflegen, auf Irrthum, Betrug und Erdichtung hinaus laufe, und daß die unter seinem Nahmen vorhandene alchemische Schriften, falls sie auch wirklich von ihm herrühren sollten, nicht die geringste Zuverläßigkeit besizzen oder Achtung verdienen.

Wegen des **Arnolds von Villa nova**, als eines von dessen Zeitgenossen glaube ich nicht nöthig zu haben mich in eine weitläuftige Untersuchung einzulassen. Die Alchemisten wissen nicht einmal eine große That von ihm anzuführen; und soviel bekannt ist, hat er nur ein einziges Buch von der Alchemie geschrieben. Er wuste also vermuthlich nicht mehr von dieser vorgeblichen Kunst als Lullius; und von dem, was er sich davon eingebildet, hat er noch am Ende selbst eingesehen, daß alles Irrthum sey, weshalber er auch solche Kunst selbst gänzlich aufgegeben hat. Ueber dessen Vaterland und Lebzeit verdient in Meusels Geschichtforscher die achte Abhandlung des ersten Theils nachgelesen zu werden.

Eben so ist es auch mit **Albertus dem Großen** ergangen, der anfänglich ein starker Anhänger

hänger dieser Kunst gewesen ist, auch selbst ein Buch von der Verwandlungskunst geschrieben hat. Was er aber in der Folge davon gehalten, bezeuget sein eignes Geständniß, wenn er schreibt: er habe chemisch Gold in Händen gehabt, das im Feuer zu lauter Schlacken worden wäre. — Darum sollte man den Alchemisten nicht glauben, wenn sie aus Quecksilber oder andern Metallen Gold machen zu wollen vorgeben, das der Kapelle widerstehen soll; weil durch starkes und anhaltendes Feuer, die dem Golde zugesetzten fremden Theile sich wieder abscheiden liessen, daß man zuletzt nicht mehr Gold übrig behielte, als man hinzu gethan habe h.)

Am Ende des 14ten Jahrhunderts hat auch Bernhardus Trevisanus durch Schriften diese eingebildete Kunst fortgepflanzt. Wie denn auch um eben diese Zeit **Nikol Flamell** gelebt hat, dessen vermeyntliche große Goldmacherey die Alchemisten sehr fleißig als einem Beweiß der Wirklichkeit ihrer Kunst anziehen. Er soll zu Paris wegen seines erstaunlichen Reichthums, den er in kurzer Zeit erlangt, einige Kirchen erbauet und noch andere milde Stiftungen

h.) Libr. III. de metallis.

gen gemacht haben. Unter seinem Nahmen ist auch noch ein alchemisches Buch vorhanden, worinn seine Kunst von ihm beschrieben worden seyn soll. Allein, zu geschweigen, daß gedachte Schrift von eben dem Korn und Schrot, wie alle übrige alchemistische Schriften ist, und daß noch kein Mensch durch die Ausarbeitung der darinn enthaltenen Vorschriften den gehoften Endzweck erreicht hat, so ist vielmehr eine ganz andere Nachricht von diesem Flamell vorhanden, welche uns Gabriel Naudäus i.) hinterlassen hat, woraus sich dessen in kurzer Zeit angewachsener Reichthum viel natürlicher und richtiger erklären läßt. Er schreibt daselbst also: Nikol Flamell, war ein Schreiber zu Paris, welcher gegen das Jahr 1393. und so fort die Angelegenheiten der Juden zu Paris besorgte. Weil er nun binnen kurzer Zeit einen großen Reichthum erlanget hatte, so hatten ihn einige in dem Verdacht, als ob er wohl den philosophischen Stein gefunden haben mögte. Deswegen zählen auch die Alchemisten der Flamell bis auf den heutigen Tag, nach dem Hermes und Lullius mit unter ihre Patriarchen. Aber es ist dies ein bloßer Betrug und Unsinn leichtglaubiger Menschen, welche durch eine unvernünf-

i.) in obſervat. italic. naudæanis in Mſcr.

nünftige Begierde zum Reichthum getrieben, die Erdichtung des philosophischen Steins dadurch unterhalten. Die Sache hat sich aber folgendergestalt zugetragen: Nikol Flamell war ein Schreiber, und besorgte, wie schon angeführt, die Angelegenheiten der Juden. Weil aber damahls in ganz Frankreich die Juden vom König vertrieben und ihre Güter eingezogen worden waren; so handelte Flamell insgeheim mit den Schuldnern der Juden, von welchen er wußte, wie viel ein jeder den Juden schuldig war; denn nur er allein konnte das Schuldenwesen angeben und dem Könige entdecken, und die Nahmen und Schulden entweder verschweigen oder verkleinern. Durch diesen Kunstgriff nun, oder durch solchen wahren Betrug, hat Flamell die großen Reichthümer von den Gütern der Juden zusammengebracht, keinesweges aber durch eine Ausbeute einer alchemischen Kunst, wie die thörigten Adepten glauben. Von solchem Ueberfluß hat er nach der damaligen religiösen Gewohnheit einige Tempel, als den zu St Genovefæ des Ardanis und den bey dem Kirchhof zu den unschuldigen Kindern, allwo er auch begraben worden, erbauet; welches er vermuthlich gethan, um dadurch seine Verbrechen einigermaßen zu verbüßen. — Bey dieser leichten Gewinnung des

grossen Reichthums ist es wahrscheinlich, daß Flamell doch eine Ursache davon hat angeben müssen, um den Verdacht einer begangenen Untreue von sich abzulehnen; darzu aber war wohl kein schicklicheres Mittel, als wenn er vorgab, daß er unter der Verlassenschaft der Juden eine alchemistische Schrift in die Hände bekommen, woraus er die Bereitung des philosophischen Steins erlernet habe: Denn damahls herrschte diese Einbildung sehr, und fand daher leicht Glauben. Um dieses Vorgeben zu bestärken war auch der Innhalt seiner alchemistischen Schrift kein anderer, als derjenige, welchen man in des Juden Abrahams Schrift aus der damahligen Zeit antrift: und auf solche Art hat er sich nun den Nahmen eines Alchemisten bey dieser Zunft erworben.

Wie auserordentlich in eben demselben Jahrhundert die alchemistische Seuche eingerissen gewesen seyn müsse, erhellet daraus, daß auch der damahlige Pabst Johann der XXII. für nöthig erachtet hat, gegen diesen Unfug eine Bulle ergehen zu lassen. Dieses päbstliche Gesetz, Spondent, quas non exhibent &c. f.) verdient hier ganz gelesen zu werden, weil es das

f.) Decret. Jur. Canon. Gregor. XIII. L. V. T. 4. - 6.

das allererste ist, so die Alchemie betrift, und beweiset, mit welchem unglücklichen Erfolge solche damahls betrieben worden, daß es zum Besten des gemeinen Wesens nothwendig gewesen ist, die alchemistische Waare für falsch zu erklähren und ganz zu verbannen. Es lautet diese Bulle also: — Sie versprechen, was sie nicht leisten, die goldarmen Alchemisten! und ob sie sich schon weise zu seyn dünken, so fallen sie doch selbst in die Grube, die sie andern gegraben haben. Denn sie beschimpfen sich dadurch ohnfehlbar selbst, daß sie sich für Lehrer der alchemischen Kunst ausgeben, da sie doch nur immer, ihrer eignen Unwissenheit wohl bewußt, diejenigen bewundern, so vor ihnen etwas davon geschrieben haben. Und, wenn sie auch gleich mit jenen die gesuchte Wahrheit nicht finden, so glauben sie doch immer Erleuchtung genug zu besitzen, solches möglich zu machen; und wenn sie endlich, was doch natürlicher Weise nicht möglich ist, das durch eine betrügerische Handlung veränderte Metall für wahres Gold und Silber erklähren, so pflegen sie diesen Betrug mit leeren Worten zu bemänteln. Ihre strafbare Verwegenheit geht sogar bisweilen so weit, daß sie aus den falschen Metallen öffentliche Münzen prägen, und damit andere Menschen, so ihnen

nen

nen trauen und von ihren alchemistischen Arbeiten nichts wissen, betrügen. Wir befehlen dahero durch dieses öffentliche Gesetz, daß diejenigen, so dergleichen Dinge ausüben, auf alle folgende Zeiten vertrieben werden, dergestalt, daß diejenigen, welche dergleichen Gold oder Silber gemacht haben, oder es für sich machen lassen, oder währender Arbeit solchen Künstlern Handleistung gethan, oder sich wissentlich gebrauchen lassen, dergleichen Gold oder Silber zu verkauffen, oder an Zahlungsstatt auszugeben, eben so viel wahres Gold oder Silber am Gewichte, als das alchemische gewogen, dem gemeinen Wesen zur Straffe erlegen sollen, so dem Armuth verfallen seyn soll. Im übrigen aber soll gegen die Personen selbst denen schon voraus ergangenen Befehlen gemäß verfahren werden. Diejenigen aber, welche nichts destoweniger alchemisches Gold oder Silber machen oder angeführter wissentlich gebrauchen und anwenden, sollen auf immer für infam erklährt werden. Im Fall aber das Vermögen solcher Verbrecher zu der angeführten Geldbusse nicht hinreicht, so kan nach Ermessung des Richters diese Straffe in eine andere verhältnißmäßige (als Gefängniß, oder eine sonstige, nach der Beschaffenheit des Verbrechens, oder dem Unterschiede der Personen

sonen und andern dabey vorkommenden Umständen) verwandelt werden. Diejenigen aber, welche durch ihre Unwissenheit auf einen solchen hohen Grad der Unglückseeligkeit gerathen, daß sie nicht nur falsches Geld ausgeben, sondern auch alle Gesetze des natürlichen Rechts verachten, die Gränzen der Kunst nicht erkennen, die Landesgesetze nicht achten, und wissentlich falsches Geld aus alchemischen Gold oder Silber schlagen oder giessen lassen, sollen, in dieser Betrachtung vermöge unsers Befehls aller ihrer Güter beraubt, und sie selbst für infam erklährt werden. Sollten aber die Verbrecher geistliche Personen seyn, so sollen sie über die gedachten Straffen aller Ansprüche auf die zu geniessenden Wohlthaten verlustig seyn, und hierzu weiter für ganz unfähig erkannt werden. —

Hierbey darf auch nicht unangezeigt bleiben, wie boshaft und hinterlistig die Alchemisten zu verfahren pflegen. Um diese päbstliche Constitution unter ihrer Zunft zu entkräften, so haben sie selbst einen alchemischen Proceß unter dem Nahmen dieses Pabsts ausgestreuet, und dadurch zu beweisen gesucht, daß er selbst ein Alchemiste gewesen wäre, und daß es also mit der Bulle eine ganz andere Bewandniß

habe, und solche vielleicht nur untergeschoben und falsch sey.

Fast vom gleichen Innhalt ist auch im Anfang des 15ten Jahrhunderts in Engelland von dem König Heinrich IV. ein Befehl gegeben worden, daß diejenigen, welche sich auf die Vermehrung des Goldes und Silbers legen würden, der Felonie schuldig seyn sollten; wie solches die Acta eruditor. lipſ. aus Ægidii Jacobi novo lexico Juris. 1730. p. 326. anführen.

Um das Jahr 1417. hat Basilius Valentinus gelebt, indem dieses Jahr in seinen noch vorhandenen Schriften angeführt gefunden wird. Er soll ein Benedictiner Mönch zu Erfurth gewesen seyn, und nach dem Gudenius l.) im Jahr 1413. im Peterskloster daselbst gelebt, und sowohl der Medicin als andern natürlichen Wissenschaften obgelegen haben. Im übrigen schreibt er von demselben: „man zählt ihn mit unter die, von denen man sagt, daß sie haben Gold machen können, wenn man einem andern damit will gute Hofnung machen. Also kan man einen mit eines andern Narrheit nach langer Zeit betrügen, und

thut

l.) Joh. Maur. Gudenius Erfurtische Historie Duderstadt, 1675. l. 2. c. 21. p. 129.

thut auch daran so unrecht nicht, weil sich niemand, als der gerne will betrogen seyn, betrügen und um das Seinige bringen läßt". Aus seinen annoch vorhandenen Schriften ersiehet man, daß ihm nichts leichter gewesen sey, als Gold in grosser Menge zu machen; wie sich denn auch darinn mehr als eine Vorschrift zu solcher Bereitung findet, worunter man sich eine auslesen kan, welche man will. Es ist aber leider noch niemand in der Welt bekannt worden, welcher durch dessen Anweisungen glücklich geworden wäre.

Um eben diese Zeit, oder etwas später, hat Isaak Hollandus gelebt, welcher in seinen noch vorhandenen Schriften das Gold so leicht und in der erstaunlichsten Menge zu machen lehrt, daß man sich wundern muß, warum doch in dem ganzen Zeitraum noch nicht soviel Centner Gold gemacht worden sind, als Sandkörngen am Meeres Strande liegen.

Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, im Jahr 1493. ist der in der folgenden Zeit unter der ganzen alchemistischen Schaar so berühmt gewordene Theophrastus Paracelsus gebohren worden. Durch diesen Mann ist fast in unserm ganzen Welttheile damahls viel und grosser Lerm verursachet worden. Er war ei-

gentlich ein Arzt und besaß die natürliche Gabe durch Grosſprecherey ſich einen auſerordentlichen Ruhm zu erwerben. Dabey ſchimpfte und ſchmähete er um ſich herum auf alle Gelehrten ſeiner Zeit; vermuthlich in der weiſen Abſicht, ſich Ehrfurcht bey ihnen zu verſchaffen. Ich werde von ſeinem wüſten Lebenswandel nichts weiter anführen, weil ſolches zu meiner Abſicht nichts beyträgt und ich ihn nur als Alchemiſten mit erwehnen muſte, wofür er ſich ſelbſt mit vielem Geſchrey aller Welt angeprieſen hat. Mehr als einmahl rühmt er von ſich, den Stein der Weiſen zu beſitzen, und damit Gold machen zu können; es war aber alles dieſes nur bloſſe Grosſprecherey. Er beſaß überhaupt keine gründliche Gelehrſamkeit; blos ſeine Aufſchneidereyen, mit Frechheit und Grobheit verbunden, machten ihn unter ſeinen Zeitgenoſſen berühmt. Die Alchemiſten haben an ihm nur einen ganz unbedeutenden Zeugen; denn ohngeachtet er zwar die Möglichkeit der Verwandlungskunſt in ſeinen Schriften ausposaunet, und was für mächtige Dinge er darinn ausgeübet habe; ohnerachtet auch ein gewiſſer Franciſcus in einem Briefe, welchen Michael Neander in ſeiner Geographie, ingleichen Libavius im andern Buch ſeiner Vertheidigungsſchrift der Alchemie anführt, geſe-

hen

hen zu haben vorgiebt, daß Paracelsus in Basel fast ein ganzes Pfund Quecksilber in Gold verwandelt habe; so ist doch diese Geschichte grundfalsch. Denn hätte er diese Kunst besessen, so hätte er nicht nöthig gehabt, bey seiner Abreise von Basel seinem Speisewirthe sein chemisches Geräthe an Zahlungsstatt zurück zu lassen, wie solches Adamius in dessen Lebensbeschreibung bezeugt. Es hätte dieses auch dem Oporinus, als seinem vertrautesten Freunde nicht verborgen bleiben können. Dennoch aber hat weder dieser noch sonst jemand in Basel solches unter andern Lobeserhebungen des Paracelsus jemahls mit angeführt. Im Gegentheil behauptet er vielmehr selbst, daß die Verwandlung der geringen Metalle in edlere unmöglich sey. Diejenigen, schreibt er: welche Gold und Silber durch die Chemie machen wollen, handeln unrecht, und dreschen leeres Stroh; denn solches ist von Gott nicht zugelassen und blos menschliche Erdichtung m.) — Und in Archidox. bezeugt er, daß er den Stein, womit die Metalle sollten verändert werden können, noch nicht angefangen zu bearbeiten, noch weniger vollendet, hätte auch davon keine Erfahrung, ob er dasjenige leiste, was von ihm an-

m.) Philos. Spag. L. I.

angegeben werde, weil er nur etwas sehr weniges davon verstehe und erkannt habe. Conring nennt diesen Mann gar Monstrum hominis, in perniciem omnis melioris doctrinæ natum; u.) Hierinn aber kan man ihm nicht beypflichten, indem Paracelsus dem allen ohngeachtet vieles zu der nachfolgenden Reform der Wissenschaften beygetragen hat, wofür er unsern Dank verdienet.

Es pflegen sich ferner die Alchemisten unter andern auch auf eine Geschichte zu berufen, welche sich ohngefehr in der Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Venedig mit einem Apotheker Nahmens Antonius Tarvisinus zugetragen habe soll, der in Gegenwart des Dogen und der vornehmsten Edelleute daselbst Queckfilber in Gold verwandelt haben soll. Das Zeugniß aber, welches Thomas Erastus ein damahliger Zeitgenosse von dieser Geschichte ableget, lautet ganz anders: „Vor einigen Jahren, schreibt er, wurde in Italien „von einem Apotheker Tarvisinus viel Lerm gemacht, welcher vor dem Rath zu Venedig „die Wirklichkeit der Goldmacherkunst bewiesen haben sollte; es ist aber derselbe für seinen

u.) de Scriptor. 16. Sec. p. Ch. nat. Comment. p. 159.

„nen Betrug dergestalt belohnet worden, daß „er in der Folge gerne von seinem Vorhaben „abgestanden ist. Es scheint, daß er hernach „so gelebt habe, daß alle Menschen mit ihm „sich genöthiget gesehen, zu bekennen, daß es „mit dieser Kunst lauter Betrug sey. Es ist „erstaunend, fährt er fort, daß auch kluge „Menschen durch dergleichen Beyspiele immer „nicht abgeschrecket werden; Denn sie wissen, „oder könnten es doch wenigstens wissen, wenn „sie nur wollten, daß noch niemahls ein einzi= „ger Mensch durch solche Kunst sich bereichert „habe, sondern daß die meisten dagegen ins „Armuth gerathen sind; dennoch aber wollen „sie das helle Licht der gesunden Vernunft nicht „erkennen, und bleiben immerfort im Dampf „und Nebel ihrer Begierden eingehüllet und „begraben“ — o.) Mit eben diesem Urtheil stimmet auch Scaliger p.) überein, und be= zeugt, daß Tarvisinus ein blosser Betrüger ge= wesen sey, wie denn auch schon Cardanus selbst, so diese Geschichte zuerst erzählt hat, an der Wahrheit gezweifelt.

Von

o.) *Thomæ Erasti* explicatio quæstionis, utrum ex metallis ignobil. aurum verum conflari possit. Basil. 1572. p. 110.

p.) in exercitat. p. 106.

Von gleichem Schlage ist auch des Grafen Bragadino Goldmacherey zu Venedig gewesen, als welcher ebenfalls in Gegenwart einiger vornehmen Personen aus schlechten Metallen Gold gemacht haben soll. Es hat auch derselbe seinen Stolz zu schmeicheln, und um Ehre und Ruhm dadurch zu erlangen, dem Senat dieses wirksame Pulver selbst nebst der Vorschrift seiner Bereitung verehret; als aber hernach solches durch Otto Tachenius untersuchet worden, erklährte selbiger es für die Arbeit eines Betrügers. Weil nun damahls dieser Adept zu Venedig nicht ankommen können, hat er sich hernach an den Churfürst von Bayern gewendet; wie aber allda seine Goldmächerey abgelauffen sey, erhellet daraus, daß er endlich an den Galgen gehangen worden q.)

Nunmehro komme ich an einen Zeitpunct, worinne sich etliche Geschichten zugetragen haben, welche wirklich bey vielen sehr vernünftigen Gelehrten für die Möglichkeit der Goldmacherkunst ein günstiges Vorurtheil erwecket haben. Diesen Umstand haben sich auch die Alche-

q.) S. Clauders Abh. vom Universalsteine, im 2ten Th. der neuen alchem. Biblioth. S. 107. 109. Andr. Maurocenus in Histor. Venet. L. 14. u. Jac. Aug. Thuani Histor. L. 99. oder Conring de herm. med. p. 357. sqq.

chemisten bestens zu Nutze gemacht, und, wenn alle ihre sonstigen Geschichten bezweifelt worden, sogleich zu diesen einzigen ihre letzte Zuflucht genommen und sich mit der grösten Zuversicht darauf gestützet. Ich verstehe hierunter die Geschichten, so am Chursächsischen Hofe, zur Zeit der Churfürsten August und Christian, von 1580. bis 1691. mit zwey Alchemisten Beuthern und Schwärzern sich zugetragen haben. Es sind solche ziemlich umständlich von Kunkeln, der ehemahls bey dem Churfürst Johann George II. als Geheimder Kammerdiener und Chymicus in dem damahls noch unterhaltenen Laboratorium angestellet gewesen, beschrieben worden; r.) indem er durch die Gnade seines Herrn die Erlaubniß bekommen, diese Nachrichten aus den alten vorhandenen Urkunden dieses Hauses bekannt zu machen. Solches ist ohngefehr 100. Jahr nach dem eigentlichen Vorgange geschehen. So wichtig nun sowohl den Alchemisten, als auch andern Personen diese Geschichten, nach dem gefaßten Vorurtheile und andere scheinbaren Umständen sind; um so mehr verdienen sie einmahl eine genaue Untersuchung, weil mir eine solche noch nicht bekannt worden ist. Derohalben erachte ich es für nothwendig, die

r.) Laboratorium chymicum. Kap. 41.

die angegebenen wesendlichen Umstände hier genau zu beschreiben und näher zu beleuchten. Ich wünschte freylich, eben dieselbe Gelegenheit zu haben, welche Kunkel ehemahls gehabt, und die sämtlichen Urkunden von diesen Geschichten durchgehen zu können: weil ich aber hierzu zu gelangen keinen Weg vor mir sehe, so muß ich mich blos an dasjenige halten, was Kunkeln davon anzuziehen gefallen hat.

Die erste Geschichte von diesen erzählt Kunkel folgendermaßen: „Es hatte Churfürst Augustus einen mit Nahmen David Beuther erziehen und die Probierkunst lernen lassen, auch denselben hernach zu einem Probierer in der Münze zu Annaberg eingesetzt. In dem daselbst gewesenen Kloster nun, allwo er seine Stuben und Laboratgrium hatte, siehet dieser einsten einen Faden aus der Wand hangen; nachdem er nun an selbigem gezogen, löset sich ein Stück Kalch ab, und er wird einen vierecktigten Stein gewahr; solchen hebt er heraus, und findet dahinter in der Wand drey Partikularia, oder Feuerkünste beschrieben. Wie er solche ausgearbeitet und alles richtig befunden, hat er ein liederliches Leben angefangen, und noch einige Personen an sich gezogen, derer zwölfe gewesen, worunter einer Oertel und der andre

dre Heidler geheißen. Diese sind mit ihm so vertraut worden, daß er sie bey allen zusehen lassen. Nachdem diese nun alles hintangesetzt, und viel darauf gewandt hatten, Beuther auch seine Arbeiten in der Münze liederlich versehen, so haben sich diese beyden, weil sie nichts nachmachen konnten, was er ihnen gewiesen, und dadurch fast in Armuth gerathen waren, endlich vereiniget, solches dem Churfürsten zu offenbahren. Weil nun hierauf, nach Erfordern, Beuther die Anklage nicht ableugnen konnte, so entschied der Churfürst; daß Beuther, vermöge des mit ihnen gemachten Vergleichs, schuldig sey, sein Versprechen zu erfüllen; sie aber solten hingegen gehalten seyn, in Dreßden zu wohnen, und dem Churfürsten davon den Zehnden an Gold und Silber zu geben, auch das übrige für einen gewissen Preis in die Münze zu liefern: Und der Churfürst selbst wollte auch dieses Werk für sich besonders treiben. Inzwischen war Beuther im Arrest; das verdroß ihn aber so hart, daß er mit seiner Kunst nie recht heraus gewollt. Wenn er es mit den andern machte, und er dabey war, gieng die Sache allezeit richtig; in seiner Abwesenheit aber konnte es keiner treffen. Darüber wurde der Churfürst sehr ungnädig, der ihn doch sonst gnädig und wohl behandelte,

und

und ließ ihn in das Gefängniß, so der Kayser genannt wurde, werfen; da denn zugleich herauskam, daß er sich hätte nach Engelland wenden wollen.

Darauf wurde nun ein Urtheil nach Leipzig gesandt, und alles Vergehen mit angeführet. Das Urtheil enthielte: man sollte ihn erstlich wegen der Processe peinlich befragen, wegen seiner Untreue zur Staupe schlagen und wegen seines Meineydes die beyden Finger abschlagen und ewig gefangen halten. Solches wurde ihm an einem Sonnabende vorgelesen, und der Churfürst schrieb an ihn eigenhändig folgendes: „Beuther, gieb mir wieder, was mir von Gott und Rechtswegen zukommt, sonst muß ich auf den Montag etwas mit dir vornehmen, dessen ich gerne wollte überhoben seyn.“ Und noch auf dem Rande: „Ich bitte dich, laß es nicht darzu kommen“ Ferner: „Ich weiß wohl, daß ich es machen kan, wenn du dabey bist; ich will es aber auch können, wenn du nicht dabey bist.“

Hierauf wurde Peuthern zugeredet, daß er endlich ein Schreiben an den Churfürsten machte, darinn seine Halsstarrigkeit beklagte und um Gnade bat, auch sich an Eydesstatt erbot, daß er nunmehro nichts mehr verschweigen

gen wollte. Solches wurde angenommen, und er wiederum auf daß Goldhauß, wie man es damals genennet hat, nehmlich in das Churfürstl. Laboratorium gebracht, auch wieder in vorige Ehre eingesetzt, wobey ihm aber einer Nahmens Schirmer zugeordnet worden, dem er diese Kunst ausführlich lehren sollte. Darauf gab Beuther den Proceß ganz anders heraus und beschwur ihn mit einem Eyde.

Nachdem nun Beuther wieder auf freyen Fuß kommen, hat er vom Churfürsten in einem Briefe, 1000. Gülden auf acht Wochen vorzustrecken, sich ausgebeten; er hat auch solches Geld richtig empfangen, selbiges auch hernach durch geliefertes Gold wieder ersetzt, indem er auf 800. Mark Gold, ohne das Silber zu rechnen, geliefert haben soll. So hat nun auch Beuther dem Schirmer die Kunst ziemlich sehen lassen, jedoch ihn nicht völlig unterwiesen, bis er endlich einen Regulum von einigen Marken gehabt, der so schön wie Gold gewesen, aber so spröde (wie seine eigne Worte lauten) als Pferdedreck, und darauf gesagt: nun könnte ich dir mit neun Pfennigen helfen, daß es völlig gut werden sollte. Darauf schickte er den Schirmer weg, um etwas zu holen, nachdem er ihm zuvor ein Feuer vor dem Gebläse

bläse anlegen müssen. Im weggehen wird aber derselbe gewahr, daß Beuther sein Wams aufknöpfet und etwas aufs Feuer wirft. Wie er nun nach verrichteten Befehl wieder kommt, so liegt Beuther auf dem Rücken ohne allen Verstand. Und ob zwar alle Hülfe angewendet worden, so hat doch nichts geholfen, sondern er ist vor ihren Augen gestorben: Daher man geschlossen, daß er sich vergeben habe."

Was mag nun wohl mit Grunde von Beuthern geurtheilt werden können? Ohnfehlbar nichts anders, als daß er ein listiger Betrüger gewesen sey. Denn es ist aus der Geschichte bekannt, daß zur damaligen Zeit das Annaberger Bergwerk ausnehmende Ausbeute gegeben habe, bey welchem dieser Arglistige zum Probierer bestellt gewesen war. Welches ist nun wahrscheinlicher, daß er sich an der gewonnenen Ausbeute seines Herrns vergriffen, oder nach seinem Vorgeben Gold gemacht habe? Zu solchen Eingriffen hatte er alle Tage neue und die beste Gelegenheit, so, daß ihm die Erlangung des Goldes nicht die geringste Mühe machte; es war daher sehr begreiflich, daß er dadurch zu einem liederlichen Leben veranlasset worden, worzu noch überdies die erwähnten 12. Spiesgesellen fleißig mögen mitgeholfen haben. Wahrschein-

scheinlich ist es dann, daß endlich diese Bursche wegen seiner Verschwendung einigen Verdacht gegen ihn sich haben merken lassen, daß er vielleicht in seinem Amte untreu handele. Diesen gefährlichen Argwohn nun von sich abzulehnen, mag er wohl die beschriebne glückliche Entdeckung der alchemistischen Processe bey ihnen zum Vorwande gebraucht haben, und um sie desto mehr zu besänftigen und davon gewisser zu überzeugen, sie nicht allein bey seinen Arbeiten zusehen lassen, sondern ihnen auch selbst die ganze Vorschrift dazu zu geben versprochen haben.

Nun fängt gleich der Betrug an vorzustechen; indem er seinem Versprechen Gnüge zu thun, ihnen eine Beschreibung solcher Arbeiten giebt, wobey sie alles Vermögen aufgewendet, fast in Armuth gerathen, und dennoch den gehofften Endzweck nicht erlanget haben. Wenn er dabey gegenwärtig gewesen, mag er wohl etwas Gold mit untergeschoben und sie damit gewöhnlichermaßen betrogen haben, das sie freylich hernach, ohne ihn, niemals haben bekommen können.

Als nun diese Sache gar vor den Churfürsten gelanget war, wurde sie auch nothwendig gefährlicher für ihn; daher ist es sehr begreiflich, daß er mit dem Ausspruch seines Herrn gar

nicht zufrieden gewesen. Wie ihn aber endlich der Churfürst vollends in Verwahrung bringen ließ, so wurde sein Zustand gar verzweifelt böse; indem er nun keine freye Hände mehr hatte, und aller seiner Hülfsmittel beraubt war, womit er zuvor seine Spiesgesellen berückt hatte. Denn daß er diese wirklich betrogen und durch einen heimlichen Kunstgriff Gold unter die Arbeit gebracht habe, leuchtet daraus deutlich hervor, daß die Sache allezeit richtig gegangen ist, wenn er es mit ihnen machte und persönlich dabei war, in seiner Abwesenheit aber niemals zugetroffen hat. Diese nöthigen Kunstgriffe konnte er nun nicht weiter anbringen, da er von allen Hülfsmitteln entblößt und unter genauerer Aufsicht sich befand. Das war auch die Ursach, daß er jetzt dem Churfürsten keine Beschreibung der Arbeit geben wollte; weil er leicht einsehen konnte, daß der Churfürst sogleich durch andere die Arbeit würde anstellen lassen, und daß sich alsdenn sein Zustand nothwendig noch mehr verschlimmern würde, wenn man alles falsch befinden werde.

Wie aber hierauf gar ein Urtheil von der Leipziger Facultät über ihn eingeholet worden, und der Ernst des Churfürstens bey dieser Sache sich so stark veroffenbarte, so sahe Beuther

auch wohl ein, daß eine lebenslange Gefangenschaft ihm unvermeidlich zu Theil werden würde, wenn er keine Ausflucht ergriffe. Denn nach der Ueberzeugung von seinem Betruge bey sich selbst, konnte er leicht einsehen, daß er nach seiner jetzigen Lage der Vollziehung des Urtheils nicht anders entgehen konnte. Er gebrauchte daher auch die List, und versprach an Eides statt, nun die richtige Beschreibung von sich zu geben: daß aber dieses auch wirklich nichts anders als bloße Ausflucht war, um von der Strafe befreyt zu bleiben und wieder auf freyen Fuß zu kommen, wird jedermann daraus einsehen können, daß er sein Versprechen nicht erfüllet, und mit einer anderweit hergegebenen Beschreibung den Churfürsten aufs neue, und von einer Zeit zur andern, mit leerer Hofnung aufgehalten hat.

Nachdem er nun zwar auf freyen Fuß in so weit gesetzet worden war, daß er doch immer Schirmern zum wachsamen Begleiter neben sich hatte; so waren ihm dabey doch dergestalt seine Hände gebunden, daß er nicht so verfahren konnte, wie er es sich eingebildet hatte. Nothwendig mußte ihm daher sein Bewußtseyn je länger je mehr einsehen lassen, daß er die gethane Zusage niemals werde erfüllen können, und

daß endlich alle Ausflüchte bey seinem langmüthigen Herrn nicht mehr statt finden würden, und daß mithin sein Zustand von Tag zu Tag immer schlimmer werden müste: Bey solcher Verfassung ergriff ihn also die Verzweiflung, in welcher er den verfluchten Vorsatz faßte, sich mit Gift selbst umzubringen.

So wurde also aus dem Diebe ein Lügner, ein Betrüger, ein Meineydiger und endlich ein Selbstmörder; wodurch dann die anfängliche Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit wird, daß Beuther ein Dieb und Betrüger gewesen ist, und dem gütigen Churfürsten die 800. Mark Gold (die ich bey der Unmöglichkeit eine Untersuchung darüber anzustellen, für geliefert annehmen will, wenn es nicht etwa Silber gewesen ist, oder der Referente ein paar sonst unbedeutende Nullen an unrechten Ort gesetzet hat;) zuvor von den Ausbeuten der Bergwerke gestohlen, womit er ihm hernach die erborgten 1000. Gülden mit seinem eignen Guthe wieder bezahlet hat.

Die andre Geschichte, die bey eben diesem Churfürsten gegen das Ende des 1584sten Jahres ihren Anfang genommen hat, beschreibt ebenfalls Kunkel als ein eifriger Vertheidiger derselben. Hiervon muß ich auch das wesendliche

liche in einem kurzen Auszuge liefern, damit jedermann desto sicherer davon urtheilen könne.

Nachdem sich Beuther auf solche Art entleibet, und nach seinem Tode mancherley Versuche ganz fruchtlos angestellet worden sind; so hat sich endlich an diesem Hofe wiederum, ein Deutscher von Geburth, aus Italien kommend, eingefunden, welcher sich **Sebald Schwärzer** genennet, und im Jahre 1584. am Michaelis Tage ein mit eigner Hand geschriebnes Buch dem Churfürsten überreichet, worinn er seine Tinctur, sowohl universaliter als particulariter offenbahret hat. Dasselbe Buch hat Kunkel noch zu seiner Zeit, fast Hundert Jahre hernach, gesehen, ist in Quart gewesen und hat auf dem Probiersaale gelegen. Aus den dabey befindlichen Schriften hat er alles dasjenige gezogen, was er davon angeführet hat.

Im folgenden Jaher darauf, als 1585. am 5. Maj. soll eine Probe angestellet und dabey 3. Mark Quecksilber in fein Gold verwandelt worden seyn; wovon der Churfürst einer Gräfin von Hallach, so dabey gewesen, 8. Loth von solchem Golde geschenket haben soll. Diese Tinctur hat die Kraft gehabt, 1024. Theile von einem unedlen Metalle in Gold zu verwan-

deln,, wie es der damahlige Rechenmeister ausgerechnet hat. 1.) *)

Hiernächst hat auch dieser Schwärzer ein Partikular angegeben, dadurch alle Tage 10. Mark rheinisch Gold hat sollen gemacht werden können. Auch soll in den Tagezetteln aufgezeichnet gewesen seyn, daß kein Tag als der Sonn- und Festag ausgesetzt worden; an allen übrigen Tagen aber habe man die Arbeit fortgesetzt. Auch soll sich folgendes angemerkt befunden haben: „Es ist dieser Zahn Goldes darzu genommen worden, so aus dem Mercurio tingirt worden, und auf der Tafel gelegen und soviel Mark gewogen hat.“ 2.)

Kunkel erzählt auch, wahrscheinlich aus eigner Vermuthung, wenigstens bezieht er sich dabey auf keine Urkunde, daß dieses Partikular in so grosser Menge getrieben worden sey, daß die damahlige Churfürstin, welche man die Mutter Anna genennet, zu dem Ende ein überaus grosses Laboratorium auf ihrem Leibgedinge zu Annaburg erbauen lassen, das seines gleichen in ganz Europa nicht gehabt habe. Er führt auch ferner an, daß eine alte Jungfer,

*) Diese und folgende Zahlen stehen als Merkzeichen der Stellen da, worauf ich mich hernach bey der Untersuchung beziehen werde.

ser, welche des Churfürsten Augusts Secretär Jenischens Tochter gewesen, bey welcher Kunkel in Dreßden gewohnet habe, und die ihr Alter auf 100. Jahr gerechnet, viele specielle Umstände von diesen Dingen zu erzählen gewußt, die sie in ihrer Kindheit davon gehöret habe. 3.)

Ferner führt auch derselbe an, daß noch zwey Büchlein in 16. beyde mit grünen Sammet eingebunden, mit durchbrochenen Silber beschlagen und mit kleinen Schlössern verschlossen, vorhanden gewesen wären. Das eine sey vom oberwehnten Secretär, der auch noch bey dem Churfürst Christian I. in Diensten gestanden; das andere aber von Sebald Schwärzern geschrieben gewesen, welcher mit folgenden Worten darinn den Anfang gemachet: „Weil aus gewissen Ursachen meines gnädigsten Churfürsten und Herrn Hand weg gethan, so habe ich es hieher verzeichnen müssen" rc. 4.)

Dieses scheinbarlich wichtige Werk, das Kunkel eine grosse Gabe Gottes nennet, hat nun der Churfürst August nicht länger als zwey Jahre getrieben, indem er den 11. Februar 1586. verstorben ist. Dessen Herr Sohn und Nachfolger aber, Churfürst Christian I. hat solches noch bis an seinen Tod fortgesetzet, und

ohnerachtet der aufgerichteten grossen Gebäude, als des kostbaren Stalls und Zeughauses viel Millionen an Golde hinterlassen. Die Arbeitsleute sollen auch damahls mit lauter rheinischen Goldgülden bezahlt worden seyn, worüber sie sich sehr beschweret hätten, daß man den Reichen Scheidemünze gäbe, die Armen aber das Gold annehmen müsten 5.)

Daß nach Churfürst Christians Tode viel Millionen an rheinischen Goldgülden, Dukaten und Doppeldukaten vorräthig gewesen sind, hat damahls ein Buch in Folio angezeiget, so in einem Cypressenkasten mit Sammet bezogen in dem Churfürstlichen Kabinet gelegen. (Wenn sich Kunkel nicht versehen, und diese Berechnungen nicht etwa Augusts Hinterlassenschaft betroffen haben.) Solches hat einstens der Churfürst Johann George II. als damahliger Herr des Kunkels ihm mit diesen Worten gezeigt: Kommt Kunkel, „hier will ich euch etwas weisen, damit ihr sehn sollt, daß es „meine Vorfahren gehabt, auf daß ihr desto „emsiger darnach zu trachten Ursach habt, wie „Wir das gnädige Vertrauen zu euch haben". Der damahlige Geheimde- Rent- und Jagd Secretär muste die Summe von Blatt zu Blatt hersagen, und da die Summen zusam-

men-

mengezogen, sagte er: Gnädigster Herr, aussprechen will ich es wohl, aber in Empfang mögte ich es nicht nehmen; das traue ich mir nicht. 6.)

Ferner wird von Kunkeln angeführt, daß ihm ein alter Münzmeister erzählt habe, daß der Churfürst Christian II. in währendem dreyssigjährigen Kriege einsten in die Münze mit einem Pagen gekommen, und ein Stück Gold von 1000. Dukaten mitgebracht habe, um Dukaten daraus münzen zu lassen, und dabey gesagt: Das habe ich mit meiner Hand tingirt. Worauf der Münzmeister geantwortet: Ey, Ihro Churfürstl. Durchl. so ist es Schade, daß Sie wollen Dukaten daraus machen lassen; wenn es darauf ankommt, so will ich einen andern Vorschlag thun, daß dieses nicht nöthig seyn wird. Sie behalten dieses zum Gedächtniß. Worauf auch der Churfürst befohlen, solches wiederum weg zu tragen. 7.)

Von dem damahls erlangten Golde schreibt Kunkel, daß man lange darüber nachgedacht habe, wie man es in eine bequeme Münze bringen könnte, weil es in der Beschickung nicht einmahl wie das andere herausgekommen ist. Anfänglich hat man es fein gemacht; es hat aber solches dem Churfürsten August zu lange

ge-

gedäucht, wie er denn auch selbst dabey geschrieben: Das Cementscheiden gefällt mir zwar wohl, ich muß aber allemahl über drey Tage lang auf mein Gold warten; das ist mir zu lange, ich halte es mit den Wasserscheiden. — Solches aber hat wegen der Menge auch nicht wohl angehen wollen; weshalber endlich beschlossen worden, daß man es, wie es wäre, lassen, und nur einen Theil fein machen wollte, damit man die Beschickung darnach anstellen könnte. Auch haben sie zuweilen ein anderes tingirtes Gold aus Quecksilber zugesetzet, daher die Rechenknechte auch so viel tausendmahl verändert worden, weil es niemahls so herausgekommen ist, daß man es ohne fernere Rechnung hat finden können. Deshalber stehet allemahl: so viel Karath gelb, so viel weiß, so viel roth, muß haben so viel. 2c. — Wer alle diese Rechenknechte, so damahls in dem grossen Probiersaale in einem am Pfeiler stehenden hohen Schrank lagen, zu sehen bekommen, und alle Linien, so darinnen sind, nachziehen sollte, derselbe würde in einem ganzen Jahre damit nicht fertig werden, geschweige denn die Zahlen nachzuschreiben im Stande seyn. 8.)

Dieses

Dieses ist das vorzüglichste, so aus Kunkels Beschreibung hier angeführet zu werden verdienet. Ehe ich mich aber in die Untersuchung dieser Geschichte selbst einlasse, halte ich es nicht für überflüßig, insbesondere von Kunkeln mit anzumerken, daß derselbe in seiner Jugend die Apothekerkunst erlernet und dabey ohnfehlbar das Unglück gehabt hat, seinen Kopf sehr frühe mit der Einbildung von der Möglichkeit der Goldmacherkunst anzufüllen. Es läßt sich daher aus allen von ihm angeführten eignen Lebensumständen urtheilen, daß er endlich ganz von der Apothekerkunst abgegangen und sich vorzüglich mit der Chemie beschäftiget habe. Man erkennet aus seinen Schriften, daß er ein guter fleißiger Arbeiter gewesen, aber keine gute Grundbegriffe besessen hat. Weil nun seit Augusts Tode durch die großen von Schwärzern gemachten Vorstellungen bey verschiednen Nachfolgern in der Regierung der Gedanke von der Goldmacherkunst immer noch nicht verloschen war, so wurden auch noch immer von Zeit zu Zeit dergleichen Arbeiter unterhalten, und zu dem Ende in dem Churfürstl. Laboratorium mit dergleichen Arbeiten fortgefahren. Unter andern nun hat also auch angeführter Kunkel unter den beyden Churfürsten Johann George II. u. III. als Director des Laboratoriums in Dien=

Diensten gestanden. Es war also derselbe für diese Sachen höchst eingenommen und der stärkste partheyische Zeuge, der nur seyn konnte.

Hierauf wende ich mich nun zur Beleuchtung der angeführten Geschichte selbst. In dem 16ten Jahrhundert hatte die alchemistische Seuche in ganz Europa am stärksten Ueberhand genommen, und nach der natürlichen Beschaffenheit derselben wurden die fürstlichen Höfe vorzüglich damit befallen. So bald es demnach von einem derselben bekannt worden, daß die Lehrmeister der Goldkunst günstig aufgenommen wurden, so zogen solche Schaarenweise zu, und suchten daselbst ihren Platz zu finden. Es war daher gar nicht zu verwundern, weil der Churfürst August ein Liebhaber aller natürlichen Wissenschaften, insbesondere aber der Arzeneykunst und der Chemie war, daß sich auch bey demselben die herumschwärmenden Alchemisten eingestellt und dem Churfürsten ihre Einbildungen vorgebracht haben. Unter diese Art von Menschen, die man am füglichsten mit den Raubbienen vergleichen kann, gehört nun Schwärzer auch, der an diesem Hofe Beuthers erledigte Stelle ohnverzüglich wieder zu besetzen gesucht, ehe ihm ein anderer zuvorgekommen. Der vorzüglichste Bewegungsgrund aber, warum er

vor vielen andern eben an diesem Hofe seine Werkstatt aufzuschlagen sich entschlossen hat, wird sich in der Folge sehr deutlich zu erkennen geben.

Ich habe in der angeführten Erzählung die besondern dabey vorkommenden Umstände mit Nummern unterschieden und bemerket, auf welche ich mich hier beziehe.

Zu 1). Diese Nachricht kann gar nicht für einen Beweiß der Schwärzerischen Verwandlungskunst angesehen werden, und wenn sie auch gleich der Churfürst selbst mit seiner eignen Hand geschrieben hätte, das doch hier nicht geschehen ist. Denn es ist nicht die geringste Spur vorhanden, daß der Churfürst bey der Arbeit solche Maasregeln genommen habe, wodurch er sich vor allen möglichen Betrug gesichert hätte. Es konnte Schwärzern etwas sehr leichtes seyn, nachdem er sich schon über ein halbes Jahr an diesem Hofe aufgehalten hatte, dem guten Herrn auch nun einmahl für die vielen aufgewandten Kosten mit 3. Mark Gold eine Freude zu machen, die er bey der Arbeit ganz bequem hat mit unterbringen können. Noch wenigere Bedeutung hat es, daß der Churfürst von diesem Golde 8 Loth an eine Gräfin geschenkt. Es konnte wohl richtig gutes

tes Gold gewesen seyn, aber nur keines, das durch Verwandlung des Quecksilbers hervorgebracht worden, wie es dieser listige Betrüger seinem Herrn weiß gemacht hatte.

Zu 2). Es kann wohl Schwärzer ein Partikular angegeben haben, womit er täglich 10 Mark Gold zu liefern versprochen hat; aber daß die Ausarbeitung auch wirklich so geschehen ist, läßt sich aus dieser Stelle nicht beweisen. Was Kunkel aber gleich hernach aus den Tagebüchern anführt, scheint mehr auf die schwärzerischen Arbeiten überhaupt, als auf diese besondere Arbeit, zu gehen. Es kann auch der hier angeführte Zahn Gold eben derselbe gewesen seyn, welcher in der vorigen Nummer erwähnt worden, und ganz sicher aus untergeschobenen Golde bestanden hat. Was der Churf. August an einem andern Orte s.) selbst bezeuget hat, daß er binnen 6. Tagen, aus 8. Unzen Silber, 3. Unzen Gold machen könne — klingt viel kleiner als die vorigen adeptischen Grossprechereyen, und erwecket den gegründetesten Verdacht, daß solches auf schwärzerischen Betrug beruhet habe.

Zu

s.) Peifers herausgegebne Briefe dieses Churfürsten S. 222. u. 227.

Zu 3). Woher wußte es denn Kunkel, daß dieses Partikular so stark getrieben worden? Das erbauete große Laboratorium der Churfürstin beweiset nichts für die Wahrheit der Sache. Er hätte das Gold berechnet haben sollen, das in so und soviel Zeit durch solches Partikular erlangt worden wäre. Da er aber solches nicht gethan, so hat seine Angabe auch keine andere Bedeutung, als daß man in guter Hoffnung fleißig mit den Arbeiten überhaupt fortgefahren sey, welche Hoffnung der listige Schwärzer gut zu begründen verstanden haben muß. Was hier weiter von der Erzählung einer alten Jungfer angeführt wird, von dem, was sie in ihrer Kindheit gehört hat, wovon das eigentliche nicht einmal erwehnt wird, verdient gar keine Achtung.

Zu 4). Hier leuchtet wahrscheinlich ein listiger Streich des Schwärzers hervor. Warum mag er denn die Ursachen nicht angeführt haben, weshalber er des Churfürstens Handschrift weggethan und solches Büchlein umgeschrieben hat? Hatte denn etwa der Churfürst in der vorigen Schrift Randgloßen gemacht, die Schwärzern nicht gefielen, wie es der Churfürst bey einer Beutherischen Handschrift gethan gehabt? Z. B. „Es mag von diesen

Poßen halten wer da will, ich meines Theils halte nichts davon" desgleichen: „Hier hat uns (Schwärzer) eine Nase gemacht, und hier abermahlen."

Zu 5). Die schwärzerischen Arbeiten am Chursächsischen Hofe kann ich für keine große Gabe Gottes erkennen, wie sie Kunkel hier genennet. Sie gehörten vielmehr ganz ohnfehlbar mit unter das nach eignem Willen zugezogene Hauskreutz jener Fürsten, wovon sich in der Folge die Beweise finden werden. Schwärzer ist ein raubender Goldkäfer gewesen, der seine künstlichen Griffe so verborgen zu vollbringen gewußt, daß er doch immer dabey im Ansehen geblieben ist. Einer von seinen verborgenen Kunstgriffen mag wohl der gewesen seyn, daß er das zu seinen angegebnen Alchemischen Arbeiten in großer Menge erforderliche Gold gut zu benutzen gewußt hat. Zu einem von seinen verschiedenen Hauptprocessen sind 4. Mark Gold gekommen, welches in einem Königswasser aufgelöset und hernach zur öligten Beschaffenheit abgedunstet worden. Dieses wurde darauf mit einem besondern auch vorgeschriebenen Merkurialöl vermischet und destilliret; wovon er hernach das in der Retorte zurückbleibende eine unnütze Sache nannte, und darinne befand

sich

sich doch wirklich noch die allergröste Menge des angewandten Goldes! Ist das nun nicht ein listiger Betrüger gewesen? — Ohnfehlbar aber kannte dieser Fuchs den überbliebenen unscheinbaren Körper besser, und wuste das Gold wieder daraus zu scheiden. Und dadurch war es ihm nun ein leichtes, den gutwilligen Churfürsten bey anderer Gelegenheit wieder mit etwas Gold zu vergnügen, das er dann für ein neu gemachtes ausgab, um auf solche Art dessen Begierde immer zu unterhalten. Von des Churfürst Christian hinterlassenen vielen Millionen weiß kein glaubwürdiger Geschichtschreiber etwas. Mit dem Golde aber, woraus die Goldgülden gemünzt worden, mag Schwärzer wohl seine Schelmereyen getrieben haben; und dieses kann eigentlich die wahre Ursach gewesen seyn, daß man diese Münze unter die armen Arbeitsleute ausgetheilet, die sich hernach darüber sehr beschweret haben, weil sie vielleicht bey der Ausgabe daran verliehren müssen.

Zu 6). Diese ganze Nachricht enthält nicht den allergeringsten Beweiß für die Wirklichkeit der Goldmacherey. Denn sie enthält ja nur blos die Erzählung, daß der Churfürst Christian viel Gold hinterlassen habe, wovon in dem gedachten Kasten die Berechnungen vor-

handen gewesen seyn sollen. Es verdiente aber dabey noch untersucht zu werden, ob nicht die gedachten Berechnungen eigentlich mehr die Verlassenschaft des Churfürsten Augusts als Christians betroffen haben; indem die Geschichte nur von erstern als merkwürdig anzeigt, daß er 17. Millionen Thaler hinterlassen habe, von einem grossen Schatze des letztern aber ist keine Nachricht in den Geschichten vorhanden; vielmehr kan man im Gegentheil beweisen, daß zu der Zeit am Sächsischen Hofe über grosse Schulden Last geklaget worden, wie solches aus den drey Landtags Verhandlungen vom Jahr 1592, 95. und 1601. klärlich erhellet, welche in verschiedenen Händen sind, woraus ich aber specielle Umstände hier anzuführen Bedenken trage. — Es sollte aber auch wohl nicht unwahrscheinlich seyn, daß die gedachten weitläuftigen Berechnungen den erhobenen Bergzehenden und Schlegeschatz betroffen haben können; wovon ich bald ein Beyspiel anführen werde. Wie man es nun dem Churfürsten Johann George II. damahls überredet haben mag, daß jene ganze berechnete Verlassenschaft aus erkünstelten Golde bestanden habe, so hat es derselbe geglaubt, und nun solches, nach seinem beygebrachten Vorurtheil, Kunkeln weiter angezeiget, daß selbiges Gold alle durch die Kunst

Kunst gemacht gewesen sey. Dies ist aber eben die unerwiesene Sache, die ohne hinlänglichen Grund willkührlich angenommen worden ist.

Zu 7.) Das Gold, welches der Churfürst Johann George I. in die Münze gebracht, um Dukaten schlagen zu lassen, wovon er vorgegeben, daß er es mit eigner Hand gemacht habe, beweißt abermahls nichts, so lange nicht aufs strengste bewiesen worden ist, daß dieser Herr durch keinen Betrüger hintergangen gewesen ist.

Zu 8.) Der Innhalt dieses Puncts giebt noch weiter zu erkennen, daß Schwärzer mit dem Golde noch allerley Betrug gespielt habe, wovon es eine solche nachtheilige Eigenschaft erlanget haben mag, daß es nicht zu allen Arbeiten für tüchtig befunden worden, wenn ihm nicht noch ein Theil reines Gold zugesetzt worden. Da man nun hernach solches Gold vermünzt, so wird dadurch meine vorhin geäuserte Vermuthung gegründet, daß die häuffige Ausgabe dieser Goldgülden an die Arbeitsleute und deren Beschwerde darüber auf Schwärzers Betrügerey beruhet habe.

Soviel läßt sich nun schon, in gänzlicher Ermangelung der sämmtlichen Urkunden, aus den eignen Nachrichten der Alchemisten von dieser

ser Geschichte urtheilen, und dabey leuchtet der nothwendig vorgegangene Betrug dennoch an allen Orten hervor. Es ist auch kein unbeträchtlicher Einwurff wider den buchstäblichen Innhalt dieser Geschichte, daß solche nur einseitig, von einem für eben diese Sache höchst eingenommenen Mann, und erst Hundert Jahre hernach erzählt wird; da doch im Gegentheil kein einziger Sächsischer Geschichtschreiber weder vor noch nach Kunkeln diese Sache bestätiget und als die allermerkwürdigste Handlung mit angeführet hat.

Es kommen zwar die Sächsischen Geschichtschreiber darinn überein, daß der Churfürst August, nach seinem Tode 17. Millionen Thaler an baren Gelde hinterlassen; sie räumen auch ein, daß dieser Herr sich mit alchemischen Arbeiten beschäftiget habe; allein es sagt kein einziger, daß Schwärzers Kunst die Ursach von diesen Schätzen gewesen wäre. Die sichersten von ihnen sagen einstimmig, daß die Schätze der Bergwerke und die grosse Sparsamkeit dieses Herrns der Grund davon gewesen wären. Nur allein die Alchemisten sind es, welche zu Begünstigung ihrer Einbildung ohne allen gründlichen Beweiß behaupten, daß dieser Reichthum von den Schwärzerischen Arbeiten ent-

entsprungen wäre. In diesem Wahne glauben sie nun um so mehr bestärkt zu werden, weil dieser Churfürst bey seinem Leben sehr grosse Baukosten auf den Königstein, die Augustusburg und andere kostbare Gebäude verwendet habe; und daß er deshalber eine solche Summe nicht anders hätte hinterlassen können, wenn es nicht mit Hülffe des philosophischen Steins geschehen wäre. Arme, in der Geschichte unwissende, und von Vorurtheil ganz verblendete Menschen!

Ich will gegen die 17. Millionen nicht den geringsten Zweifel hegen, aber ich möchte wissen, wer die Alchemisten benachrichtiget habe, daß solche Summe in puren Golde bestanden habe? Und wenn auch dieses gewesen wäre, so sind sie über dieses noch verbunden anzuzeigen, wo denn die übergroßen Ausbeuten, welche die Schneeberger, Annaberger, Freyberger, und andere Bergwerke in damahliger Zeit an Silber geliefert haben, geblieben sind? Ferner müssen sie beurkunden, ob denn der Churfürst August bey dem Antritt seiner Regierung von seinem Herrn Vorfahr und Bruder nichts im Schatze gefunden habe? Endlich müssen sie noch durch sichere Zeugnisse darthun und beantworten: wie viel denn Augusts Nachfolger,

der Churfürst Christian I. hinterlassen habe? Wenn der Churfürst August binnen den nicht vollkommnen zwey Jahren, von der ersten angestellten Probe an, bis zu seinem Tode gerechnet, durch die Schwärzerischen Arbeiten 17. Millionen an Golde gewonnen haben soll und hierunter sich nichts von den Schätzen der Vorfahren und der Bergwerks Benutzungen befunden hat; so muß der Churfürst Christian I. bey welchem Schwärzer noch fünf Jahre lang gewesen ist, binnen solcher Zeit über 42. Millionen Gold gewonnen, und mit Zurechnung derer im Schatz befundenen 17, beynahe 60. Millionen Gold zurückgelassen haben, wenn auch gleich die Arbeiten bey ihm nicht stärker als zu Augusts Zeit fortgesetzet worden wären. Können die Alchemisten dieses nicht beweisen, so mögen sie künftig nur schweigen, und die Hinterlassenschaft des Churfürst Augusts und Christians als einen Beweiß der schwärzerischen Goldmacherey nicht weiter anführen. Zu solchem Beweise aber ist wegen der schon beurkundeten Umstände sehr schlechte Hoffnung für sie vorhanden; denn wäre des letztern Verlassenschaft so merkwürdig, als die vom Churfürst August gewesen, so hätten die Historienschreiber solche sicherlich ebenfals mit aufgezeichnet, und es hätte über eine große Schuldenlast des

Hofes

Hofes keine Klage geführet werden dürfen. Da sich aber von einer grossen Verlassenschaft desselben nichts findet, so mögen wohl gar bey ihm die geerbten 17. Millionen selbst nicht mehr vorhanden gewesen seyn: und mithin verliehrt der Innhalt dieser Geschichte seine ganze Glaubwürdigkeit. Verliehren aber die Alchemisten diese Geschichte, so verliehren sie alles; fällt ihnen dieser Grund weg, was bleiben ihnen weiter für einnehmende Beweise übrig? Ich kenne keinen einzigen von der Art weiter. —

Wo aber gleichwohl die 17. oder wie einige angeben, gar 18. Millionen Thaler, nach dem Werthe, bey dem Churfürst August hergekommen sind, das kann den Alchemisten, anderer geheimen Umstände zu geschweigen, zuverläßiger aus der öffentlichen Geschichte gezeiget werden. Unter dem Churfürst Ernst ist das Bergwerk zu Schneeberg dergestalt auserordentlich ergiebig gewesen, daß im Jahr 1477. die Bergmeister dessen Herrn Bruder, den Herzog Albert auf eine Mahlzeit in den Schacht geladen haben; allwo derselbe an einem Tische von gediegenen Silbererze, zwey Klaftern breit, gespeiset hat; aus welchem Tische hernach 400. Centner Silber gewonnen worden ff.)

 Hierzu

ff.) Glaseys Kern der Sächßl. Geschichte. Frf. u. Leipzig. 1737. 8. S. 880.

Hierzu gehört nun ferner folgendes, so ich wörtlich aus Glafeys Sächsischen Geschichte anführe t.): „Von der großen Summa der gefallenen Ausbeute, Zehenden und Schlegeschatz aufm Schneeberg, fürnehmlich vor dem 1501. Jahr, und Bekräftigung derselben, wieder etliche, so es nicht glauben, oder in Zweifel führen, habe ich noch dieses hinzu setzen wollen".

„Man findet hin und wieder nicht allein in annalibus, als Wolf Kranichs, T. Meiners, Hans Hübschen, Paul Grefen, L. Bernsprungs, Erasmus Miezeders ꝛc. sondern auch in derer von Adel und vieler Bürger Hausbüchern, als Bibeln, Chronicken und andern, diese Summe des Zehenden verzeichnet; — Von Anbeginn des Schneeberges bis auf das 1501. Jahr am Tage Dorothea, da vor 30. Jahren der Schneeberg fündig worden, seynd auf dem Schneeberg denen Hochlöbl. Chur- und Fürsten zu Sachsen zu Zehenden gefallen 5199. Tonnen Goldes, eine Tonne gerechnet für Hundert Tausend Gülden oder Thaler, wie denn auch zur selben Zeit ein Thaler nicht höher als

t.) Eben desselben Geschichte. Vierdte Auflage. Nürnberg. 1753. 4. S. 748. u. f. ingl. S. Schneeberger Bergchronik.

als für einen Gülden gemünzet und ausgegeben worden, dannenher die Bergleute noch einen Thaler lieber mit dem alten Nahmen einen Güldengroschen nennen. — Ist von Mathias Zobelstein, so der Zeit Küchenmeister und Oberzehender gewesen, und zu Leipzig gewohnet, von dannen er alle Wochen jen Zwicka, oder aufm Schneeberg kommen, also zusammengerechnet und verzeichnet worden, welcher es denen so es begehret, sonsten auch glaubwürdigen Bericht mündlich und in Schriften zu thun gepfleget, dannenher es viel alte Leute im Lande in ihre Bücher zu Nachrichtung geschrieben".

„Wie denn dieser auch solche Summe des Zehendes, an Silber zu Centnern gerechnet, aufgezeichnet haben soll, wie auch in angezogenen Annalen begriffen, als 324937. und ein halber Centner Silber sind vom Anbeginn des Schneebergs (welches im Jahr 1471. am Dorotheentage geschehen ist) bis aufs 1501. Jahr zum Zehenden gefallen. Man muß aber hierbey merken, daß diese Rechnung zu Centnern alsdenn bestehet und richtig, wenn man jeden Thaler für zwey Loth und den Centner für 100. Pfund rechnet, da alsdann 1600. Thaler auf einen Centner, und 62. und ein halber Centner

ner auf eine Tonne Gold kommen. Man kan aber aus jetzt gesetzter Summa leichtlich erachten, daß wenn auch schon auf den Schlegschatz nicht allemahl soviel kommt, als der Zehende austrägt, (wie doch andere hingegen gemeynet, und bisher verzeichnet haben) so ist doch dieses gewiß, daß wenn man den Zehnden abgezogen, neunmahl so viel bleibt, so zur Ausbeut in die Münz verkauft wird, davon der Obrigkeit nachmahls der Schlegschatz gebühret; deswegen dann aus der gesetzten Summa des Zehnden folget, daß von Anfang des Schneebergs bis auf vorgemeldetes 1501. Jahr, wenn man es zusammen rechnet, zum Zehnden, Schlegschatz und Ausbeute ein gewaltig Silber muß gemachet worden seyn".

„Vom 1501. Jahr bis auf das 1537, also in 36. Jahren ist in den Zehenden geantwortet worden an Silber 3938. Tonnen Goldes, oder 246125. Centner Silber. Dieses vom 1471. Jahr bis auf 1537. (sind 66. Jahr zusammen,) was in den Zehenden an Silber überantwortet worden, macht 9137. Tonnen Goldes, oder 371062. und ein halber Centner Silber — Nun sind zum Schlegschatz eben soviel, nehmlich 9137. Tonnen Goldes gehörig; demnach betragen diese beyden Summen, in gedachten

Jah=

Jahren, an Zehenden und Schlegschatz 18274. Tonnen Goldes. —"

„Folget weiter: So sagt man ist wahr, daß zu der Ausbeute noch 8. mahl so viel (als diese Summe des Zehenden und Schlegschatzes zusammen gerechnet ist) gehöret, welches auch macht 146192. Tonnen Goldes. — Summa Summarum an Zehenden, Schlegschatz und Ausbeut in solchen 66. Jahren, von des Schneebergs Anfang, thut 164466. Tonnen Goldes oder 10279125. Centner beschickt Silber".

„Weiter vom 1537. Jahr bis auf 1550. (sind 13. Jahr) den Dorotheentag, ist zum Zehenden gefallen 42258. Gülden; zum Schlegschatz auch so viel; macht beydes 84516 Gülden, und über das ist zur Ausbeut gefallen 676128. Gülden. Solche 3. Summen des Zehenden, Schlegschatz und Ausbeute zusammen gerechnet machet 7. Tonnen Goldes und 60644. Gülden. — Also thut die ganze Summe, was auf dem Schneeberg vom 1471. Jahr bis auf das 1550. (welches 79. Jahr sind) zum Zehenden, Schlegschatz sammt der Ausbeute gefallen, 164473. Tonnen Goldes u. 60644. Gülden". — Nehmlich

an

an Ausbeute.	12335520483.	Gülden.
an Zehenden.	205592008½.	Gülden.
an Schlegschatz.	205592008½.	Gülden.
Summa von allen	16447360644.	Gülden *)

„Der Fürsten zu Sachsen Gewinn und Einkommen, damit wir solches in specie allhier repetiren, allein was den Zehenden und Schlegschatz belanget, ist die 79. Jahr über gewesen, 41118. Tonnen Goldes. Denn man dasjenige, so die löbl. Landesfürsten ihrer Kuckus und sonderlichen Gebäude und anders insonderheit genossen, allhier geschweigen muß“.

„Damit man aber erstlich an dieser Summe nicht zweifle, muß ich dem günstigen Leser berichten, daß ich diese folgende Summe auch Lateinisch, aus des Phillipp. Melanchthons, als aus eines glaubwürdigen Mannes, und welcher an ungründlichen Sachen ganz und gar keine Lust gehabt, Buch geschrieben: Ab anno 1471. die Dorotheæ ad annum 1550. ex venis

*) Bey dieser Summe mögte ich auch fast wie jener Rentsecretair sagen: Aussprechen will ich es wohl, aber in Empfang nehmen — und es mit einemmahle weg zutragen — das mögte ich nicht.

venis Schnebergensibus distributa sunt iis, qui venas coluerunt impensis suis, 12335520483. Uncialium, id est, plus 123355. Tonnis auri. Et loco decimarum soluta principibus, 2055920080. Uncialium, id est, plus 20559. Tonnis auri. Tantundem etiam solutum principibus de signatione argenti (vom Schlegel.) Summa omnium facit 164473. Tonnas auri". Muß man nicht über diese Schätze eines einzigen Sächsischen Bergwerks billig erstaunen!

Unter der Regierung des Churfürstens Friedrich des Weisen wurde das Schreckenberger nunmehr Annaberger Bergwerk, im Jahr 1491. zu bauen angefangen, welches ebenfalls so auserordentliche Ausbeute gab, daß nur binnen 4. Jahren von 1496. bis 1500. nach Abzug aller Unkosten 124838. rheinische Goldgülden gewonnen worden sind. t*) Von dem beträchtlichen Freyberger Bergwerk weiß ich nicht einmahl die Ausbeuten der damahligen Zeit anzugeben; so viel ist aber gewiß, daß sie nicht viel geringer, oder wenigstens doch im-

t*) Hübners Historie 5ter Th. S. 856. Horns Diplomat Annales der Stadt Annaberg, ingl. Joh. Peucers Bergpredigten, und Ludovici Kaufmanns. Lexicon, unter dem Nahmen Annaberg.

immer beträchtlich genug gewesen sind; Der übrigen Bergwerke allhier nicht zu gedenken. t**)

Solche wuchernde Schätze traf nun der Churfürst August an den Bergwerken im Lande an, als er 1553. zur Regirung kam; wobey er noch überdies ohnfehlbar von den gewonnenen Schätzen seiner Herrn Vorfahren ein Ueberbleibsel überkommen haben wird. Daher schreibt auch Glasey, daß zu Churfürst Augusts Zeiten das Silber wie bey Salomon gemein gewesen sey u.) Und ferner, daß die Summen der Bergzehnden in den ersten Hundert Jahren auf eine ganz unbegreifliche Grösse hoch hinan gelauffen, daß man hernach die neunmahl so grosse Zahl der eigentlichen Ausbeute destomehr unter die unglaublichen Dinge zu rechnen angefangen habe. u*) Wer es sich demnach nun noch nicht vorstellen kan, daß dieser Churfürst bey solchem gesegneten Zustande des Landes seine Schätze so hoch habe ver-

meh-

t**) Petri Albini Meißnische Bergchronik, ingl. Möllers annales Freybergenses werden davon nähere Nachricht ertheilen.

u.) Kern der Sächß. Geschichte. Nürnberg 1753. 4. S. 484.

u.*) eben das. S. 746.

mehren können, der schlage die Geschichten auf, worinn dessen Regierung und Lebensumstände beschrieben worden sind. Und dann muß es ihm gewiß kein unauflößliches Räthsel mehr bleiben, wie derselbe, ohne alle Goldmacherkunst, nach einer 33. jährigen Regierung und eben so langem Genuß dieses Landesseegens, bey den beträchtlichen erhobenen Landessteuern und einer eingeschränkten genauen Hofhaltung, 17. Millionen Thaler habe hinterlassen können. Fast mögte man sich gar wundern, daß er nicht noch mehr hinterlassen habe.

Als ein Beytrag zu den geheimen Taschenspielerkünsten des angeführten Sebald Schwärzers, womit er die erwähnten beyden Churfürsten von Sachsen auf eine listige Weise hintergangen hat, verdient eine Nachricht hier noch mit angemerkt zu werden, welche Stahl v.) bey Gelegenheit angezeiget hat: daß er nehmlich einen Mann gekannt habe, der nach Kunkels Zeit an eben diesem Hofe auch in gleicher Pflicht wie jener gestanden, und die Manuscripte unter den Händen gehabt habe. Von diesem habe er erfahren, daß annoch in dem Churfürstl. Schloß zu Dreßden ein grosser Vorrath

v.) Bedenken vom Schwefel. Halle. 1718. S. 169.

rath von vielen Centhern des schönsten rothgülden Erzes damahls vorhanden gewesen, welches zu Zeiten des Churfürst Augusts zu den alchemischen Arbeiten gebraucht worden. Das rothgülden Erz ist aber bekanntermassen ein überaus reichhaltiges Silbererz, wovon oft der Centner 50. 60. und mehrere Mark fein Silber enthält, und solches wurde in damahliger Zeit in den Schneeberger Bergwerken in der erstaunlichsten Menge gefunden. Dieses mag sich wohl der listige Vogel bey seinen Arbeiten auf die vortheilhafteste Art zu Nutz gemacht haben.

Nun habe ich noch einen Umstand von Schwärtzern anzuführen, so von grosser Wichtigkeit ist, und Sonnenklar beweiset, daß seine Arbeiten keinen Nutzen gebracht haben können, und daß er entweder ein Betrüger, wie es am wahrscheinlichsten ist, oder wenigstens ein Ignorant gewesen seyn müsse. Kunkel erzählt solchen Umstand selbst, und also werden die Alchemisten dawider desto weniger etwas einwenden können; er betrift das Ende der Rolle, die Schwärzer am Sächsischen Hofe unter den beyden erwähnten Churfürsten August und Christian 7. Jahr lang gespielt hat. Als der letztgedachte Churfürst Christian I. am 25. September 1591. verstorben war, hinterließ er drey Söhne,

Söhne, als Christian II. Johann George I. und Augustum, welche sämmtlich minderjährig waren; weshalber der Herzog zu Altenburg Friedrich Wilhelm I. die Administration von der Chur übertragen bekam. Zu diesem Administrator, schreibt Kunkel, wäre nun auch Schwärzer gekommen, und habe zu wissen begehret: wie es ferner mit ihm und seinen Leuten, sowohl wegen der Einnahme als der Ausgabe gehalten werden sollte? Darauf soll der Administrator, wie Kunkel solches aus seines seel. Herrn Munde selbst gehöret, dem Schwärzer geantwortet haben: Ich habe anjetzo mehr zu thun, als auf eure Bärenhäuterey zu denken. Worauf Schwärzer seufzend erwiedert habe; man wird bey dem Churhause Sachsen hinführo Laternen anstecken und solche Bärenhäutereyen suchen, aber nicht finden. — Alsdann ist er abgereiset und hat sich an den Kayser Rudolph II. gewendet, der ihn hernach in den Adelstand erhoben, und zum Berghauptman in Joachimsthal gemacht haben soll. Auf solche Art ist nun das Churhauß Sachsen diesen Goldwurm wieder los worden.

Für diese Anekdote müssen wir Kunkeln wahrhaftig noch grossen Dank sagen. Wäre er von dieser Sache nicht so stark verblendet

gewesen, und hätte die Stärke des Gegenbeweises für seine Einbildung in dieser Stelle empfunden, so hätte er sie gewiß verschwiegen. Denn, wer hätte wohl nach Christians Tode in der Welt sicherer von Schwärzern zeugen können, als eben dieser unpartheyische Augenzeuge, der damahlige vortrefliche Administrator der Chursachsen? Dieser Herr aber sagt's Schwärzern ins Gesicht, daß seine Arbeiten Bärenhäutereyen sind! Es ist daher wahrhaftig kein Zeugniß weiter nöthig, um zu beweisen, daß Schwärzer ein Bärenhäuter gewesen ist. Denn es ist ganz unmöglich, daß dieser Herr solches hätte sagen können, wenn er nicht schon von den ersten Personen am Hofe von der Bedeutung dieses Mannes und seinen Arbeiten die sicherste Nachricht erhalten gehabt hätte. Hätte er hier erfahren, daß Schwärzer diejenige Kunst besäße, welche ihm Kunkel zuschreibt, so war ja derselbe mehr werth als das ganze Erzgebürge, und man würde ihm deshalb gewiß, wo nicht im ganzen Lande, doch sicherlich am Hofe, nach dem Churfürsten die gröste Achtung bezeiget haben. Ich will so gar auch das unwahrscheinlichste zugeben, daß der Administrator auf die allerunvorsichtigste Weise verfahren wäre, und hätte Schwärzern diesen Bescheid gegeben, ehe er von ihm und

seinen

seinen Handlungen etwas erfahren gehabt hätte. Sollte nicht der ganze Hof und die vornehmsten in der Regierung dem Administrator in die Arme gefallen seyn und ihm darauf vorgestellet haben, was dieser Mann für eine wichtige Person am Hofe sey, und welche Schätze er dem Lande erwerbe? Dies hätte auf eine solche unvorsichtige Handlung des Administrators die allerunausbleiblichste Folge seyn müssen: Dennoch aber weiß man nicht, daß dieses geschehen ist. Schwärzer zieht darauf ab, und niemand hält ihn weiter. Es sagt auch keine Geschichte etwa, daß es dem Administrotor hintennach gereuet hätte, daß er diesen Mann ziehen lassen, welches doch gewiß nicht unangemerkt verblieben wäre, wenn er sich in diesem Fall eine unverzeihlige Uebereilung hätte zu Sulden kommen lassen. Nein, nein, es hat ihn niemand wieder verlangt.

Daraus kan man nun sicher urtheilen, daß die letztere von Kunkeln angeführte Schwärzerische Antwort dem würdigen Administrator von Schwärzern ganz gewiß nicht hätte dürffen ins Gesicht gesagt werden. Wenn diese Worte wirklich von ihm herrühren, und nicht von Kunkeln ersonnen worden, so mag solche ersterer vielleicht bey den Churfürstlichen Stall-

knechten im Zorn ausgestossen haben, weil es ihm freylich empfindlich leid thun muste, daß er seine gute einträgliche Versorgung nun auf einmahl verliehren sollte.

Damit nun Kunkel Schwärzern vor der Welt wegen dieses schnellen Abschiedes rechtfertige, so erfrechet er sich auf eine ganz unverantwortliche Weise den Administrator anzuschuldigen, daß er den Trunk geliebet und andern Lüsten mehr ergeben gewesen wäre; und will also dadurch wahrscheinlich soviel zu verstehen geben, daß er Schwärzern diese Antwort in der Betrunkenheit gegeben habe. Man lernt aber diesen Herrn aus der Geschichte ganz anders kennen; allwo er von jedermann als der vortrefflichste Fürst beschrieben wird, und daß er die Administration bis 1601. mit dem grösten Ruhme geführet habe; wie er denn auch unter andern, während derselben, die drey Bisthümer, Merseburg, Naumburg, und Meißen mit dem Churhause verknüpft hat.

Ich könnte nun zwar mit allem Rechte Schwärzers Geschichte für völlig abgefertiget halten; weil mir aber bekannt ist, was man dieser Geschichte für eine Beweißkraft zur Bestätigung der Goldmacherey beyzulegen pflegt; und ich auch selbst ehedem diese Geschichte fast als

als die allereinzige ansahe, wodurch die Wirklichkeit der Alchemie begründet werden könnte: so will ich lieber zum Ueberfluß noch mehrere Zeugnisse davon anführen, woraus man sicher erkennen wird, daß Schwärzer am Sächsischen Hofe kein Gold gemacht habe, und daß folglich die gedachten Churfürsten von diesem Manne betrogen worden sind, er selbst aber nach seiner Person und Würden ein Betrüger gewesen ist.

Die ganze vernünftige Welt wird es mir ohne allen Zweifel eingestehen, wenn es wahr gewesen wäre, daß Schwarzer am Sächsischen Hofe, nach seinen verschiednen herausgegebnen Processen, Gold gemacht hätte, so würde damahls solches, wo nicht landkundig, doch wenigstens stadtkundig gewesen seyn; — denn es ist kein Beweiß vorhanden, daß die schwärzerischen Arbeiten mit aller Vorsicht geheim betrieben worden wären, weil man damahls in der Nähe und Ferne von diesen Beschäftigungen, so wie von ihren Früchten, Nachricht gehabt hat; eben dasselbe erhellet auch daraus, daß man damahls das Churfürstliche Laboratorium insgemein nur **das Goldhaus** genennet hat; — ferner so müste, nach einer allgemeinen Beobachtung, diese Sache durch die

von ihr ausgebreiteten Nachrichten vielmehr vergrössert als vermindert oder unterdruckt worden seyn; es hätte auch nothwendig diese Handlung, welche die allerhöchste menschliche Kunst genennet werden könnte, unter die allermerkwürdigsten Lebensumstände der beyden erwehnten Churfürsten unumgänglich mit angerechnet werden müssen. Gewiß ist es also, wenn damahls in Dreßden sieben Jahre lang Millionenweise Gold gemacht worden wäre, wie es sich die leichtglaubigen Alchemisten mit Kunkeln einbilden, und da diese Arbeiten damahls gar nicht verheimlichet worden sind; daß im ganzen Lande, wo nicht die Kinder auf den Gassen, doch wenigstens die gelehrtesten Männer im Lande, oder nur auch in Dreßden selbst, so damahls gelebt haben, davon gewußt und es bey aller Gelegenheit diesen beyden Churfürsten zum ganz vorzüglichen Ruhme mit angepriesen haben müsten. Diese Schlüsse dünken mir hier unumstößlich zu seyn. Wenn nun aber dennoch die gelehrtesten Männer damahliger Zeit bey der feyerlichsten Gelegenheit, nach gänzlich vollendeten Lebenslaufe dieser Churfürsten, an verschiednen Orten im Lande und in Dreßden selbst auftreten, und alle löbliche Thaten ihres Lebens beschreiben, auch dabey ganz unbeträchtliche Handlungen mit anfüh-

ren;

ren; insgesammt aber, kein einziger ausgenommen, das gröste Geschenk Gottes, wie es Kunkel nennet, die glücklich betriebene Goldmacherkunst dieser Herren nicht mit einem einzigen Worte erwähnen — O! dann ist gewiß diese Sache nach der Einbildung der Alchemisten nicht wahr. Wenn aber gar noch über dieses einer oder der andere eine solche Beschäftigung nur im vorbeygehen berührt, und sie als fruchtlose Bestrebung mit unter die menschlichen Schwachheiten dieser Herren rechnet: Dann ist jenes Urtheil unumstößlich, und es findet dabey weiter kein Widerspruch statt. Man erkennet auch solches daraus, warum die übrigen lieber gar nichts davon erwehnet, weil die menschlichen Fehler nicht unter die rühmlichen Handlungen gerechnet zu werden pflegen.

Wohlan denn also! Hier folget ein ganzes Verzeichniß von Schriften solcher Gelehrten, die vor und nach dem Tode dieser Churfürsten und den letztern hierdurch Ehrendenkmahle gestiftet haben.

1.) Bojemi vita *Alberti* III. animosi & oratio de *Augusto* Sax. Electore Lipſ. 1586. 4.

2.) Schilteri & Albini parentatio Ill. Elect. Saxon. *Augusto* facta, in duabus orationibus. Lipſ. 1586. 4.

3.) Mylii Oratio funebris de *Augusto* El. Sax. habita. Viteb. 1586. 4.

4.) Sartorii Carmen in *Augustum* Elect. Sax. Jenæ. 1586. 4.

5.) Drey Leichenpredigten über den Abſchied Churf. Auguſts zu Dreßden von Mirus gehalten. 1586. 4.

6.) Selneccers Leichenpredigt bey dem Leichenbegängniß Churf. Auguſts zu Leipzig gehalten. 1586. 4.

7.) Majoris parentatio Elect. Saxon. *Augusto* facta. Viteb. 1590.

8.) Zwo Leichenpredigten bey dem Leichenbegängniß Churf. Auguſts und deſſen Gemahlin Anna zu Wittenberg von Polykarpus Leiſer gehalten 1585. und 86.

9.) Zwo Predigten nach dem Ableben der Churfürſtin Anna von Selneccern zu Leipzig und Habermann zu Zeitz gehalten, nebſt Majors Oration. 1586. 4.

10.) Schilteri Oratio de Obitu Ser. Duc. *Annæ* Lipſ. 1585. 4

11.) Brevis at vera ac fida narratio de vita atque obitu Illuſtr. ac potent. princip. *Chriſtiani* Ducis qvondam Saxoniæ. Dreſdæ. 1599. 8.

In der erſten von dieſen Schriften werden nun alle gute Einrichtungen des Churfürſt Auguſts im Lande, Vermächtniſſe für alte abgelebte Geiſtliche und ihre Witben ausführlich erzählt. Von deſſen freyen Künſten aber wird angeführt, daß er die lateiniſche Sprache gelernet und ſich an der Hiſtorie beluſtiget habe, und dergleichen gute Eigenſchaften mehr; vom glücklichen Betrieb der Alchemie aber iſt hier nicht ein Wort zu finden.

Eben ſo wenig wird in der zweyten davon ein Wort gedacht, allwo nur deſſen Frömmigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit, Gnade, Tapferkeit und Wohlthätigkeit geprieſen wird.

Die dritte weitläuftige Rede von Mylius enthält alles, was nur zum Ruhm dieſes Fürſten geſagt werden kan. Unter deſſen unangenehme Vorfälle und Beſchwerden werden auch ſeine Leibesſchwachheiten, Krankheiten, Abſterben der Kinder wie auch das Anliegen der Religionsgeſchäfte mit gerechnet; ingleichen wie deſſen Leben oftmahls wegen veranſtalteten Meuchelmord in Gefahr geweſen ſey. In eben

eben dieser Reihe steht nun auch folgendes mit: perscriptæ sunt artes, technæ, machinationes, conspirationes, ligæ sanctæ, aut sacræ potius, ut est auri sacra fames; Dies ist zwar kurz aber deutlich genug, um daraus zu verstehen, was der Redner damit hat sagen wollen. Die Alchemisten mögen es lesen und beherzigen, daß hier unter das geheime Hauskreuz und die Versuchungen dieses Herrn mit gerechnet wird, daß er mit allerhand vorgegebnen Künsten, Betrug, Erdichtungen, Verschwörungen, gut scheinenden aber vielmehr verfluchten Bündnissen, von welcher Art der verdammte Goldgeitz sey, immer belästiget und angefochten worden wäre! Hat wohl der Redner hiermit etwas anders sagen wollen, als daß der gutdenkende Churfürst in seinem Leben immerfort mit lauter Betrügern umgeben gewesen wäre, die ihn durch ihre Versprechungen von allerhand Künsten stets eingenommen, und doch am Ende immer betrogen gehabt hätten? Hier findendie Alchemisten also die wahre Ursache, warum die eingebildete Goldmacherey dieser Churfürsten damahls kein Aufsehen gemacht habe: weil es nehmlich keine Goldmacherey und lauter Betrug war, so klagte jedermann mehr darüber, als daß man sich hätte verwundern sollen. — Sonst werden hier auch noch dessen grosse Wohlthätigkeit und milde Stiftungen umständlich

be-

beschrieben, dabey aber vornehmlich dessen vortreffliche Sparsamkeit bey der Hofhaltung erwähnt; nicht weniger auch, wie er sich mit Bereitung verschiedner Arten von Arzeneyen selbst beschäftiget habe, und ebenfalls ein Liebhaber der Jagd, ingleichen des Fisch- und Vogelfanges, nebst verschiedenen andern Leibesübungen gewesen sey.

Die 4. 5. 6. 7. 8. u. 9. Schriften enthalten ebenfalls nichts anders als Beschreibungen von allen rühmlichen Handlungen des Churfürst Augusts und seiner Gemahlin; aber kein Wort von einer betriebenen Goldkunst. In der 8. Schrift wird besonders mit angemerkt, daß der Churfürst den damahls überhand nehmenden Unfug falscher Münzer (ex ungve leonem!) durch besondere Befehle Einhalt zu thun bemüht gewesen sey. Man ersieht auch allhier aus einer Stelle, daß die Unterthanen mit Steuren und Schatzungen stark mögen angegriffen worden seyn, und daß darüber im ganzen Lande allgemeine Klage geherrschet habe; wie denn auch der Redner selbst dergleichen Klagen eben nicht gemisbilliget, und solchen fast beyzutreten scheint. Wie kan sich aber die uneingeschränkte Goldmacherkunst mit der Bedrückung der Unterthanen durch Steuren und

Gaben

Gaben zusammen reimen? Weil diese Stelle in jetziger Absicht merkwürdig ist, so führe ich sie wörtlich mit an: — „Ich weiß wohl, „hie wird mancher denken, bey diesem Chur- „fürsten ist die Nahrung so eben hin gewest, „wir haben Steuer und Schatzung gehabt, und „sind in solchen Mangel und Abgang gerathen, „daß, wenn es lange währen solte, mancher „Haus und Hof wird verlassen, und darvon „ziehen müssen. — Nun will ich nicht ver- „neinen, daß groß Armuth im Lande hin und „wieder ist, wie ich solches selbst erfahren, kön- „nen auch wohl Steuer und Schatzung und „andere Beschwerd etlichen darzu geholfen ha- „ben, und sollen dennoch Fürsten und Herren „mit solchen Auflagen ein Maas gegen ihre „Unterthanen halten, und gedenken, daß sich „ihre Herrschaft nicht dahin erstrecke, daß sie „mit ihrer Unterthanen Leib und Gütern ihres „Gefallens handeln mögen, sondern allein, daß „sie zu Schutzherrn darüber gesetzt seyn". — Weiter unten fährt er fort: „Endlich, so ge- „denke man, wie andere Herrn bisweilen ihre „Schatzungen anlegen, daß sie etwa mit Spie- „len, übermäßige Pracht treiben, vielen Pan- „ketiren, unnöthigen Kriegen, oder sonst un- „nützer Weise solche hinwieder verthun; das „können wir dennoch unserm Hochlöblichen „Chur-

„Churfürsten, seeligster Gedächtniß, in kei-
„nen Weg Schuld geben, sondern wissen, daß
„S. C. F. G. nicht ohne wichtige, nöthige
„Ursach, und denn auch mit Einwilligung der
„Landschaft, Steuren angeordnet haben. Dar-
„nach so hat er das angelegte Geld, entweder
„zu Ablegung alter Schuldenlast angewendt,
„oder wo etwas überblieben, auf künftige Noth
„beygelegt, daß wir also solches noch zur Zeit
„wohl verschmerzen können, und mag ein je-
„der zusehen, wie er Haus halte, damit er
„nicht selbst Ursach zur Armuth gebe". —
Sapienti satis! kan ich ohnfehlbar hier mit meh-
rern Grunde hersetzen, als es Künkeln gewöhn-
lich war, wenn er hie und da sich geheimniß-
voll stellte, wo er im Grunde nichts bewiesen
hatte, und doch gerne mehr gesagt hätte, wenn
ihm ein mehreres bekannt gewesen wäre.

Von der Churfürstin **Anna** führt Schilter
in der 10ten Schrift an, daß sie das ganze
Jahr hindurch mit der Bearbeitung allerhand
Arzeneyen sich beschäftiget habe, welche sie als-
dann an arme kranke Personen austheilen las-
sen, die nichts auf ihre Krankheit haben wen-
den können. Sie habe auch ihre Cammerjung-
fern mit darzu angeführt, und ihnen die Na-
tur der Dinge nebst dem Gebrauch erklährt,
um

um ihnen dadurch Lust zur Arbeit zu machen: wie sie denn auch den Hoffräuleins in ihren wohlangelegten und mit vielen Kosten unterhaltenen Gärten die Kräuterkenntniß gelehret habe, um sie dadurch zur Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer zu vermögen. — Das klingt warlich nicht alchemistisch!

In der letztern Schrift endlich, worinn das Leben des Churfürsten Christians beschrieben worden, werden wiederum alle löbliche Handlungen seines Lebens angeführt; allein hier findet sich abermahls nicht ein Wort, daß derselbe zu seinem eignen und des ganzen Landes Besten durch Schwärzers Arbeit Gold gemacht habe. Desgleichen ist auch nicht die geringste Nachricht hier anzutreffen, daß dieser Churfürst eine auserordentliche merkwürdige Summe an Gold oder Silber hinterlassen habe, welches der Geschichtschreiber unmöglich hätte übergehen können.

So eben stößt mir noch ein Zeuge auf, den ich mit anführen muß. Er ist gleichfalls aus der damahligen Zeit, und muß uns also auch einen Bescheid geben können, was damahls von dieser Goldmacherey öffentlich gehalten worden ist. Thomas Moresinus ist es, welcher von den damahligen Alchemisten folgen-

des

des schreibt: „Es hat sowohl der letzt verstor-
„bene Churfürst von Sachsen, wie auch der
„gegenwärtige Herzog von Florenz mit einem
„jährlichem Aufwande von vielen Tausenden
„fast im ganzen Leben viel auf dergleichen Leu-
„te gehalten; aber mit welchem Erfolg, das
„weiß jedermann, nehmlich, mit dem unwie-
„derbringlichen Verlust der Unkosten und
„Zeit". — w.) O! lest's ihr Alchemisten,
nehmt's zu Herzen und werdet doch einmahl
klug!

Nach diesen zahlreichen Zeugnissen ziehe ich
nun den untrüglichen Schlüß: weil alle Zeu-
gen aus der damahligen Zeit darinn völlig über-
einkommen, daß sie größtentheils diese bey ih-
ren späten Nachkommen eingebildete grosse Gold-
macherey am Chursächsischen Hofe, welche doch
eine der allermerkwürdigsten Dinge dieser Für-
sten gewesen wäre, nicht erwähnen; einige
aber gar diese betriebnen Arbeiten gerade zu für
Betrug erklähren; so können wir in der ge-
genwärtigen Zeit, und alle unsere spätere Nach-
kommen mit uns, der gesunden Vernunft zu
folge, sicher urtheilen: daß Schwärzers da-
mah-

w.) *Thomæ Moresini* liber novus de metallorum causis & transsubstantiatione Francof. 1593. p. 106.

mahliges Vorgeben, alle seine herausgegebene Processe und die darnach angestellten Arbeiten falsch und lauter Betrug gewesen seyn müssen.

Wie nun dieser Schwärzer angeführtermassen seinen Abschied von Sachsen bekommen, so hat er sich zu dem Kayser Rudolph II. gewendet, weil damahls bey diesem Herrn ebenfalls ein solcher unaufhörlicher Zusammenfluß von Alchemisten aus allen Orten her gewesen ist. Dieser soll ihn darauf, nach Kunkels Bericht, im Johannisthal zu einen Münzmeister gemacht haben. Dies paßt nun gerade so auf einen Goldmacher, als wenn Newton und Leibnitz zur Belohnung ihrer vorzüglichen Verdienste in Dorfschulen versetzt worden wären, um den Bauernjungen das A. B. C. und das Buchstabieren zu lernen; — vermuthlich mußte Schwärzer diesen Dienst annehmen, weil er Brod brauchte. Wenigstens erkennet man daraus soviel ganz sicher, daß er bey diesem Herrn seine Dienste und geneigten Willen Gold wie Sand am Meer zu machen, angeboten haben müsse; weil er aber durch eine üble Constellation, die vielleicht in der Klugheit dieses Herrn, oder in der genauen Aufsicht anderer bevollmächtigten ihren Grund gehabt haben mag, seinen guten Vorsatz nicht werkthätig erfüllen können;

so

so hat vermuthlich der Kayser den guten Willen für die That angenommen, und dessen erkannte Schwäche mit einer andern Versorgung begnadiget.

Es führet auch von diesem Kayser selbst ein alchemistischer Schriftsteller, in dem Buch, die edelgebohrne Jungfer Alchemie betittelt, an, daß er ein grosser Liebhaber dieser Kunst gewesen sey, und fast von allen Orten her die Künstler habe zusammen kommen lassen; und daß an dessen Hofe fast alle Tage Proben der Goldmacherey vorgenommen worden wären. Das erste von dieser Erzählung macht schon die ganze Sache selbst verdächtig, und beweißt, daß dieser Kayser nur Gold zu machen gesucht, seinen Wunsch aber niemahls erfüllet gesehen habe, sonst hätte er sich wahrhaftig an einem einzigen solchem Goldmacher begnügen können, und würde nicht nöthig gehabt haben, aus allen Enden der Welt solche mit vielen Kosten zusammen suchen zu lassen. Das folgende ist nichts anders, als pure alchemistische Windmacherey, woraus man nur so viel schliessen kan, daß sich bey diesem Herrn fast täglich neue Betrüger angemeldet, die ihre Probe abgeleget haben, wobey immer der eine einen bessern, verborgenern und listigern Handgriff

anzuwenden gewußt haben mag, als der andere, ob sie gleich in der Hauptsache alle überein gekommen, daß sie Betrüger gewesen sind. Hierbey kan es nun nicht gefehlt haben, daß nicht auch allerhand theils listige und geübte, theils einfältige und ungeschickte Betrüger unter einander sich eingestellet haben sollten, wovon die letztern bald wieder entlassen, die erstern aber so lange Schutz bekommen, bis ihre Betrügerey endlich auch entdecket worden. Daher hat er auch zwey von diesen angeblichen Adepten mit Nahmen Kelleus und Güstenhöfer ins Gefängniß werfen, und verbüssen lassen. Wären aber alle Tage wahre Goldmachereyen vorgenommen worden, so müste gewiß diese vorgebliche Kunst nicht weiter verborgen geblieben seyn. Mehreres von diesem Kayser findet man im Adeptus ineptus. S. 316. u. f.

Um eben diese Zeit soll es auch geschehen seyn, daß der D. Leonhard Thurnhäuser, am Hofe des Grosherzogs zu Florenz, Ferdinand I. welcher 1587. zur Regierung gekommen, einen eisernen Nagel dergestalt in Gold verwandelt habe, daß die eine Hälfte davon noch Eisen verblieben, die andere aber in Gold verwandelt worden wäre. Dieses ist aber auf eine solche Art geschehen, daß der eiserne Nagel nur

nur blos in ein gewisses Oel eingedaucht worden; so weit nun derselbe darinnen gesteckt, so weit soll er, wie man vorgiebt, in Gold verwandelt worden seyn. Das besondere dabey ist noch gewesen, daß diese Handlung sogleich am Tische nach der Mittagsmahlzeit geschehen. — Das heißt nun wohl mit allem Recht eine wunderbare Verwandlung, wobey das Eisen nicht einmahl ins Feuer und noch weniger zum Fluß gekommen ist! Noch bestimmter aber wird man sich ausdrücken, wenn man dieses Vorgeben einen unverschämten groben Betrug nennet, welcher in der That auf eine recht nachdrückliche Weise eine sinnliche Belohnung verdienet hätte! Und gleichwohl kan solcher noch im Jahre 1772. zum Beweiß der Goldmacherkunst ohne Schamröthe mit angeführet werden! — x.) Darüber muß man sich wahrhaftig mehr wundern, als über Thurnhäusers Kühnheit in der damahligen Zeit. Es hat ja diesen ganzen Kunstgriff schon Otto Tachen y.) also beschrieben: daß man nur nöthig habe, einen eisernen Nagel querdurch zu zerschneiden, und die Oberfläche des Schnitts am obern Stück mit einer Auflösung des Kupfervitriols

x.) Neue alchemist. Bibl. 1. B. 2. Samml. S. 77.
y.) Hippocrates chym. Brunsv. 1668. p. 252.

zu bestreichen, um das Kupfer daraus durch eine Präcipitation an diesem Orte mit dem Eisen zu vereinigen. Hierauf schmiedet man von puren Golde accurat eine solche Spitze, wie die vom Nagel zuvor abgeschlagene eiserne ist, und löthet solche mit Goldloth an den mit Kupfer überzogenen Schnitt der obern eisernen Hälfte des Nagels. Ueberzieht man nun die goldne Spitze mit einer Eisenfarbe, so ist das Gold ganz versteckt, und der ganze Nagel sieht nicht anders, als ein ganz eiserner aus. Steckt man hierauf denselben in eine Flüßigkeit, die nur allein die Farbe des Ueberzugs angreift, gerade so tief hinein, als die goldne Spitze reicht, so kommt nun das Gold zum Vorschein, und die Zuschauer erkennen, daß das Gold nur so weit reicht, als der Nagel in die vorbereitete Flüßigkeit gesteckt worden. — Thurnhäusers Kunst wird demnach mit Grunde so lange für wahren Betrug erklährt, bis die Alchemisten beweisen werden, daß sich derselbe dieses Blendwerks nicht bedienet habe. Es bezeugt auch von diesem Manne schon **Nikolaus Guibertus**, ein Lothringischer Arzt: z.) Thurnhäuser hätte sich anfänglich für einen Goldmacher ausgegeben, hernach aber einen para=

z.) l. 2. c. 12.

paracelsischen Arzt vorgestellet, und dabey vielen Reichthum erlanget. Nachdem er aber aus Deutschland wegen eines begangenen Ehebruchs flüchtig werden müssen, habe er sich eine Zeitlang in Rom aufgehalten. Endlich aber habe er durch langwierige Gefängnißstrafe seine Betrügereyen verbüssen müssen. Ein schöner Zeuge der Goldmacherkunst!

Von der im 16ten Jahrhundert überhand genommenen Goldmacherseuche schreibt Thomas Moresinus in der Zueignungsschrift, an Jacob VI. König in Schottland gerichtet, S. 6. folgendes: Der Gegenstand seiner Schrift sey die berichtigte Frage von der Verwandlung der Metalle, wodurch so viele Fürsten und Provinzen betrogen worden, und womit sich jetzo fast alle Fürsten in Europa beschäftigten, worzu er die Privatpersonen nicht einmahl rechnen wolle, und welche dennoch alle Kosten und Arbeit verlohren hätten. Auch, fährt er fort, will ich hier Dero Grosvater hochseel. Andenkens Jacob V. mit seiner Kreatur dem Abt Tünland nicht einmahl erwehnen, welcher letztere diesen König um erstaunendes Geld betrogen hat, weil er seinem Vorgeben von einer Goldvermehrung Beyfall gegeben hat.

Ferner schreibt er: „man erzählt auch, daß „Baco dem verstorbenen König Heinrich von „Engelland durch seine Arbeiten die Unkosten „des Krieges, womit er beynahe ganz Europa „überzogen, verschaffet habe: allein ich bekla- „ge die Faulheit dieser Menschen, daß sie die „Geschichte nicht gelesen haben. Denn, nach- „dem dieser Heinrich das päbstliche Joch abge- „worffen, veräuserte er den Schmuck, welchen „er vom Pabste trug, nebst den königlichen „Zöllen, und verwendete auch hernach den grö- „sten Theil der Kirchengüter in seinen Nutzen. „Durch diese Hülfsmittel nun führte er eigent- „lich den Krieg und bezahlte die Soldaten, kei- „nesweges aber von einer betriebenen Kohlen- „bläserey“. a.)

Auch hat Scaliger in der damahligen Zeit geschrieben: „Die alchemistischen Oefen habe „ich jederzeit mit einem mehr als tödlichen Has- „se verabscheuet: denn sie sind für den Beutel, „was die Nachteulen auf dem Vogelheerde vor- „stellen, und verzehren schon das Gold vorher, „das sie andern hernach erst versprechen“. b.) Eben so überaus vorsichtig, klug und von dem

Er-

a.) l. c. p. 86.
b.) *Scaliger* in disp. exoteric. Exercit. 23. Sect. I.

Erfolg der vorgegebnen Goldmacherkunst sehr gut unterrichtet, muß auch Pabst Leo X. gewesen seyn; Denn als Aurelius Augurellus von Arimini die Goldmacherkunst in einem Gedichte beschrieben und ihm zugeeignet hatte, so machte ihm dieser Pabst mit einem leeren Beutel ein Gegengeschenk und begleitete solches mit der beissenden Erläuterung: wer diese Kunst besässe, dem fehle nichts weiter als ein Beutel.

Das 17te Jahrhundert ist nicht viel weniger zahlreich an solchen vorgeblichen Künstlern gewesen, die sich für Goldmacher ausgegeben haben. Man kan sich einigermassen von dem Schwarm dieser Leute eine Vorstellung machen, die vor und in der damahligen Zeit gelebt haben müssen, wenn man erwäget, daß Borellus damahls schon über 4000. Schriften von solcher Art nahmhaft gemacht hat. c.) Es ist nur zu bedauren, daß von allen daher noch rührenden Histörgen nur ganz kurze Beschreibungen vorhanden sind, daß man das abgeschmackte und betrügerische nicht überall so ins Licht stellen kan, wie es zu wünschen wäre. Da wo aber einige Umstände mit angegeben sind, kan auch allemahl ohne grosse Mühe der Vogel gleich an den Federn erkannt werden.

c.) *Petri Borelli* Biblioth. chemica Paris. 1654. 12.

Von diesen gehört ohne Zweifel die Geschichte zuerst hieher, welche sich mit Cornelius Martini in Helmstadt zugetragen haben soll. Es habe nehmlich derselbe einsmahls in seinem Hörsaale öffentlich wider die Möglichkeit der metallischen Verwandlungskunst gestritten, worauf ein dabey gegenwärtiger Edelmann, so sich unter den Opponenten befunden, nachdem die Reihe an ihn gekommen wäre, aufgetreten sey, Feuer, Tiegel und Bley herbeybringen lassen, und in Gegenwart der ganzen Versammlung das Bley in Gold verwandelt habe, welches er sogleich noch warm, dem Professor mit diesen Worten überreicht: Solve mihi hunc syllogismum. Darauf wäre der Professor verstummet, und hätte alsobald nebst seinem Respondenten den Katheder mit Beschämung verlassen. Es klingt zwar diese Erzählung wunderbar; sie ist aber nur eine einseitige Erzählung der Alchemisten ohne Zeugen; und deshalber kan man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die ganze Geschichte blos ersonnen ist, um der Welt weiß zu machen, daß dieser Mann, der ein starker Widersacher der Alchemie gewesen war, durch einen augenscheinlichen Beweiß bekehrt worden sey. Oder es ist diese Geschichte nicht getreu genug nach allen Umständen erzählet worden. Denn,

wenn

wenn man auch annehmen wollte, daß sie wirklich geschehen wäre, so wird doch die letztere Vermuthung schon durch den sehr bedenklichen Umstand bestätiget, welchen Zwölfer anführt; daß nehmlich der erwehnte Edelman mit Martini vorher in Vertraulichkeit gestanden, und zum opponiren ordentlich mit eingeladen gewesen sey. d.) Wenn aber das geschehen ist, so hat ja derselbe den Innhalt der vorhabenden Dispüte schon zuvor gewußt, und den für einen Betrug unbesorgten Professor leicht damit hintergehen können, daß er es mit andern verabredet, den Professor auf solche Art anzuführen. Was ist alsdann leichter und wahrscheinlicher, als daß er zum voraus Gold unter Bley geschmolzen habe, welches ihm hernach ein anderer, mit dem er sich bereits verabredet, als reines Bley herbeygebracht haben kan, wovon er in kurzen das Bley verblassen und auf solche Art das darinn versteckte Gold zum Vorschein gebracht hat. Nichts ist wahrscheinlicher als dieses; denn es ist nicht angemerket worden, daß sich der gar nichts widriges besorgende Professor für einen solchen Bubenstreich sicher gestellet habe. Es läßt sich auch von Martini gar nicht denken, der so gewiß von der Unmöglichkeit der Verwand=

d.) Mantiſſa Spagyr. P. I. c. 1.

wandlungskunst überzeugt war, daß er solche öffentlich behauptete, daß ihm nicht auch die damahls schon so üblichen Taschenspielerkünste der vorgeblichen Alchemisten hätten bekannt gewesen seyn sollen. Sollte also dieser muthige Streiter solchen Vorfall nicht sogleich für einen verborgenen Betrug erkannt, und auf das Argument nichts geantwortet haben? Sollte er ihm nicht die Einwendung dagegen gemacht haben, daß sich vielleicht der Opponente der gewöhnlichen alchemistischen Kunstgriffe bedient habe, und entweder das Gold schon in seinem Bley gewesen wäre, oder daß er es in der Geschwindigkeit mit in den Tiegel habe bringen können. Davon wird aber in der Erzählung nichts gedacht und ist vermuthlich sorgfältig verschwiegen worden. Sollte inzwischen Martini auch wirklich aus einer ganz unglaublichen Bestürzung seinem Gegner diesen Einwurf nicht gemacht haben; so lege ich anitzo allen denen, so diese Geschichte nach dem Buchstaben für wahr halten, zu beweisen auf: daß das darzu gebrauchte Bley kein Gold enthalten habe, auch letzteres nicht schon vorhero in dem Tiegel verborgen gewesen oder sonst auf eine listige Art mit in den Tiegel gebracht worden sey. So lange sie diesen Beweiß schuldig verbleiben werden, ist auch jedermann berechtigt, die erzähl-

te

te Handlung des Opponenten für einen Betrug zu halten. — Diese Beurtheilung wird noch dadurch bestätiget, daß selbst Morhof sich in Helmstädt nach diesem Vorgange erkundiget, niemand aber ihm davon eine Versicherung hat geben können. e.)

In eben diesen Zeitpunct gehört auch die Geschichte, welche sich am 27. December 1666. mit einem Rothgiesser bey dem D. Helvetius zugetragen hat; ingleichen diejenige, so mit dem Monte Schnyder bey dem Münzmeister Wilhelm zu Aachen; und mit dem Alexander Sidonius in Gegenwart des D. Zwingers und Dienheims vorgegangen seyn soll: Ich halte sie aber sämmtlich nicht für so beträchtlich, daß sie eine weitere Untersuchung und Beweiß des dabey vorgegangenen Betrugs nöthig hätten. Sie sind auch überdies schon vom Verfasser des Adeptus ineptus beschrieben und richtig beurtheilet worden.

Eben so sicher ist es auch, daß Böttger ein blosser Betrüger gewesen ist, denn sonst würde er nach seiner Flucht von Berlin seine Kunst in Dreßden fortgesetzt haben. Die schon lange in solchen Fällen abgedroschene Ausflucht, daß

e.) Von Goldmachen. Bareuth. 1764 8. S. 134.

daß er die Tinctur nicht selbst ausgearbeitet und sie von einem andern unbekannten empfangen habe, mithin also seine Kunst nicht weiter zeigen können, als seine Tinctur gereicht habe, ist einer von den verschiednen blauen Dünsten, womit die Alchemisten ihr auf blosses Hirngespinst gegründetes Unvermögen zu bedecken pflegen. Solche Vögel wurden aber damahls schon genauer beobachtet als zuvor, und deshalber nahm man diesen zu Dreßden in genaue Aufsicht und ließ ihm nur enge Schranken. Zum Glück endlich erfand er durch seine Schmelzereyen, mehr durch den Zufall als durch seine Kunst, etwas, worauf er zuvor nicht gedacht hatte, nehmlich das Porcellain, ob er ihm schon damahls noch nicht solcher Güte beybringen können, als es nach der Zeit erlanget hat. Auf solche Art kan also oftmahls in der Welt durch eine grundlose Beschäftigung dennoch etwas nützliches zum Vorschein kommen, theils durch den Zufall, theils aber auch, wenn die Sache durch gemessene Gränzen zum Guten gelenkt wird. Zum Andenken der zur Erfindung des Porcellains veranlassenden Gelegenheit ist auf die porcellainen Gefässe, welche noch in der Kunstkammer zu Dreßden aufbewahret werden, der Reim geschrieben worden:

O Gott

O Gott du grosser Schöpfer!
Aus einem Goldmacher wird ein Töpfer!

Auf gleiche Weise sind wir auch den Alchemisten noch verschiedene andere Erfindungen schuldig, die wir auser dem vielleicht noch nicht haben würden; dies kam daher, daß in der ganzen Zeit vor dem Basilius Valentinus und Paracelsus noch keine andere chemische Kunst bekannt war, als die Alchemie, und alle chemische Beschäftigungen damahls nur aufs Goldmachen giengen. Weil nun zu dem Endzweck damahls sehr viele Menschen arbeiteten und so manche Körper darzu anwendeten, so kamen ihnen dabey allerhand Erscheinungen vor, welche sie hernach weiter anzuwenden suchten. Dieses Verdienst kan den alten Alchemisten nicht abgesprochen werden; aber daraus folgt nicht, daß ihre alchemistischen Phantaseyen deswegen die geringste Achtung verdienten, weil jene Erfindungen nur dem Zufall zugeschrieben werden müssen. Was sie auf solche Art nützliches erfunden haben, kam zum Vorschein, indem sie ohne erkannte Gründe dergleichen Bearbeitungen mit manchen Körpern vornahmen, wie wir sie jetzo nach chemischen Gründen zu eben demselben Endzweck bearbeiten; ihre Erfindungen gründeten sich also gar nicht auf ihre eingebildete Alchemie.

Alle die übrigen Geschichten von Wenzel Seiler, Kundmann, Dippel, Paykul, Güstenhöfer, und vielleicht noch Hundert andere mehr verdienen noch weniger eine Untersuchung, weil Thorheit und Betrug oder die Fabel bey allen vernünftigen von Vorurtheilen uneingenommenen Menschen von selbst erkannt werden kan. Ist es erwiesen, daß alle vorhergehende und zugleicher Zeit sich zugetragene Geschichten, so noch mehr einnehmendes als diese gehabt haben, dennoch grundfalsch und mit Betrug begleitet gewesen sind; so sind es ganz gewiß auch diese nicht weniger, deren Erzählung unvollkommen ist, und die wegen ermangelnder Urkunden auf die Glaubwürdigkeit nicht die mindesten Ansprüche machen dürfen.

Nachdem wir nun endlich auf das 18te Jahrhundert kommen, worinn wir gegenwärtig leben, so sollten wir auch nothwendig die sichersten Urkunden ohne grosse Mühe finden können, wenn dergleichen beträchtliche Beweise der Verwandlungskunst vorgefallen wären. Ich habe zu dem Ende eine ziemliche Anzahl von den Schriften unserer Grosväter übersehen; allein, ich habe nur sehr wenige Erscheinungen, welche man dem philosophischen Steine zugeschrieben hat, endecken können: überhaupt

haupt aber hat die Alchemie in unserm Jahrhundert ihren vorigen Glanz ganz verlohren, weil man in den natürlichen Erkenntnissen weiter gekommen ist als die Vorfahren; seitdem man angefangen hat, alle alte grundlose Hypothesen und philosophische Demonstrationen zu verlassen und alle Wissenschaften auf praktische Gründe zu befestigen. Dabey sind nun freylich die Alchemisten erstaunlich zu kurz gekommen, und deshalb sind sie auch mit der neuen Reform der Wissenschaften gar nicht zufrieden; sie machen daher heut zu Tage eine schlechte Gestalt, schleichen nur im finstern ganz lichtscheu herum, und lassen nur noch bisweilen, da wo sie etwa gehegt werden, ihre Kunstgriffe sehen, hinter sich aber allemahl einen übeln Geruch zurück.

Sollte ich gleich vom Anfang dieses Jahrhunderts die Geschichte des berichtigten Grafen Cajetani hier aufführen und genau untersuchen? Hierzu müste ich aber erstlich die speciellsten Nachrichten besitzen, die ich nicht habe, noch haben kan. Anderntheils aber hat dessen alchemistische Geschichte keine weitere Untersuchung nöthig, da solche Königl. Preußl. Seits wirklich geschehen, und es dadurch offenbahr erwiesen ist, daß er als Betrüger den Galgen

wohlverdienter Weise gezieret hat. Die vorzüglichsten Umstände dieser Geschichte sind in dem Extract eines Schreibens aus Berlin, den 31. Januer. 1708. befindlich, dessen Verfasser der Geheime Secretarius Hesse gewesen ist. ee.) Man erkennet daraus den Betrüger klärlich genug; bey dessen abgelegten Proben aber mag man ihm wohl nicht genau genug auf die Hände gesehen haben. Ich glaube daher, wer ein so verbranntes Gehirn hat, daß er einen solchen offenbaren Missethäter, dem durch Urtheil und Recht der Galgen zuerkannt worden, noch für einen Adepten und Goldmacher halten kan, der ist keiner andern Ueberzeigung fähig.

Eine andere Geschichte wird aber von den Vermehrern der Goldmacherkunst mit grossem Triumphgeschrey angeführt: daß nehmlich ein unbekannter Mann, welchen die Frau Gräfin von Erbach etliche Tage beherberget, dafür zur Dankbarkeit ihr ganzes Silberwerk in Gold verwandelt habe. Wie denn auch deshalber zwischen ihr und ihrem Gemahl, welcher auf solches Gold Ansprüche gemacht, die Sache durch den Weg des Rechts entschieden worden wäre. —

ee.) Melissantes gelehrter Historicus. Frankf. u. Leipzig. 1712. S. 538. Adeptus ineptus. S. 321.

re. — Das klingt nun so nach den Erzählungen der Alchemisten ganz bedenklich, wahrscheinlich und einnehmend, so lange man darüber keine genaue Untersuchung angestellet hat. Mit solchem Schimmer pflegen aber allemahl die Alchemisten zu erscheinen und die Geschichten auszuschmücken; man greiffe aber nur beherzt nach der Larve und ziehe sie ihnen ab, so wird man bald eine ganz andere Figur zu sehen bekommen; wovon ich hier das Beyspiel zeigen will.

Von dieser Geschichte ist so viel richtig, daß die Juristen Fakultät zu L. (vielleicht Leipzig) folgendes Responsum ertheilet hat; ob aber das daraus gefolgert werden könne, was die Alchemisten behaupten, das wird sich hernach äusern:

Responsum Facultat. jurid. L. ad interrog. N. N. M. Augusto 1725. f.)

Species Facti.

Vor einigen Jahren kam bey späten Abend ein Mann in bürgerlichen Habit vor das Schloß Tankerstein, der Frau Gräfin von Erbach ihren Witthumsitz, mit demüthiger Bitte, die Frau Grä-

f.) *Putonei* Enunciata & consilia juris. Leipzig. 1733. T. II. P. 15. n. 92. p. 677.

Gräfin möchte ihn ein = und in Sicherheit neh=men, weil er aus Unvorsichtigkeit in der Pfalz ein Wild geschossen, und jetzo von dem Chur=fürsten von der Pfalz auf das Leben verfolgt würde. Welches zwar die Gräfin anfangs nicht thun wollen, weil sie diesen Mann mehr für einen Betrüger, als für einen redlichen Bürger angesehen; jedoch hat sie ihn endlich auf vielfältiges Bitten und Flehen ein Stüb=gen ohnweit der Gesinde-Wohnung einräumen, und durch das Gesinde fleißig auf ihn Acht ha=ben lassen. Nachdem er sich aber einige Tage ganz stille und fromm allda aufgehalten, so hat er die Gräfin mit folgenden Worten angere=det: Gnädige Frau! nachdem sie durch ihre gütige Aufnahme mein Leben errettet, so ver=meyne nunmehr sicher fort zu reisen, erbiethe mich aber alles ihr Silbergeschirr vorhero in Gold zu verwandeln, um dadurch mich dank=bar zu erweisen. Worauf die Gräfin aber=mahls auf die Gedanken gerathen, er müße ein Erzbetrüger seyn, der sie um ihre silberne Sachen bringen wollen; weswegen sie ihm ab=schlägliche Antwort gegeben. Weil er aber da=gegen versetzet, sie sollte es nur mit wenigen versuchen, so hat sie sich endlich entschlossen, ihm einen silbernen Pokal zu überreichen, je=doch ihrem Gesinde anbefohlen, diesen Mann

flei=

fleißig zu beobachten; welcher dann auch nach einigen Tagen kommen, das aus dem Pokal gemachte und in eine Stange gegossene Gold der Frau Gräfin gebracht hat, mit diesen Worten: Gnädige Frau, hier nehmen sie Dero gewesenen silbernen Pokal in gegenwärtiger Stange Goldes, schicken sie solches in die Stadt und lassen es probieren; ich will so lange verziehen, und wo es sich nicht gut befindet, will ich alles ersetzen. Nachdem nun das gemachte Gold aus der Stadt zurück kommen, und von zwey Goldschmieden probiert und gut befunden worden; so hat sich der Mann nochmahls erbothen, der Frau Gräfin alles und jedes Silbergeschirr völlig in Gold zu verwandeln. Die Frau Gräfin aber, wiewohl sie sich nochmahls befürchtet, es möchte Betrug dahinter seyn, hat sich dennoch nach vielen Zureden des Mannes bereden lassen, ihm ihr Silbergeschirr überhaupt zu geben, welches er genommen, und in etlichen Tagen in lauter Stangen Goldes ihr wieder zugestellet, mit nochmahliger Bitte, solches probieren zu lassen; so auch geschehen, und wiederum vor richtig befunden worden. Worauf der unbekannte Adept seinen Abschied genommen, und sich nochmahls für die Erhaltung seines Lebens bedanket. Worauf ihm die Frau Gräfin etliche Hundert Thaler auf die

Reise angeboten, welches er aber nicht angenommen, auch bey fortgesetzter Reise seinen Nahmen und sich weiter nicht zu erkennen gegeben. Nachdem nun der Gräfin Ehegemahl, welcher sich einige Jahre und noch bis dato in ausländischen Kriegsdiensten aufgehalten, erfahren hat, daß sie solchergestalt zu einem grossen Reichthum gelanget sey, hat er Antheil davon oder wenigstens die Benutzung begehret, welches sie aber nicht eingehen wollen; weswegen er sich auf einer Universität belehren lassen; darauf dann folgendes Responsum ertheilet worden:

Ehrenvester und Hochgelahrter,
Günstiger Herr und guter Freund,

Auf dessen an Uns gethane Frage erachten wir, hat ein fremder Mann, so des Wildschiessens halber verfolget wurde, sich unter den Schutz Frauen Annen Sophien, Gräfin von Erbach begeben, und zur Dankbarkeit derselben auf ihrem Witthumsitz Tankerstein genannt, alle ihr Silberwerk, vermittelst einer gewissen Materie, dem Anziehen nach, in Gold verwandelt, und vermeynet der Ehegemahl, daß solches ihm gehöre. Dannenhero er

Quæstio.

Ob, und was derselbe daran vor ein Recht habe? zu wissen verlanget.

Rationes

I.) *Dubitandi.*

Ob nun wohl ermeldter ihr Eheherr anführt, daß er dominus territorii sey, und also Kraft des Juris territorialis das in Gold verwandelte Silber, indem es pro thesauro zu achten, und an einigen Orten die gefundene Schätze dem Landesherrn jure fisci zustünden, nächstdem und wenn dieses nicht wäre, daß allenfalls derselbe als maritus solches veräusern, und an dessen Stelle ander Silberwerk ihr anschaffen, das übrige aber administriren und ob matrimonii onera den usum fructum davon geniessen mögte, es das Ansehen gewinnet

II.) *Decidendi.*

Demnach aber und dieweil besagtes Silberwerk der Gräfin eigenthümlich zugestanden, auch derselben eigenthümlich geblieben, ohnerachtet es in Gold verwandelt seyn soll; indem keine in Rechten gegründete Ursach, warum sie des Eigenthums verlustig zu achten, vorhanden, und die angegebene transmutation ihr zu gut unternommen worden; hiernächst besagtes

Eigenthum ihr Eheherr, weder in Ansehung, daß die Verwandlung des Silbers in Gold zu Tankerstein, dessen dominus er ist, geschehen, derselben nicht entziehen, noch solches zu Gold gemachte Silberwerk für einen Schatz, da keine inventio thesauri sich äusert, sondern das Silber der gräflichen Gemahlin jure proprietatis zukommen, noch aus der Erden als ein kostbar Metall gebracht worden, ausgeben, vielweniger es wider ihren Willen verkauffen, das daraus gelößte Geld, oder was davon, wenn ander Silberwerk dafür angeschafft worden, übrig bleibt, administriren und derselbe es schlechterdings nutzen und gebrauchen kan.

Decisio.

So ist wohlermeldeter Frau Gräfin Eheherr desjenigen Goldes so aus ihrem Silberwerk durch Transmutation bereitet seyn soll, ohne deren Einwilligung sich anzumassen und sich einig Recht davon zuzueignen nicht befugt. Von Rechtswegen.

Aus diesem akademischen Bescheid können nun die Alchemisten, nach meinem Erachten, auch nicht den allergeringsten Beweiß für die Wirklichkeit der Goldmacherkunst hernehmen. Denn es enthält ja erstlich die Species Facti nichts weiter, als eine blosse Erzählung, so dem in der

der Ferne sich aufhaltenden Herrn Grafen vorgebracht worden, von einer Geschichte, die schon einige Jahre zuvor bey dessen Gemahlin sich zugetragen haben soll. Es ist aber zweytens von der Wirklichkeit der Geschichte, von Seiten der Frau Gräfin selbst, die doch einzig und allein das Zeugniß hiervon hätte ablegen können und müssen, nicht das mindeste Zeugniß vorhanden. Drittens, so enthält die Erzählung auch selbst einen Widerspruch; denn es steht darinn: die Gräfin habe, als sie dem vorgeblichen Adepten den silbernen Pokal übergeben, zugleich auch ihrem Gesinde anbefohlen, diesen Mann fleißig zu beobachten; und doch erhellet aus der gleich darauf folgenden Erzählung, daß er die vorgegebene Verwandlung des Bechers in Gold in der Entfernung vom Schlosse, und also nicht unter den Augen der Bedienten vollführet, sondern nach etlichen Tagen erst wieder zurückgekommen sey, und das Gold überbracht habe. Es ist auch Vierdtens der beschriebnen Vorsichtigkeit der Frau Gräfin gar nicht gemäß, und sehr unwahrscheinlich, daß sie, wenn auch der beschriebne Mann anstatt des erhaltenen silbernen Bechers ihr wirlich eine Stange Gold zurückgebracht hätte, demselben nun ihr ganzes Silbergeschirr, das doch ohnfehlbar eine beträchtliche Summe,

und weit mehr, als die überbrachte Stange Gold werth gewesen seyn müsse, werde anvertrauet haben, und an einen entfernten Ort mit nehmen lassen. Denn es war dagegen immer der Verdacht gegründet, daß derselbe sie durch eine, für den silbernen Becher überbrachte Stange Gold, von ohngefehr 10. bis 12. Loth, nur zu verleiten die Absicht habe, ihm in Hofnung eines grössern Gewinnsts ihr ganzes Silberwerk anzuvertrauen, mit dem er sich aus dem Staube machen könne. Daher ist Fünftens diese vorgegebne Geschichte für nichts weiter als eine blosse Erdichtung anzusehen, welche aus unbekannten Ursachen ersonnen und dem leichtglaubigem Herrn Grafen, der vielleicht aus mehr als einem Grunde die Wahrheit hiervon gewünscht, als eine wirkliche Geschichte vorgebracht worden, der sie sodann für sichere Wahrheit angenommen hat. Es mag daher vielleicht geschehen seyn, daß der Graf seiner Gemahlin, mit welcher er, allem Anschein nach, eben nicht sonderlich harmonisch gelebt haben muß, seine Anforderung bekannt gemacht hat; und daß diese von solchem Vorgange natürlicherweise nichts wissen wollen und können; welches er aber als eine vorsetzliche Verheimlichung ausgelegt und sich deshalb durch den Weg des Rechts zu dem Besitz dieses eingebildeten Reichthums

thums verhelfen wollen. Zu welchem Ende er also, um hernach mit mehrerer Zuversicht verfahren zu können, über diese Sache durch einen Advocaten den Rechtsspruch einholen lassen. Da nun aber jedermann über einen ganz erdichteten Fall sowohl, als über einen grundfalsch erzählten Umstand, einen rechtlichen Spruch einholen lassen kan, und die Fakultisten dabey jederzeit nur nach den erzählten Umständen urtheilen, um die Richtigkeit der Sache aber ganz unbekümmert sind, und solche in der Folge erst dem Anbringer zu beweisen überlassen; so hat also ein solches responsum nicht die geringste Beweißkraft in sich selbst. Demnach kan also Sechstens das gegenwärtige Decisum der Juristen Facultät die Wahrheit der Goldmacherkunst und dieser Geschichte insbesondere schlechterdings nicht beweisen: sondern es ist vielmehr aus den angeführten Umständen zu erkennen, daß die ganze Geschichte ohne Grund, blos erdichtet, und der Herr Graf damit hintergangen worden seyn müsse.

Auserdem könnte auch diese Geschichte noch auf eine andere Art beurtheilet werden; wenn nehmlich auch die ganze Geschichte in so weit Grund hätte, daß ein vorgeblicher Goldmacher bey gedachter Frau Gräfin gewesen wäre,

und

und sie endlich mit seinem Versprechen überredet hätte, ihm einiges Silbergeschirr zu solchem Behuf zu übergeben. Wäre es wohl etwas unerhörtes, daß der ausgelernte Goldmacher entweder heimlich untergeschobenes wahres Gold nach der Sadt zum Goldschmiede geschickt, oder sich mit demselben Bedienten, welcher nach der Stadt zum Goldschmiede geschickt worden, habe verstehen können, daß er eine solche Antwort zurückgebracht, wie er sie verlanget hat. Und auf solche Art könnte die Frau Gräfin wirklich verrathen und ums Silberwerk betrogen worden seyn. Kurz, man mag diese Erzählung betrachten, wie man will, so findet man entweder gänzliche Erdichtung oder einen Betrug. Die richtigste Entscheidung dieser Sache werden die Nachkommen der gedachten Frau Gräfin am besten geben können.

Auser dieser Geschichte finden sich auch noch allerhand kleine Nachrichten in den neuern Schriften zerstreuet, wodurch man die Wahrheit der Verwandlungskunst beweisen will. Bald hat einer hier schwärze Stäubgen, und ein anderer wieder dort ein Körngen Gold, einer halben oder ganzen Nadelknppe groß gefunden; zugeschweigen, daß dergleichen schwar-

ze

ze Stäubgen oft auch nur ein Eisenkalch sind, wie ich es aus eigner Erfahrung weiß; und ein jeder von diesen behauptet mit der grösten Zuversicht, daß solches Gold durch die Kunst gemacht worden sey. Alle diese Histörgen aber sind nicht werth, daß sie nur weiter angeführt werden; weil durch dergleichen Arbeiten in allen Fällen die Arbeiter betrogen worden sind, und das Gold nur von den unterhabenden Körpern ausgeschieden worden. Der sicherste Beweiß hiervon ist der; wenn eine dergleichen Arbeit mit eben demselben unterwürffigen Körper, woraus man das erste Stäubgen Gold gemacht zu haben glaubt, zum andern und drittenmahle wiederholet wird, daß man auch alsdann keine Spur von Golde weiter findet. Alle dergleichen sogenannte Partikular Arbeiten erkläre ich insgesammt, keine einzige ausgenommen, für Thatsachen, womit sich die geschicktesten Männer selbst betrogen haben. Die blosse Einbildung von der Möglichkeit der Goldmacherkunst ist an und vor sich selbst ganz unbeschreiblich hinreissend, daß man sich hernach des Leichtglaubens fast nicht mehr entschlagen kan, und alsdann auch die kleinste günstige Erscheinung ohne langes Bedenken für eine Spur der eingebildeten Wahrheit annimmt. Wer es nicht erfahren hat, wird sich

hier=

hiervon kaum eine Vorstellung machen und solches glauben können; allein, es ist leider mehr als zu gewiß, und wird durch zahlreiche Beyspiele bestätiget.

Es pflegen sich auch die Alchemisten unserer Zeit fleißig und mit grossem Zutrauen auf andere berühmte Männer der verflossenen neuern Zeit zu beruffen: daß solche nicht allein die Wahrheit dieser Kunst eingestanden, sondern auch selbst zu dem Ende verschiedenes gearbeitet hätten. Gemeiniglich wird hier Stahl am ersten angeführt, als welcher in seinen Schriften sehr günstig von der Alchemie geurtheilt hat, und ihr auch durch den Vulkan wohl manches Opfer gebracht haben mag; Dann werden Wedel, Teichmeyer, Boerhave, Neumann, Pott u. a. m. mit in eben diese Reihe gestellet. Alle diese würdige Männer aber, die noch lange Verehrung verdienen werden, konnten sich irren, so wie sie sich auch wirklich in vielen andern Fällen mehr geirret haben. Es können daher ihre Schriften und die darinn vorgetragene Meynungen in keinem andern Fall eine Beweißkraft haben, als in so ferne sie mit der Erfahrung übereinstimmen. Kein blosses persönliches Ansehen hat heut zu Tage die geringste Kraft mehr; Die alte Grundveste,

Dixit

Dixit hic, dixit ille, dixit & alter, & ego quoque dico wird für gar nichts mehr geachtet, und es muß jetzt klarer Beweiß gebracht oder stille geschwiegen werden: Der Beweiß aber muß in keinem Hirngespinste, sondern in Thatsache bestehen. Hierdurch eben unterscheidet sich unsere jetzige Zeit vorzüglich von den vorigen Jahrhunderten, wo man in die Länge und Breite philosophirte und erklährte, Hypothesen gründete und Luftschlösser darauf bauete, und am Ende doch immer leeres Stroh drasch.

An Stahlen sollten es die Alchemisten lernen, was in der Chemie die blosse speculativische Philosophie, ohne Ausübung für Nutzen bringen könne. Denn als derselbe endlich zu höhern Jahren gekommen, und anhaltende Erfahrung und gründlichere Erkenntniß ihm manches Hirngespinste wieder zerrissen hatte, so dachte er auch von der Alchemie ganz anders, als in seinen jüngern Jahren, da ihm die Erfahrung noch fehlte. In dieser Absicht verdient der Auszug eines Briefes, den er kurz vor seinem Tode an Junkern geschrieben, hier angeführt zu werden, als letzterer den zweyten Theil seiner Chemie herauszugeben im Begriff war, worinn derselbe die Partikular- und Universalverwandlung der Metalle kunstmäßig mit

vorgetragen hat. Er lautet also: „Uebrigens mögte wohlgethan seyn, wenn man bey Herausgebung des zweyten Theils die Nahmen anderer autorum sonderlich deshalb exprimirte, damit nicht blos propria autoritate vorgeschrieben, oder doch confirmiret schiene, was nachgehends ipsis experimentis nicht wahr befunden wird; als wodurch fast insgemein in alchymicis viele mit Gewalt leichtglaubige Leute dergestalt in Schaden verleitet werden, daß sie in so bekräftigter Hofnung vollends alles dran setzen und vielfältiger Exempel nach in gänzlichen Ruin verfallen. Wobey ich wohl leiden könnte, wenn selbst nahmhaft gemacht würde, wie ich in dem alten Collegio chymico, von 1684. so letzthin von Hr. L. Carln edirt, in meinem damahls 25sten Jahre noch nicht vollkommen von aller dergleichen Leichtgläubigkeit frey gewesen; wiewohl auch manches nicht ganz vergebens oder falsch seyn dürfte, wenn es blos ad veritatem physicam inveniendam untersuchet, nicht aber auf die thörigte transcendental Hofnung oder Einbildung der Goldmacherey angewendet würde". g.) Dieser sorgfältige Mann wollte also durch dieses herrliche Testa-

ment

g.) Junkers vollständige Abhandlung der Chemie. Zweyter Theil. Halle 1750. in der Vorrede.

ment vor seinem Tode noch ernstlich wider die verderbliche alchemistische Seuche von Junkern gezeuget und nachdrücklich mit erinnert haben, daß sich niemand durch seine jugendliche Schriften verleiten lassen mögte, sich, auf sein Ansehen verlassend, ins Unglück zu stürzen; und gab hierdurch zu verstehen, daß er mit Junkern nicht recht zufrieden gewesen sey, daß er diese in blosser Einbildung und Leichtglauben bestehende Kunst dennoch in eine Kunstform gebracht und alles darzu aus seinen Schriften entlehnet habe. So machts der ehrliche Mann! indem er bedenkt, was für ein unersetzlicher Schade es ist, wenn auch nur ein einziger Mensch durch solche betrügliche hinreissende Hoffnungen verunglücken sollte; zu geschweigen, daß alle diejenigen sich unausbleiblich ins Elend stürzen, welche unablässig den eingebildeten Endzweck zu erlangen hoffen. Er wiederruft lieber alles, und bekennt seinen eignen Irrthum öffentlich, sobald er dafür hält, daß er andern eine Veranlassung zum Unglück werden könnte. Wie unverantwortlich ist es demnach im Gegentheil vor Gott und der Welt, wenn man zuversichtlich verspricht, eine solche mit lauter Unglück begleitete und in der grundlosesten Einbildung bestehende Kunst ein wahres *Non ens*, der Welt zu lehren, hierdurch aber

die ganze Welt auf die gefährlichste Weise betrüget!

Endlich will ich die Summe der aufgesuchten vorzüglichsten Zeugnisse mit der Erzählung einer Geschichte beschliessen, welche in einer ganz neuen Schrift h.) als ein Beweiß der Wirklichkeit der Goldmacherkunst angeführet worden ist. Sie lautet also: Ein Mann, dessen Nahmen wir nicht in Erfahrung bringen können, der sich hier, ohne alles Aufsehen, unbekannt und in der Stille aufgehalten, hat zu mehrern mahlen in einer hiesigen Apotheke verschiedene Dinge geholt. Wie wenig Beziehung aber solche zu irgend einer wichtigen Absicht gehabt, läßt sich sogleich daraus abnehmen, daß er solche öfters auf der Strasse wieder weggeworffen. Bey dieser Gelegenheit, da er die erwehnte Apotheke oftmahls besucht, hat er sich vorzüglich nur mit einer Person, unter den mehrern, so bey dieser Apotheke in Diensten gestanden, in Unterredung eingelassen: vermuthlich, weil dieser mehr Kenntniß in der Chemie gezeigt als die übrigen.

Wir wollen, um uns kurz ausdrücken zu können, künftig in unserer Erzählung diese Per-

h.) Beyträge zur Beförderung der Naturkunde. Erster Band, Halle. 1774. Sechstes Stück.

Person den Apotheker, und den zuerst erwehnten Mann den Adeptus nennen; wobey wir nur noch bemerken, daß letzterer sich mit erstern nur alsdann in ein Gespräch eingelassen, wenn wenig oder gar keine fremde Leute in der Apotheke zugegen gewesen. Unsere Leser werden uns hoffentlich vergeben, wenn wir auch nicht den geringsten Umstand, der uns bekannt geworden, mit Stillschweigen übergehen, sollte er auch zur Hauptsache wenig oder gar nichts beyzutragen scheinen. Wir wollen zur Dankbarkeit ihnen auch bekennen, daß wir die ganze Geschichte aus dem Munde des Apothekers selbst haben, der ein einziges mahl in seinem Leben das so höchst seltene Glück gehabt, mit seinen eigenen Händen Gold zu machen.

An einem Sonntage, da alle bey der Apotheke in Diensten stehende Personen ausgegangen sind, und nur mehr erwehnter Apotheker mit einem Lehrburschen zu Hause geblieben, sitzt ersterer mit dem Rücken nach der Thüre zu gekehrt, und lieset in einem alchemischen Buche. Der Adeptus kommt herein, der Apotheker aber läßt sich nicht stöhren; und ob er gleich jemand kommen hört, siehet er sich doch nicht um: theils vertieft im Lesen, theils in der Meynung, der Lehrbursche werde denjenigen, der etwas holen wolle, wohl abfertigen.

 Da

Da letzterer aber nicht zugegen ist, so schleicht sich der Adeptus bis hinter den Apotheker und fragt ihn; was er denn vor ein Buch habe, in welchem er mit so auserordentlicher Aufmerksamkeit lese. Der Apotheker antwortet: es sey kein Wunder, wenn man bey Lesung der Alchemisten nicht höre und sehe, was um einem vorgehe; diese Leute schireben ja so dunkel, und verworren, daß man auch mit einem aufs äuserste angestrengten Nachdenken, keinen gesunden Verstand herausbringen könnte; besser würden sie gethan haben, wenn sie gar nichts geschrieben hätten, als dergleichen thörigtes Zeug, mit dessen Lesung man nur die Zeit verdürbe und doch nimmermehr klüger würde, bekannt zu machen. Kurz, er bricht, mit ziemlicher Heftigkeit in sehr harte Worte wider die alchemischen Schriftsteller aus.

Der Adeptus sucht ihn mit der äusersten Gelassenheit zu besänftigen; indem er ihm vorstellt; er sollte sich nicht wider diese ehrlichen Leute vergehen, sondern vielmehr selbige, wegen der ihnen, selbst nach ihrem Tode, angethanen Beleidigung um Verzeihung bitten; viele unter ihnen wären sehr aufrichtig gewesen; sie hätten sich so deutlich herausgelassen, als in dieser Sache nur irgend erlaubt wäre; ja,

ja, manche hätten fast gar mehr gesagt, als sie verantworten könnten: es käme nur darauf an, daß dem, der ihre Schriften läse, die Augen geöfnet würden. Nach mehrern dergleichen Gesprächen, worinnen er vornehmlich vor Betrügern gewarnet, die unter dem Vorwand derer zu Ausarbeitung des Steins der Weisen erforderlichen Kosten Vorschuß verlangten, versichert der Adeptus: die Arbeit sey gar nicht schwer, und die Kosten wären sehr gering. Endlich fragt er den Apotheker, ob er gar keine Zeit übrig habe, auszugehen? er mögte ihn doch einmahl besuchen, damit sie Gelegenheit hätten, länger und ungehindert mit einander zu sprechen. Der Apotheker erwiedert, er könne gar wohl ausgehen, wisse aber des Adeptus Aufenthalt nicht. Letzterer zeigt ihm hierauf seine Wohnung an, und der Apotheker verspricht, noch selbigem Abend zu ihm zu kommen. Der Apotheker hält, wie leicht zu vermuthen, sein Wort, und der Adeptus empfängt ihn, zwar nicht mit grossen Höflichkeitsbezeigungen und vielen solchen Worten, bey denen die artige Welt nichts zu denken pflegt; jedoch mit einer Art von alter deutscher Redlichkeit, mit einem angenehmen, liebreichen und freundschaftlichen Wesen. In dem Zimmer, das er bewohnt, ist kaum der noth-

wendigste und unentbehrlichste Hausrath; auf dem Tische stehen verschiedne Gläser und Scheidekölbgen, in deren einigen ein Blutrothes flüßiges Wesen enthalten; und auf eben diesem Tische steht eine Büchse von Elffenbein, von der Grösse, daß aufs allerhöchste zwey Loth eines gewöhnlichen aus Salzen und absorbirenden Erden bestehenden medicinischen Pulvers darinn Raum gehabt hätten. Der Apotheker nimmt diese Büchse in die Hand, und bezeigt über deren unerwartete Schwere seine Verwunderung, da selbige, nach dessen Versicherung, wenn sie auch maßives Bley gewesen wäre, so schwer kaum hätte seyn können.

Der Adeptus sagt: es ist gut, daß ihnen diese Büchse in die Hand fällt; es ist ein Gradierglas darinn verwahrt, und ich wünschte, daß ein Versuch damit angestellet würde. Ich habe keine Gelegenheit darzu, weil es mir an einem Laboratorio fehlt; sie haben bey der Apotheke ein Laboratorium, könnten mir also den Gefallen erweisen, eine Probe damit zu machen, und mir hernach Nachricht zu geben, wie solche abgelauffen.

Der Adeptus eröffnet hierauf die gedachte elffenbeinerne Büchse, in welcher ein graues, nicht glänzendes Pulver, nebst einem kleinen gel=

gelben, vermuthlich goldenen, oder silbernen vergoldeten, Löffelgen, in der Grösse eines Ohrlöffels befindlich ist. Er nimmt mit diesem Löffelgen etwas weniges, und nur so viel von dem Pulver aus der Büchse, daß solches ohngefehr den dritten Theil der Hohlung des Löffelgens einnimmt. Da der Apotheker sieht, daß er nur eine so kleine Portion erhalten soll, sagt er: was soll ich mit so wenigem machen? wenn es ein Gradierglas ist, so muß der Versuch mit einer grössern Menge angestellt werden. Der Adeptus erwiedert: wenn ihnen dieses zu wenig ist, so sind sie nicht werth, ein mehreres zu bekommen; es ist noch viel zu viel zu einer Probe. Er schüttet darauf alles wieder in die Büchse, fährt wieder mit dem Löffelgen, jedoch fast senkrecht hinein, so daß nur einige Stäubgen von dem Pulver in dem Löffelgen liegen bleiben; diese Kleinigkeit schüttet er, oder wischt sie vielmehr in ein wenig Baumwolle, wickelt selbige in ein klein Stückgen Pappier und giebt es dem Apotheker. Letzterer siehet zwar aus allen Umständen nunmehro wohl ein, daß das in der Büchse befindliche Pulver vermuthlich etwas mehr, als ein blosses Gradierglas seyn mögte; weil er jedoch bemerkt, daß er vor der Hand, aller angewendeten Bemühung ohngeachtet, eine grössere

Menge davon nicht erhalten würde; so begnügt er sich den Adeptus zu fragen: was er mit dem in den Pappierchen und der Baumwolle enthaltenen wenigen Pulver machen solle? Schmelzen sie, antwortet der Adeptus, Silber, und wenn es geflossen, so werffen sie das Pappierchen, so wie es ist, darauf; lassen sie es zusammen noch eine Zeitlang im Fluß stehen; giessen sie es hierauf aus, und wenn sie hernach wieder zu mir kommen, so wollen wir weiter von der Sache sprechen.

Nachdem der Apotheker zu Hause gekommen, und alle Personen in der Apotheke, auser ihm, sich zu Bette begeben, geht er in das Laboratorium, macht Feuer in einen Schmelzofen, und nimmt, weil er kein ander Silber bey der Hand hat, einen Löffel zwölflöthigen Silber, welcher beynahe dritthalb Loth gewogen; läßt solchen in einem Heßischen Schmelztigel fliessen, und da das Silber vollkommen geflossen, wirft er vorgedachtes Pappierchen darauf. Sogleich fängt das Metall im Tiegel an zu schäumen und mit blutrothen Blasen aufzuwallen; so daß auch der Apotheker, in der Besorgniß, es mögte überlauffen, mit der Zange in Bereitschaft steht, um den Tiegel sogleich aus dem Feuer zu nehmen, wenn das

ent-

enthaltene Metall bis an dessen obern Rand steigen sollte. Wenn aber die erwehnten rothen Blasen nach dem Rande des Tiegels in die Höhe gekommen, zerspringen selbige und senken sich wieder. Das Feuer um den Tiegel her, hat alle Farben, und es spielen solche auf das schönste durcheinander.

Diesem prächtigen Schauspiel siehet der Apotheker eine gute Viertelstunde zu, worauf alles im Tiegel ruhig wird und das Metall mit einem hellen Spiegel treibt.

Er gießt solches in einen flachen Einguß aus, und siehet, nach der Erkaltung, auch beym Lichte sehr wohl, daß das, was nur kurz zuvor ein weisses Metall war, nun in ein gelbes verändert sey; weil es aber spät ist, verspahrt er die weitern Proben bis auf den andern Morgen. Sobald er aufgestanden, untersucht er seine nächtliche Arbeit und findet ein schweres biegsames sehr geschmeidiges gelbes Metall von ausnehmend hoher Farbe, auf dessen Oberfläche hin und wieder sternförmige Tröpfgen eines rubinrothen Glases liegen.

Er macht einen Strich mit diesem Metall auf dem Probierstein, welcher von dem Schei-

dewasser nicht angegriffen, vom Königswasser aber weggenommen wird. Er stellt noch mehrere Versuche damit an, die ihn aber alle überzeugen, daß es wahres, feines, in allen Proben beständiges Gold sey. Einer der merkwürdigsten Umstände aber bey dieser Metallverbesserung ist ohnstreitig der, daß dieses Gold 3. Loth gewogen; oder, daß aus dritthalb Loth Silber drey Loth Gold worden.

Es ist leicht zu erachten, mit welcher Eilfertigkeit der Apotheker zu dem Adeptus gelauffen, um ihm die erstaunliche Wirkung seines wunderbaren Pulvers zu zeigen. Er klopft einige mahl an die Thüre des Zimmers, in welchem er noch gestern den Adeptus besucht; aber niemand ruft: Herein! Weil er aber die Thüre nicht verschlossen findet, so geht er hinein. Hier liegen die Gläser, die gestern auf dem Tische gestanden, zerbrochen auf der Erde; etwas Geld ist auf den Tisch hingeworffen; welches ohngefehr soviel betragen, als der Adeptus an Miethzins noch schuldig gewesen, und also vermuthlich von ihm zu Bezahlung des Wirths zurückgelassen worden; die elffenbeinerne Büchse aber und der Adeptus sind fort. Der Apotheker meldet solches dem Eigenthümer des Hauses, dieser geht mit ihm

hin=

hinauf, wundert sich über die gemeldeten Umstände, und verschließt sorgfältig die Thüre; aber bis heute hoffet man vergeblich auf die Wiederkunft des Adeptus.

Der Apotheker, betrübt über die eilfertige Abreise des Adeptus, geht mit seinem Golde zu einem Goldarbeiter und fragt ihn, ob er es für gutes Gold halte. Der Goldarbeiter versichert, es sey das beste, so er jemahls gesehen, aber kein natürliches Gold. Der Apotheker sucht durch allerhand Ausflüchte den Goldarbeiter zu überführen, es sey nur so schön, weil er es durch chemische Handgriffe aufs höchste gereiniget habe. Worauf der Goldarbeiter erwiedert: sie bemühen sich vergeblich, mir etwas weis zu machen; ich weiß sehr wohl, wie das feinste und beste gereinigte Gold aussiehet; aber ich weiß es auch noch recht gut von diesem zu unterscheiden. Dieses ist weder Gold, so aus Erzen geschmolzen, noch auch sonst geschieden und fein gemacht worden: kurz, das, was sie mir da bringen, ist gemachtes Gold. Ich verlange aber nicht zu wissen, wo sie es her haben, oder wie sie darzu gekommen sind; bringen sie mir nur recht viel davon, ich werde es ihnen jederzeit gut bezahlen. Sie werden endlich beyde über ihren Handel einig, und

der

der Goldarbeiter bezahlt an den Apotheker für diese 3. Loth künstliches Gold 36. Thaler.

Hierauf fährt nun der Herausgeber dieser Geschichte ferner fort. Wir wünschten sehr, und vermuthlich viele unserer Leser mit uns, daß dieses Gold in bessere Hände, die es höher zu schätzen gewußt hätten, gerathen seyn mögte. Wir können es auch dem Apotheker nicht vergeben, daß er nicht wenigstens etwas davon zurückbehalten, und zum Andenken dieser merkwürdigen Begebenheit aufgehoben hat. Wäre es zu der Zeit, da wir von dieser Geschichte die erste Nachricht erhielten, irgend möglich gewesen, nur etwas weniges von diesem künstlichem Golde noch zu retten, so würden wir es gern über den Werth des natürlichen Goldes bezahlt haben. Es war aber alles vorlängst verarbeitet und unwiederbringlich verlohren. — Soweit geht die eigentliche Geschichte.

In dem darauf folgenden siebenden Stück dieses Bandes stellt nun der Herausgeber allerhand Betrachtungen darüber an; vornehmlich aber sucht er von dem der Geschichte nach durch Verwandlung erlangtem Golde die angegebne Vermehrung des Gewichts in Erwägung zu ziehen, wovon ich ihn selbst den Vortrag überlas-

lassen will: Der allermerkwürdigste Umstand in dieser ganzen Geschichte, schreibt er, scheint uns die beträchtliche Vermehrung des Gewichts zu seyn, da aus dritthalb Loth Silber drey Loth Gold geworden. — Es ist bekannt, daß Gold schwerer als Silber sey, und also überhaupt sehr begreifflich, daß auch ein aus Silber gemachtes Gold mehr wiegen müsse, als das Silber vorher gewogen. Die Schwere des Silbers verhält sich gegen die Schwere des Goldes wie 11,091. zu 19,640. Wenn wir nun annehmen wollten, die ganze Masse derer $2\frac{1}{2}$ Loth Silber sey in Gold verkehret worden, und nach dem nur angezeigten Verhältnisse das Gewicht dieses Goldes berechnen; so würde solches über $4\frac{3}{4}$ Loth betragen, welches aber nicht zutrift, da die Ausbeute nur 3. Loth gewesen. Ja, wenn wir auch den Umstand mit in Betrachtung ziehen, daß der Löffel nicht völlig $2\frac{1}{2}$ Loth gewogen, und annehmen, daß $\frac{1}{16}$ Loth oder 15. Gran daran gefehlt haben, so würden sich doch über $4\frac{1}{4}$ Loth Gold haben finden müssen.

Nun ist zwar zwölflöthig Silber leichter als feines, da aber alsdenn die Schwere des Goldes gegen dasselbe verhältnißmäßig noch grösser ist; so würde, wenn die Berechnung

auf

auf die gemeldete Art angestellet wird, noch mehr Gold haben erfolgen müssen.

Wir wollen also die Sache von einer andern Seite betrachten und erwägen, daß im zwölflöthigem Silber nur $\frac{3}{4}$ wahres Silber enthalten, das übrige Viertel aber Kupfer sey. Nun glauben wir mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmassen zu dürffen, daß diese Tinktur nur das Silber, nicht aber das Kupfer, in Gold verwandelt habe. Denn erstlich scheinen die bunten Farben, die sich in dem Feuer um den Tiegel gezeiget, in welchem die Verwandlung geschehen, von dem zerstöhrten und verbrannten Kupfer herzurühren, welches größtentheils im Rauche davon gegangen, auch wohl etwas davon zu Schlacken geworden: wie denn eben dergleichen bunt durcheinander spielende Farben beym Darren und Garmachen des Kupfers in den Schmelzhütten erscheinen. Zweytens wird die Farbe derjenigen Tinktur, die auf alle Metalle ohne Unterschied ihre Wirkung äusern soll, fast von allen Schriftstellern roth angegeben; da hingegen diese grau gewesen. Drittens hat selbst der Adept befohlen, die Projection auf Silber, nicht aber auf ein anders Metall, vorzunehmen.

Wenn wir nun als höchst wahrscheinlich voraussetzen, daß diese Tinktur nur auf Silber

ber sich wirksam erwiesen, so wären von obigen $2\frac{1}{2}$ Loth weniger $\frac{1}{16}$, oder 585. Gran zwölflöthigem Silber, nur $438\frac{3}{4}$ Gran als eigentliches Silber in die Berechnung zu nehmen. Es ist aber auch bekannt, daß das Silber selten so genau legirt werde, daß man nicht bey einer sorgfältig angestellten Probe mehr Zusatz vom Kupfer dabey fände, als billig seyn sollte. Wir wollen annehmen, daß bey diesem Silber nur 3. Gran auf jedes Loth und also etwa $\frac{1}{100}$ Theil mehr an Kupfer zugesetzt worden, als das Verhältniß beym 12. löthigen Silber erfordert hätte; so bleiben $431\frac{1}{4}$ Gran, als reines wahres Silber zu berechnen.

Nach obigem Verhältniß der Schwere des feinen Silbers gegen die Schwere des feinen Goldes würden also diese 431. Gran Silber, 763. Gran, oder 3. Loth und 43. Gran Gold bey der Verwandlung haben geben müssen. Vermuthlich aber ist dem Silber selbst noch etwas abgegangen, indem aus Erfahrungen bekannt ist, daß das Silber in heftigen und anhaltenden Feuer etwas weniges, das Gold aber gar nichts verliehre; welcher Abgang derer noch nicht aufs höchste feuerbeständigen Theile hier gewiß, während der Verwandlung in Gold, eher befördert, als verhindert, und

was

was dem Feuer an Heftigkeit und Langwierigkeit abgegangen, durch die Eindringung und Wirksamkeit der Tinktur sehr beträchtlich ersetzt worden. Endlich ist auch ohnstreitig etwas Gold im Tiegel hängen geblieben; und so träfe denn unsere Berechnung so ziemlich mit der wirklich gefundenen Ausbeute überein. Wir geben solche jedoch vor nichts mehr, als einen bloßen Versuch aus, und bescheiden uns von selbst, daß wir nicht völlig in die höchsten Geheimnisse der Natur einzudringen vermögend sind. — Hiermit ist nun diese ganze abgehandelte Geschichte beendiget.

Ehe ich mich aber an die nähere Beleuchtung dieser Erzählung mache, will ich zuförderst über den Herausgeber dieser Abhandlung eine Betrachtung anstellen. Es ist derselbe ganz unleugbar für die Möglichkeit der Goldmacherkunst eingenommen; das wird ein jeder Leser sehr leicht einsehen können, wenn er die ganze Abhandlung im angeführten Buche selbst übersiehet; denn er behauptet in der Einleitung zu dieser Erzählung sogar, daß von keinem gelehrten Chemisten, wenn er anders gründliche Kenntniß in der Chemie besässe, diese Möglichkeit im geringsten in Zweifel gezogen werde. Darüber will ich nun eben seiner litterarischen

Kenntniß keinen Vorwurf machen; aber Spielmann, Macquer und Baumé sollten ihm unter andern doch bekannt seyn: sollte es ihm nicht auch bedenklich scheinen, daß Marggraf in seinen chemischen Schriften keine alchemistische Versuche mit anführt, und Eller in seiner Abhandlung über den Ursprung und Erzeugung der Metalle die thörigte Einbildung der Alchemisten mit Gründen verspottet? Wenn aber auch wirklich nicht ein einziger Chemiste vorhanden wäre, der die Möglichkeit der Goldmacherey bezweifelte, so ist dies doch gar kein gültiges Argument, womit ein anderer kan überführt werden, welcher sich bey diesem blinden Köhler Glauben nicht beruhigen kan. Was er ferner gleich darauf S. 83. gar anführt, daß es unmöglich sey, daß ein praktischer Chemist bey metallischen Arbeiten nicht täglich die deutlichsten Beweise der Verwandlungskunst finden könne; das ist mit aller Vergünstigung grundfalsch, wenn nur der Arbeiter fein genau und eigensinnig arbeitet, nicht leichtglaubig ist, und jedes schwarze Stäubgen nicht gleich für Gold hält, das doch in vielen Fällen nur Eisen ist; oder ein wirkliches Goldkörngen gemacht zu haben glaubt, das doch eigentlich nur ausgeschieden worden war. Wenn man mir einiges Zutrauen gönnet, so könnte ich aus meiner Er-

fahrung dagegen versichern, daß ich nun schon seit 8. bis 10. Jahren keine Spur von wahrhaften gemachten Golde mehr habe entdecken können, so bald ich durch Gegenproben dergleichen Erscheinungen näher untersuchet habe; ohnerachtet es mir ehedem auch nicht schwer fiel, ein halbes dutzend Partikularprocesse an den Fingern herzuzählen. Ich führe freylich bey meinen Arbeiten, auser meinen eignen Augen, kein Vergrößerungsglas; dafür wollte ich aber jedermann Bürge seyn, wenn ein Arbeiter sich nur für goldhaltigen Metallen und Mineralien sorgfältig hütete, daß ihm auch alle dergleichen Partikulararbeiten kein Stäubgen durch Verwandlung hervorgebrachtes Gold liefern würden.

Von dem Constantinischen Pulver, so in Meyers alchemistischen Briefen beschrieben und hier auch zum Beweis der Verwandlungskunst mit angeführt wird, habe ich die ihm zugeeignete Wirkung nicht beobachtet, wie denn auch die geschicktesten Probierer nicht das geringste Gold dadurch zum Vorschein bringen können, wie ich aus Privatnachrichten weiß. Wenn der Verfasser also, oder sonst ein anderer, dadurch Gold gemacht zu haben glaubt, so mag wohl aus Unvorsichtigkeit ein güldisches Bley

dar=

darzu angewendet worden seyn. Es ist also auch durch dieses Pulver kein sehr einleuchtender unwidersprechlicher Beweiß für die Möglichkeit der Metallverbesserung zu finden, wie er es vorgiebt.

Den Ausspruch des Aristoteles: Species in speciem non transmutatur, der den Alchemisten ein unleidlicher Stachel in den Augen ist, nennt auch dieser Verfasser einen schlecht angebrachten und nicht passenden Ausspruch wider die Metallverwandlung, und bezieht sich deshalb auf Kunkels Antwort darauf, welche also lautet: „Man bringe mir ein Ding in der Welt auser Wasser und einen Diamant (denn in diesen letzten habe ich mich nicht geübt, und auch meine gewissen Gründe, warum ich dafür halte, daß er nicht in einen andern Stand kan gesetzet oder transmutiret werden,) welches ich nicht auf unterschiedene Art, mit Hülffe der Natur und Kunst in ein anderes transmutiren sollte". i.) Dies sind aber lauter leere Worte, so nichts anders als Kunkels gewöhnliche Grossprecherey enthalten. Denn, wo ist der Beweiß darvon, in dessen Schriften zu finden, daß er dergleichen Verwandlungen verrichtet, daß er jemahls Spiesglaskönig in Bley, Bley in Zinn, Eisen

i.) Kunkels kleine chym. Schriften. S. 145.

sen in Kupfer und so weiter umgekehrt verwandelt habe? Am Diamant hat ebenfalls seine Weisheit gestrandet, welches Geständniß er selbst ablegen muß; wenn man ihm nun dabey seine erkannten unentdeckten Gründe wider die Möglichkeit dessen Verwandlung zugestehet, so muß man auch andern gleiche Billigkeit widerfahren lassen, wenn sie Gründe vorbringen, nach welchen die Verwandlung aller und jeder Körper aus eben derjenigen Klasse unmöglich ist, unter welche der Diamant mit gehöret. Kunkels übrige Kenntniß der natürlichen Körper war ohnedem mit unter, in Vergleichung mit dem, was wir jetzt mit Ueberzeugung davon wissen, noch sehr schlecht; man lese nur z. B. seine Begriffe, die er von den Salzen hatte, und wie leicht es ihm war, eines in das andere zu verwandeln, welches er doch nicht an einem einzigen bewiesen hat. Es ist daher schlecht, wenn man sich, in Ermangelung eines praktischen Beweises bey einer streitigen Sache, auf den blossen Ausspruch und Meynung dieses Mannes noch heut zu Tage beruffen will. Es mögte daher der angeführte Lehrsatz des Aristoteles, den er aus der genauen Beobachtung der Natur geschöpft, der noch nicht praktisch widerlegt worden, und gegen den die Alchemisten schon seit langer Zeit al-

allerley künstliche, aber fruchtlose, Ausflüchte gesucht, noch immer so lange unerschüttert bleiben, bis die Alchemisten ihre eingebildete Goldmacherey praktisch werden bewiesen haben; welches doch, so lange die gegenwärtigen Naturgesetze fortdauren werden, nimmermehr wird geschehen können.

Dabey ist nun der gedachte Verfasser überhaupt auch von den historischen Zeugnissen der Alchemisten sehr stark geblendet, indem er dafür hält, daß man Kunkels Nachricht von der am Chursächsischen Hofe vorgefallenen alchemistischen Geschichte, ingleichen einigen historischen Zeugnissen der Schrift, die edelgebohrne Jungfer Alchemie betittelt, wie auch die Geschichte des Seefeldts Glauben beymessen müsse. — Das dünkt nun sehr vielen unpartheyischen und mir nicht also; vielleicht dürfte er aber auch selbst künftig hiervon anders denken.

Diesemnach glaube ich nun die Geschichte selbst, welche uns dieser Verfasser erzählt hat, meinem Zweck gemässer betrachten und beurtheilen zu können. Erstlich, ist es bey der ganzen Erzählung sehr bedenklich und verdächtig, daß der Apotheker nicht mit Nahmen angeführet worden, wenn auch gleich der Nahme des

vermeynten Adepts unbekannt verblieben wäre. Zweytens, ist es eben so anstößig, daß hier nicht eigentlich angezeigt worden, wenn und wo sich diese Geschichte zugetragen habe: Drittens, so ist die eine Hauptperson, der Apotheker, als ganz unbekannt nicht glaubwürdig genug; überdies ist derselbe, soviel man aus der Erzählung deutlich erkennen kan, nur ein noch in Diensten stehender Gesell eines Apothekers gewesen. Vierdtens, wenn man nur einigermassen mit den Goldmachergeschichten bekannt ist, so wird man sogleich erkennen, daß diese ganze Erzählung aus verschiednen andern bereits bekannten zusammengesetzt worden; Sie enthält Züge von jenen Böttgern und Helvetius betreffenden Erzählungen. Wenn es sodann heißt, daß der Apotheker nur ein einziges mahl in seinem Leben das höchst seltene Glück gehabt ꝛc. so erkennet man daraus Fünftens, daß sich diese Geschichte schon vor einer geraumen Zeit zugetragen haben müsse; und mir scheint es, daß solche dem Verfasser von einem jetzt lebenden Apotheker, bey höhern Jahren, als eine Geschichte erzählt worden sey, so sich in seinen Dienstjahren zugetragen habe; weil derselbe gesagt, daß er nur ein einziges mahl in seinem Leben (folglich nur damahls und in der ganzen übrigen Lebenszeit nicht wieder) ein

sol-

solches Glück gehabt. Wie viel fällt aber nicht, blos hierdurch, schon von der Glaubwürdigkeit des Zeugens weg? Wenn der Goldschmid von dem Golde sagt, daß es kein natürliches Gold gewesen sey; so fragt es sich: Sechstens, woher er denn solchen Unterschied gelernet habe? Denn das alchemische Gold, wenn es einiges gäbe, könnte doch wahrhaftig nicht der tausendste Goldschmid gesehen haben, oder dessen Daseyn müste schon längst bekannter worden seyn. Klüglich hat aber Siebentens der Apotheker gehandelt, daß er nach seiner Erzählung von dem vorgeblichen Golde nichts übrig behalten, und vorgegeben hat, daß es schon lange verarbeitet worden sey. Wäre die Erzählung wahr, und der Apotheker ein solcher Liebhaber der Alchemie gewesen, wie er beschrieben wird, so hätte er gewißlich das erlangte Gold nicht aus Eigennutz verkauft, sondern es als die gröste unschätzbare Seltenheit aufgehoben; zumahl wenn sich solches schon an der Farbe so deutlich von andern Golde unterschieden haben soll. Sehr vorsichtig hat auch derselbe Achtens darinn gehandelt, daß er den Nahmen des Goldschmids verschwiegen hat. Endlich so hat Neuntens diese Geschichte das vollkommene Gepräge eines Feenmährchens, und also den Beweiß der Unwahrheit in sich selbst,

daß man gar nicht weiter nöthig hat, darüber zweifelhaft zu seyn. Nach derselben sollen aus dritthalb Loth zwölflöthigem Silber drey Loth Gold erlangt worden seyn. — Dies ist gerade zu der Umstand, welcher diese Erzählung zu einem Mährchen macht, denn es ist absolut unbegreifflich, daß ein aus Silber gemachtes Gold mehr wiegen müsse, als das Silber vorher gewogen habe. Diese Folge ist eben so unmöglich, und lauft eben so schnurstracks wider die Vernunft und Naturgesetze als die vorgebliche Goldmacherey selbst, und zeugt unwidersprechlich, daß diese ganze Erzählung eine blosse Erdichtung sey.

Wenn es möglich seyn sollte, daß das Silber in Gold verwandelt werden könnte, so müste zwar allerdings auch solches seine eigenthümliche Schwere verliehren, und die eigenthümliche Schwere des Goldes, nebst allen übrigen Eigenschaften desselben erlangen; das heißt: es müste dann ein solch verwandeltes Stückgen Silber, nach dieser Veränderung mehr, als ein unverändertes Stückgen Silber just von eben der Grösse, und accurat soviel als ein anderes eben so grosses Stückgen Gold wiegen. Bey einer solchen Verwandlung aber wäre es wohl begreifflich, daß das Gewichte

des

des Silbers, soviel es anfänglich betragen gehabt, nach der Veränderung seiner specifischen oder eigenthümlichen verhältnißmäßigen Schwere, wohl eine Verminderung, nimmermehr aber eine Zunahme erleiden könne. Wenn eine solche Veränderung im Silber vorgehen und solches nebst andern Eigenschaften die vorzügliche eigenthümliche Schwere des Goldes erlangen sollte, so könnten nur zwey Wege möglich seyn; entweder das Silber müßte sich nach allen seinen Fügungen, ohne Verlust eines seiner Theile, dichter in einander setzen, und also zu einem kleinern Hauffen zusammenfallen; oder das ganze natürliche Hauffwerk des Silbers müßte von einem andern Körper in seinen kleinsten Zwischenräumen dergestalt ausgefüllet werden können, daß das ganze Maas seines Umfangs dabey ungeändert bliebe. In diesen beyden Fällen nur einzig und allein würde in einen gewissen Raum mehr Materie zusammen gebracht, und folglich auch das Silber eine grösser eigenthümliche Schwere erlangen. In dem ersten Falle nun, wenn die dritthalb Loth Silber, durch die vermeynte Einwirkung der Tinktur, nach dem äusern Umfange hätten zusammen gefallen seyn sollen, und dadurch die eigenthümliche vorzüglichere Schwere des Goldes erlanget haben, so wäre es dabey doch unmöglich,

 daß

daß solches zugleich ein halbes Loth an seinem anfänglichen Gewichte, ohne den Beytritt eines fremden gewichtigen Körpers habe zunehmen können; denn die Zusammenfallung eines Körpers in einen engern Raum, kan wohl die eigenthümliche Schwere desselben verändern; aber das anfängliche Gewichte, soviel nehmlich derselbe Körper vor der Zusammenfallung gewogen hat, nicht vermehren, so lange keine fremde Materie beygetreten: da nun aber hierbey nichts anders als nur ohngefehr eines halben Gerstenkorns schwer von dem eingebildeten philosophischen Steine darzu gekommen seyn soll, so ist es schlechterdings natürlicherweise unmöglich, daß dadurch ein halbes Loth Gewicht, als neuer Zuwachs, hat verursacht werden können. Im andern Fall wäre eine solche Zunahme des Gewichts unter der Bedingung zwar möglich, wenn derselbe Körper, so die Zwischenräume ausfüllte, dasselbe Uebergewichte betrüge; im gegenwärtigen Falle aber ist sie eben so unmöglich und unbegreifflich: Denn, sollte dabey das Silber in seinem natürlichen angemessenen Umfange verblieben und dessen Zwischenräume mit einem andern Körper ausgefüllet worden seyn, so müste derselbe hier ein halbes Loth am Gewichte betragen haben. Wo sollte nun aber dieser Körper hergekommen seyn,

da

da nichts weiter als nur ein halber Gran von der vermeynten Tinktur dem Silber zugesetzt worden? Wer will und kan es beweisen, daß dadurch das anfängliche Gewicht des Silbers um ein halbes Loth habe vermehret werden können? — Hier werde ich schon gewahr, daß man mich auf die Feuermaterie verweisen und mir antworten mögte: daß eben durch eine reichliche Verbindung derselben mit dem verwandelten Silber dieses neue Uebergewichte von einem halben Lothe entsprungen sey. — Allein, hier gilt nur beweisen. Ich weiß es wohl, daß unsre Sinnen und die Erfahrung lehren, daß gewisse metallische Körper durch eine Behandlung im blossen Feuer einen Zuwachß an ihrem anfänglichen Gewichte erlangen können, und daß solches wahrscheinlich von einer damit wesendlich verbundenen Feuermaterie hergeleitet werden müsse; aber ich weiß auch eben so gewiß, daß solches nur alsdann geschicht, wenn die Metalle im Feuer verkalcht worden sind; niemahls aber ereignet sich solche Beobachtung bey den Metallen, so lange sie ihres eigenthümlichen Glanzes nicht beraubt worden sind. Mithin kan man sich die Mühe dieses Einwurfs erspahren.

Sol=

Solche unüberwindliche Schwierigkeiten stehen nun dem erzählten Erfolg schon im Wege, wenn man auch annehmen wollte, daß die angeführte Tinktur auf das ganze Wesen des zwölflöthigen Silbers, nehmlich auf das Silber und Kupfer zugleich gewirket hätte. Wenn aber vollends die Tinktur nur das Vermögen gehabt haben soll, auf das Silber allein zu wirken, welches nur 7. Quentgen 11. Gran am Gewichte betragen haben soll, wie es der Verfasser der Abhandlung berechnet hat; so ist die Unmöglichkeit noch weit grösser, und fällt daher ganz ins abgeschmackte, wenn man jemanden zu glauben zumuthen wollte, daß daraus drey Loth oder 12. Quentgen im Gewichte erlangt werden könnten.

Die Erklährung des Verfassers von solcher Zunahme der Schwere ist daher durchaus falsch. So viel Mühe er sich damit gegeben; so sehr er auch die Sache dabey gedrehet und gewendet hat; so viel er auch immer unerwiesen angenommen und vorausgesetzet hat; so trift doch seine Berechnung mit der Erzählung nicht ein, und er ist daher in Verlegenheit gekommen, den Ueberschuß von 43. Granen, theils einer (unmöglichen) Verbrennung des Silbers, theils einem im Tiegel hangend verblie-

bliebenen Golde zuzuschreiben. Der gröste Fehler aber besteht darinnen, daß er dabey angenommen hat, daß das Silber, nach seinem eigenthümlichen Umfange unverändert, in Gold verwandelt worden wäre, und dabey die eigenthümliche Schwere des Goldes erlanget haben müsse; und gedachte nicht daran, wo denn derjenige Körper hergeleitet werden könnte, welcher die Zwischenräume des Silbers ausgefüllet und das Uebergewichte verursachet haben sollte. Daher nun sowohl, als auch vornehmlich deswegen, weil die ganze Geschichte sich niemahls wirklich zugetragen hatte, und ohne genaue Naturkenntniß blos erdichtet war, konnte die Berechnung mit der Erzählung nicht übereintreffen.

Es ist demnach diese ganze Erzählung sicherlich blos ersonnen und ohnfehlbar dem Verfasser der Abhandlung für eine Wahrheit erzählt worden, der sie dann aus Leichtglauben und Neigung für die Alchemie für wahr gehalten, und aus solchem Vorurtheil den Lesern zumuthet, selbige mit eben der zuverläßigen Gewißheit zu glauben, als wenn sie selbst Augenzeugen davon gewesen wären. Nein, nein, so leichtglaubig sind viele unter den Gelehrten nicht, und es gehört bey ihnen jetzo zum Beweiß

weiß einer Sache mehr. Mein Glaube von dieser Erzählung ist aus angeführten Umständen folgender: wenn alle von je her beschriebene Historgen dem vorgegebnen Erfolge nach falsch sind, wie ich es hoffentlich von den vorzüglichsten erwiesen zu haben glaube, so kan es diese, noch über die erwehnten Bewegungsgründe, nicht weniger seyn. Inzwischen hat doch diese Erzählung vor allen übrigen darinn einen Vorzug, weil sie in der neuern Zeit ersonnen worden, daß der Erfinder die meisten sonst gewöhnlichen Fehler in seiner Erdichtung vermieden, und die möglichste Wahrscheinlichkeit im modernsten Gewand eingekleidet hat, so daß ein Halbleichtglaubiger, der noch nicht von der natürlichen Unmöglichkeit der eingebildeten Goldmacherkunst überzeugt ist, sehr leicht davon eingenommen werden könnte, die Möglichkeit anzunehmen. Sie ist dergestalt ausgeschmückt, (ob vom Erdichter oder vom Herausgeber, das kan nicht leicht entschieden werden,) daß bey einer flüchtigen Ueberschauung alles wahr zu seyn scheint. Zwischen scheinen und seyn ist aber noch ein grosser Unterschied vorhanden.

Weiter ist mir keine neuere Geschichte bekannt; denn von dem Herausgeber der neuen

al=

alchemistischen Bibliothek kan es jedermann sicherlich glauben, daß er kein Gold machen könne, wie er es auch überdies selbst einzugestehen nicht ermangelt hat. Man mag sich also jetzt in der Welt umsehen, wohin man will, so findet man wohl hie und da leider noch Alchemisten, die gerne Gold machen wollen, aber keinen einzigen wahren Goldmacher. Mithin fällt das Resultat der weitläuftig untersuchten siebenten Frage dahin aus: daß die Einbildung von der Möglichkeit einer Goldmacherkunst seit ihrem Ursprunge, wegen der unbeschreiblich reitzenden Aussicht freylich leider durch so viele Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag immerfort unterhalten worden; und daß auch von Zeit zu Zeit verschiedne Personen durch vielerley Arbeiten bemühet gewesen sind, solche eingebildete Kunst zu erlernen; daß aber endlich in der ganzen Zwischenzeit kein einziger Mensch diesen Endzweck wirklich erreicht habe. Ich beschliesse daher diesen Abschnitt von alchemistischen Historien mit dem durch lange Prüfung bestätigten Grundsatze: Daß es nur **eine Wahrheit** aber eine unbeschreibliche Menge von Täuschungen, giebt. Was nun aber für die Zukunft für Hofnung vorhanden sey, diese Kunst noch zu erfinden, das wird aus der Folge hier erkannt werden können.

Nachdem ich also bis hieher die vorzüglichsten Geschichten, welche die Alchemisten, zum Beweiß ihrer dem Vorgeben nach möglichen Kunst, anzuführen pflegen, beleuchtet und untersucht habe; so ist mir nichts weiter übrig, als die letzte vor mir habende Frage noch zu beantworten:

VIII.) Was nun von der grossen Menge der Zeugnisse, welche die Alchemisten als Beweise der Wirklichkeit ihrer angeblichen Kunst anführen, nach allen Gründen der Geschichte, Vernunft und Erfahrung zu halten sey?

Wenn die Alchemisten aus der letztern Zeit eine Abhandlung von ihrer vermeynten Kunst zu schreiben anfangen, so pflegen sie gemeiniglich gleich im Eingange zur Beglaubigung ihres nachfolgenden Vortrags diese und andere Zeugnisse mehr von geschehenen Verwandlungen unedler Metalle in Gold und Silber mit anzuführen. Ohnfehlbar haben sie dabey die Absicht, zu verhüten, damit niemanden der Gedanke einfallen mögte, daß vielleicht ihre angeblichen Lehrbegriffe gar keinen Grund haben könnten. Gewiß, eine sehr bedenkliche Beobachtung! die ganz zuverläßig anzeigt, daß ihre Lehrbegriffe in sich selbst keine Gründlichkeit,

keit, keine überzeugende Beweise der Wahrheit führen, und deswegen ein blendendes Creditiv nöthig haben. Es ist daher ganz unleugbar, daß die ganze Lehre der Alchemie sich lediglich auf die lange Reihe hererzählter Historien, von hie und da geschehen seyn sollender Metallverwandlung, gründet. Wie unersetzlich muß daher der Schade für diese Lehre werden, wenn der ganze Grund erschüttert wird, worauf sie beruhet; und das falsche dieser Historien ins rechte Licht gestellt wird.

Mit den Goldmachergeschichten überhaupt machen die Hexen- und Gespensterhistorien die richtigste Parallel aus. Wie viele traurige Beweise des Aberglaubens und der oft daraus entsprungenen offenbahren Ungerechtigkeit findet man nicht, ohne lange Nachforschung, gleich beym ersten Anblick, wenn man nur die vorhandenen Urkunden in den gerichtlichen Archiven durchblättert, welche noch nicht einmahl vor einem Jahrhundert über dergleichen unglücklich in Verdacht gerathene Personen geführet worden sind. Erstaunen muß man jetzt über den Greuel der damahligen Gerichtsplätze! Auf blosse schwärmerische oder gar vorsetzlich boshafte Anschuldigung wurde oft armen Unglücklichen aus frommen Leicht- und Aberglau-

ben der Scheiterhauffe zuerkannt, ohne daß man ihnen eine lange Vertheidigung zugelassen hätte. Geschichten von solcher Art mit hinlänglichen beeydeten Zeugen unterstützt und mit vielen Umständen ausgeschmückt, sind unzählige in den verflossenen Jahrhunderten vorgefallen, und die gerichtlichen Verhandlungen davon können noch vor Augen gelegt werden; dennoch aber wissen wir es nun gewiß, (für welche Erkenntniß wir Gott den wärmsten Dank schuldig sind,) daß nicht eine einzige von solchen vorgegebnen Hexengeschichten, nach der damahligen Einbildung, wahr gewesen ist; keine einzige ist richtig bewiesen worden, wie es doch die Wichtigkeit der Straffen erfordert hätte, womit die angeschuldigten Unglücklichen belegt wurden. Wie nun, wenn zu unserer Zeit noch jemand auftreten und die Hexerey durch jene Erzählung und durch die alten noch vorhandnen gerichtlichen Schriften beweisen und urtheilen wollte: daß jene Angeschuldigten also wirkliche Hexerey ausgeübt haben müsten, sonst würde ihnen die Brandsäule nicht zu Theil worden seyn — daß mithin die Hexerey eine mögliche Kunst sey. Wer jetzt unter uns so schliessen wollte, der mögte nun wohl von allen Vernünftigen Spott und Verachtung verdienen.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit den Gespenstergeschichten. So viel tausend Historien, als davon jemahls erzählt, beschrieben und geglaubt worden sind, so ist doch niemahls noch eine einzige wahr befunden und bestätiget worden. Im Gegentheil aber, soviel Erscheinungen und Poltereyen als noch untersucht worden sind, die sind auch allezeit auf Betrug der Sinne oder anderer Menschen hinausgelauffen. Die Gespenster sind nach allen Beobachtungen nur da erschienen, wo sie geglaubet worden sind, und die Einbildungskraft abergläubischer Menschen schon auf eine gefährliche Weise verdorben gewesen ist.

Auf eben demselben faulen Grunde beruhet auch die Einbildung von Wahrsagerey, die höchst abergläubische Vorstellung eines Urim und Thumim, so man ebenfalls durch die alchemische Kunst zu bewirken glaubt, die Unsichtbar- und Vestmachung, die Todtenfrage und ihre Hervorruffung, nebst allen ähnlichen Sächelgen mehr. Alle dergleichen wahrhafte Schwärmereyen lauffen mit den Goldmachergeschichten völlig parallel, wie sie denn auch gemeiniglich von allen Alchemisten geheget und mit Herz und Mund bekennet werden. Denn, weil sie ihre eingebildete Goldmacherkunst niemahls

ohne Betrug praktisch beweisen können, und es heut zu Tage mit dem Betrug nicht mehr recht gut gelingen will; so suchen sie hinter dem Wunderbaren ihre Unwissenheit zu verstecken; und zu dem Ende nun führen sie, Hexerey, Geister, Beschwörung, Sympathie, Wahrsagerey, Zeichendeuterey und allen dergleichen Plunder vor sich her; wodurch sie freylich manche Leichtglaubige verblenden, da von solchen Unkrautssaamen immer noch hie und da unter den Menschen etwas verborgen liegt, und durch dergleichen Veranlassung leicht auskeimen kan.

An diesen Künsten des Alterthums, sagen nun die eingebildete Magisten, so durch den Unglauben der heutigen Welt größtentheils unterdrückt worden, erkennet man ja, daß es verborgene Kräfte in der Natur giebt, wodurch Wirkungen geschehen können, die wir nicht begreiffen und weit über unsern Verstand gehen. Eben also, fahren sie nun fort, geht es auch mit der hohen Kunst des Goldmachens, welche ebenfalls durch dergleichen geheime wunderbare Kräfte der Natur vollbracht wird, ob uns gleich dabey nicht alles recht begreiflich ist, wie es geschiehet; man muß in Kraft der vielen Geschichten ihre Möglichkeit gelten lassen; obgleich

gleich solche Wissenschaft eben so tief in der Natur verborgen liegt, als die andern angeführten magischen Künste der Vorfahren. — Das ist nun die dunkle Wolke, worein sich die Alchemisten gemeiniglich zu verhüllen pflegen, um ihre Blöße zu bedecken, in welcher Rüstung sie Leichtglaubige ohne viele Mühe zu verblenden wissen. Nimmt man ihnen aber diese dunstige Hülle ab, und vertreibt sie auf solche Art aus ihren Verschanzungen, und dringt auf practische Beweise der Möglichkeit ihrer eingebildeten Kunst; so stehen sie auf einmahl in ihrer ganzen Blösse da.

Es machen zwar eben diese Leute viel Redens, daß die Alchemie eine praktische Naturwissenschaft sey; aber es hat sie gleichwohl kein einziger noch praktisch ausüben und ihre Wirklichkeit darthun können. Man schwärmet nur immer mit den Begriffen im Unbegreiflichen herum, und erklährt und beweiset mit allen Kräften eine Kunst, welche niemahls von einem Menschen wahrhaftig ausgeübet worden ist; man erdichtet und drechselt zu dem Ende Grundsätze von ihr, wovon das Gespinste des einen sehr selten und fast niemahls dem andern gefällt. Daher sieht keine von diesen Geburten der Einbildungskraft der andern ähnlich;

 jeder

jeder hat seine eignen Grundsätze, und glaubt, seinen eignen Weg erfunden zu haben, und tadelt alle andere: deswegen wird man auch nirgends zween Alchemisten finden, die über den Weg zu ihrem Tempel der Geheimnisse völlig einig wären. Endlich aber gründen sie, wie ich schon gesagt, ihre ganze Einbildung auf die Menge der Geschichten, die sich zu einer Zeit zugetragen haben sollen, wo die Chemie mit der ganzen Naturwissenschaft noch nicht so weit berichtiget war, als es nach der Zeit geschehen ist. Die meisten in solchen Geschichten vorkommende Personen werden mit versteckten Nahmen angeführt, weil sie sich schämten, ihre ungegründeten Meynungen öffentlich zu vertheidigen; die Geschichten selbst sind alle nur einseitig erzählt worden, nirgends findet man unpartheyische Zeugen, und nicht eine einzige so vollkommen und umständlich bestätigte Geschichte, dagegen sich nicht die gründlichsten Zweifel aufwerffen liessen, und wodurch man sicher überzeigt werden könnte, daß dabey kein Betrug mit untergelauffen sey: bey allen aber die untersucht werden können, findet sich der Betrug. Entzieht man daher diesen Gedankenkünstlern ihre Geschichten, so entzieht man ihnen alles; und dann erklähren sie die Möglichkeit durch lauter verworrene, widernatürli-

che vorgebrachte Gründe, indem sie keinen praktischen Beweiß führen können; und beweisen eben damit auf das überzeugendeste, für einen gesunden Verstand, daß ihre ganze Einbildung ein blosses Nichts sey.

Das historische Zeugniß kan überhaupt bey keiner Sache, die sich auf natürliche Kräfte gründen soll, auf Glaubwürdigkeit einigen Anspruch machen, als wenn die Sache, welche durch Geschichten bezeugt wird, nicht wider die natürliche Möglichkeit lauft, und sodann, wenn unpartheyische Zeugen vorhanden sind, welche die höchste Vorsicht gebraucht haben, um allen nur möglichen Betrug vorzubringen: oder die bezeugte Sache muß, wenn übernatürliche Wirkungen dabey vorkommen, unter die Wunderwerke gerechnet werden; wobey aber dennoch ein so umständliches Zeugniß erfordert wird, das allen Verdacht eines dabey vorgegangenen Betrugs aufhebt. Wenn demnach jemand erzählte, daß ein Kind zur Welt gebohren worden sey, das sogleich seine Eltern mit der völligen menschlichen Sprache seines Vaterlandes begrüsset habe; so müste solche Erscheinung, wenn sie wirklich geschehen wäre, unter die Wunderwerke gerechnet werden: denn darunter müssen nur allein solche Wirkungen

 ver-

verstanden werden, welche wider alle anerkannte Naturgesetze lauffen. Oder, wenn mir jemand versichern wollte, daß hie oder da ein Künstler gewesen sey, der die Kunst besessen hätte, vermöge gewisser Hülfsmittel, sich, gleich einem Vogel, in die Luft zu erheben, und auf solche Art in den Mond und Saturn eine Reise anzustellen; oder es erzählte mir jemand, daß er ein Glas in kleine Stücken zerschlagen, und solches ohne alles Feuer dergestalt wieder ergänzen wollte, daß es seine ganze erstere Form und Durchsichtigkeit wieder erlangen und keine Zusammenfügung daran erkannt werden sollte; wenn man mich ferner überreden wollte, daß jemand mit einem Quentgen Zucker ein grosses Faß voll Wasser zuckersüß machen wollte; oder sich jemand der Kunst rühmte, einer Henne den Kopf abzuschneiden, und solchen mit einem Wundbalsam sogleich wieder anzuheilen; wenn jemand einen grossen Quaterstein durch blosse Worte, ohne körperliche Gewalt anzuwenden, bergan zu rollen sich anheischig macht; und wenn endlich Hans Nord verspricht, mit Leib und Seel in eine kleine Glasbouteille zu kriechen — so bald mir jemand von solchen Künsten die natürliche Möglichkeit beweisen will, so antworte ich ihm alsobald darauf, ohne mich lange zu besinnen; daß

daß hierbey Betrug nothwendig vorgehen müsse, und daß alles dieses natürlicherweise nicht möglich sey. Wenn mir auch gleich tausend bestätigten, es gesehen zu haben, so würde ich dennoch allen diesen Zeugen die Versicherung geben, daß sie sämmtlich betrogen worden wären: wenn ich auch gleich nicht in allen Fällen genau bestimmen könnte, auf welche Art und Weise der Betrug geschehen wäre. In solchen Fällen nun gilt kein Einwurf, daß doch die Sache erst vor der Verleugnung untersucht werden müsse; nein, hier wäre alle Untersuchung überflüßig, denn diese und alle ihnen ähnliche Wirkungen, welche wider die anerkannten Naturgesetze lauffen, können schon blos nach dieser Erkenntniß von unserer Vernunft geradehin, ohne weitere Untersuchung, für unmöglich und für Betrug erklährt werden. Wenn sich daher ein Künstler findet, der sich für keinen Wunderthäter ausgiebt, und doch dergleichen ähnliche Wirkungen ohne übernatürliche Kräfte zu leisten verspricht, und übernatürliche schlechterdings nicht in seiner Gewalt haben kan; den kan man geradezu, ohne eine anzustellende Untersuchung für einen feinen Betrüger halten. Wer daher nicht Gefahr lauffen will, bey solcher Gelegenheit betrogen zu werden, und dennoch dabey einen Zuschauer abgeben will,

 der

der hüte sich es in keiner andern Verfassung zu thun, als aus blosser Neugierde, um zu sehen, auf welche Art ein solcher Künstler seinen Betrug spielen werde; weil ein jeder immer seine eignen Kunstgriffe hat; niemahls aber muß man glauben, dergleichen Dinge wirklich zu sehen, oder gesehen zu haben, sonst stellt man sich dem Vorwurfe blos, betrogen zu werden oder betrogen worden zu seyn.

Eben derselbe Fall ereignet sich nun auch bey der Goldmacherkunst. So bald von ihr bewiesen werden kan, daß sie wider die natürliche Möglichkeit lauft, so wird eben auch schon dadurch das ganze historische Zeugniß von ihr über den Hauffen geworffen, wenn auch dasselbe an und vor sich selbst nicht schon grundfalsch befunden worden wäre. Denn hierdurch wird man schon mit Beyhülffe der Vernunft in den Stand gesetzt werden, dieses Vorgeben mit hinlänglichem Grunde geradezu für falsch zu erklähren, ohne daß es nöthig wäre, sich erst noch weiter in eine Untersuchung einer vorgegebnen Thatsache einzulassen. Es mögen demnach noch Hundert eingebildete Adepten auftreten und sagen: hier ist ein Proceß, der beweißt, was, so lange die Welt steht, verborgen geblieben ist; — ich habe ein Partikular

hier,

hier, wodurch sich jedermann binnen 24. Stunden von der Möglichkeit der Goldmacherkunst überführen kan: — oder man arbeite nur einmahl diese alte ächte egyptische Urkunde vom Stein der Weisen nach, so wird man gleich genöthiget werden, einzugestehen, daß die Alchemie eine wahrhafte Kunst sey. — Dergleichen verführerische Vorgebungen mögen dann die Alchemisten noch unendlich mehr ersinnen; und sie werden dennoch damit niemanden mehr betrügen können, sobald jedermann überführt seyn wird, daß die eingebildete Goldmacherkunst natürlicher Weise unmöglich sey.

Darzu kommt noch überdies, daß vollends alle die angeführten Zeugnisse einseitig, partheyisch, unvollkommen und gar grundfalsch befunden worden sind; und daß folglich mit allen diesen Zeugnissen eben so wenig bewiesen werden könne, als mit den tausendfältigen erwähnten Zeugnissen der vorigen Jahrhunderte von vorgegebenen Zaubereyen und Hexereyen, die noch darzu öffentlich vor Gericht abgelegt worden, und wodurch dennoch fast die ganze Welt betrogen worden ist. So wenig also durch diese blosse Erzählungen und Zeugnisse die Möglichkeit der Hexerey bestätigt werden kan, ohnerachtet solche noch viel älter als die

Al-

Alchemie sind; eben so wenig taugen auch die Goldmacherzeugnisse zum Beweiß der Wirklichkeit dieser falschen blos eingebildeten Kunst, weil diese beyderley Arten von Handlungen schnurstracks wider alle erkannte natürliche Gesetze lauffen, und an sich selbst also natürlicher Weise unmöglich sind.

Nach dieser angestellten Vergleichung der alchemistischen Historien mit andern ihnen ähnlichen, und derselben bestimmten Beweiskraft, liegt es mir endlich nun noch ob, darzuthun, daß es natürlicher Weise ganz unmöglich sey, daß durch chemische Kunst Gold oder Silber aus andern Körpern, worinn kein Gold oder Silber wesendlich vorhanden ist, gemacht werden könne. Nach diesem geführten Beweise werden wir alsdann die natürliche Ursache erkennen können, warum alle diejenigen Personen, welche sich von je her für Goldmacher ausgegeben, unmöglich Gold und Silber haben machen können; und aus welchem Grunde auch in der ganzen künftigen Folge der Zeit, so lange die anerkannten allgemeinen Naturgesetze in derjenigen Ordnung verbleiben werden, wie sie bisher erkannt worden ist, niemahls das Gold oder Silber künstlicher Weise durch Verwandlung eines andern unedlen Metalls

wird gemacht werden können. Von dieser Grundwahrheit müssen wir uns nun die rechte überzeugende Gewißheit zu verschaffen suchen, wenn wir uns versprechen wollen, daß in der Zukunft alle listige Verführungen der Alchemisten vergebens bleiben, und bey besserer überzeugter Erkenntniß mit Spott abgewiesen werden sollen.

Es ist nichts gewissers unter der Sonnen in dem Reiche der Natur, als daß das gröste Geschenk Gottes für den Menschen, die Vernunft, sein einziges Licht ist, welches ihm in Erforschung der natürlichen Dinge den Weg erleuchtet, und ihm einzig und allein die Wahrheit erkennen und vom Irrthum unterscheiden lehret. Freylich kan ihn auch dieses Licht verblenden, in so ferne er keine richtige Anwendung davon macht; Gott hat uns z. B. auch ein Gesicht verliehen, wodurch wir die Gegenstände erkennen und unterscheiden sollen: wenn wir aber bey der Dämmerung ein an der Wand hangendes weisses Hemde für einen Geist halten, so ist daran nicht sowohl unser Gesicht, als unsre Voreiligkeit Schuld, daß wir von einer unvollkommen erkannten Sache ohne Untersuchung schon geurtheilt haben. Hätte man in solchem Falle geprüft, ehe man geglaubt hätte,

hätte, so würde man das Hemde gefunden haben und jenem Irrthum entgangen seyn. Eben also gehet es mit der Vernunft noch in andern Fällen mehr, wenn sie über unvollkommen erkannte Dinge ohne genaue Prüfung schnell urtheilt, das Resultat davon als ungezweifelte Gewißheit annimmt und hernach zu einem Grundsatz macht.

Wenn wir uns demnach für der so leicht möglichen Verführung unserer Sinne bey der Erforschung natürlicher Dinge sicher stellen wollen, so ist kein anderes Mittel übrig, als daß wir die Erfahrung zur Hand nehmen: diese ist einzig und allein der sichere Bürge für die Wahrheit: Oder so bald uns unsere bisweilen von den Sinnen beherrschte Vernunft verleiten will, eine auf allerhand blossen Scheingründen beruhende Meynung für eine Wahrheit anzunehmen, so handeln wir klug, wenn wir zuvor untersuchen, ob alles mit der Erfahrung überein stimme. Da nun bey der bisherigen Untersuchung der alchemistischen Geschichten keine einzige wahr befunden worden, und noch kein Alchemiste ein untrügliches Zeugniß seiner eingebildeten Kunst abgeleget hat, noch ablegen kan; so könnte man deswegen schon dieses ganze aufgeführte Gebäude mit allem Rechte zu

Bo=

Boden werffen; allein, wir wollen zu mehrerer Gewißheit noch weiter das Licht der Vernunft mit zu Hülffe nehmen, und solches zur rechten Erleuchtung unsers Standorts zwischen uns und den Alchemisten befestigen, und nun versuchen, ob wir also mit Vernunft und Erfahrung ausgerüstet, das alchemische Gespenst, die Goldmacherkunst, wovon unsre Sinnen geblendet worden sind, auf immer ins Reich der Thorheit verscheuchen können. O! wäre ich so glücklich, diese Absicht zu erreichen, daß hinführo — man denke sich diese Dauer so lange man will — sehr viele, mehr ist gar nicht zu erwarten — sollten es endlich auch nur wenige seyn — von dieser allen zeitlichen Wohlstand verderbenden Seuche befreyt verblieben! Welchen warmen Dank wollte ich Gott dafür bringen! — daß künftig nun wenig unglückliche Kinder mehr Ursach haben dürften, über die begangene Thorheit ihrer Eltern zu seufzen, die Gold zu machen gesucht, und ihr eignes Gold darüber eingebüßt haben — und daß hinführo so sehr viele Menschen von einem unverantwortlichen Misbrauch der Zeit und der Geschöpfe ablassen, und ihre Untersuchungen auf nützlichere Gegenstände richten mögten.

Ehe ich zu solchem Endzwecke meinen letzten Beweiß vollführe, muß ich noch ein Argument der Goldmacherkunst entgegen setzen, dem man seine Beweiskraft nicht wird absprechen können. So lange nun schon der verderbliche Unfug der Alchemie in der Welt gedauret hat; eben so lange hat es auch von Zeit zu Zeit unter den Gelehrten an offenbahren Widerspruch und gänzlicher Verleugnung der Möglichkeit nie gefehlt. Das muß sich bey einer natürlicher Weise möglichen und in der Natur der Dinge gegründeten Kunst nicht zutragen dürffen; es ist auch davon bey keiner einzigen natürlichen wahren Kunst ein ähnliches Beyspiel vorhanden. Dieser durch alle Zeiten hindurch immer anhaltende Widerspruch könnte wohl keine Statt finden, wenn dasjenige, was zu eben solcher Zeit geschehen seyn soll, und sogar in Schriften vorgetragen worden, wahr gewesen wäre; denn davon hätte man ja durch die augenscheinliche Erfahrung am besten überführet werden können.

Wie bedenklich ist es demnach nicht, für die Wirklichkeit dieser Kunst, daß einer der ältesten Alchemisten, aus dem achten Jahrhundert, Gerber f.) anführt, daß es schon zu sei-

f.) l. I. c. 9.

seiner Zeit viele gegeben habe, welche solche Kunst verworffen und vernichtet hätten. Die von jenen Gegnern gemachten Einwürffe, wie er sie selbst beschreibt, sind auch so gründlich und naturgemäß, daß sie gar wohl verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Nur Schade ist es aber, daß ihre erläuternde Beyspiele, womit sie ihre Einwürffe zu begründen gesucht haben, nicht wohl darauf paßten. Der erste Einwurf der damahligen Antalchemisten, so Geber anführt, lautet also: So wir die Proportion der Dinge nicht wissen, die sich mit einander vermischen, wodurch sie die wesendliche Gestalt eines Dinges und Vollkommenheit überkommen, wie sollen wir denn ein Vermischtes machen können: und also ist die vorgebliche Kunst unmöglich. Der andere ist: Ob man auch schon die Proportion der Elemente wüste, so weiß man doch die Weise nicht, wie sie sich zusammen vermischen und vermählen; und ob man auch das wohl schon recht wüste, so weiß man doch in der Arbeit das rechte Maas der wirksamen Wärme nicht zu treffen, dadurch diese Dinge vollbracht werden. Darum nun, so man diese Dinge nicht weiß, wird man auch diese ganze Weise der Wirkung oder Arbeit solcher Kunst nicht wissen. Der Dritte: Es ist diese Kunst schon lange von

 wei-

weisen Männern gesucht worden, die sie bisher tausendmahl vollbracht hätten, wenn es durch irgend einen Weg möglich gewesen wäre, darzu zu kommen; — Da auch die Philosophen in ihren Büchern nicht viel davon geschrieben haben, und wir keine offenbahrliche Wahrheit darinne finden; auch viele Herrn und Fürsten dieser Welt, die doch überflüßige grosse Schätze und eine Menge Philosophen haben, und diese Kunst zu finden begehren, dennoch nicht vermocht haben darzu zu kommen; so erhellet hieraus gnugsamer Beweiß und Bewährung, daß diese Kunst Nichts sey. Der Vierdte: Da wir auf eben solche Art und Weise die schwachen Vermischungen der Natur nicht hervorbringen können, so werden wir auch noch viel weniger die Vermischung der Metalle machen können, so die allerstärkste und auch unsern Sinnen und Erfahrungen ganz verborgen ist. Der Fünfte: Wir sehen, daß keine Art eines Geschlechts in eine andere von irgend einer besondern Gestalt verkehret werden könne; wie mögen wir uns denn unterstehen, die unterschiednen besondern Gestalten der Metalle aus einem ins andre bringen zu wollen; also, daß man aus einer der besondern Gestalten eine andere mache. Der Sechste ist endlich: In den natürlichen Dingen

ist

ist diese Ordnung, daß es leichter ist, ein Ding zu zerstören, als zu machen. Nun können wir das Gold kaum zerstöhren, wie vermessen wir uns dann, dieses zu machen.

Alles dieses erzählt uns nun Geber ganz treuherzig, von seinen Vorfahren und Zeitgenossen des achten Jahrhunderts! Wie lehrreich ist aber nicht solches für unser 18tes Jahrhundert? Geht man hierüber mit der gesunden Vernunft zu Rath, was man davon urtheilen könne und müße, so sagt sie uns: daß man zusehen müsse, wie Geber diese Einwürfe abgelehnet habe; denn, es wäre sehr möglich, daß Leute eine Sache aus Unwissenheit verleugnen könnten; aus der Unwissenheit von einer Sache aber könne die Wirklichkeit der Sache selbst nicht verleugnet werden: praktische Beweise aber gülten mehr als alle Vernunftschlüsse. — In dem darauf folgenden 10. u. 11. Kap. lieset man nun seine Antwort darauf, allwo sie jedermann findet, wer dazu Lust hat. Zum voraus aber kan ich versichern, daß sich nichts anders, als das elendeste Gewäsche, aber keine einzige Beziehung auf einen praktischen Beweiß, noch weniger ein solcher Beweiß selbst allda antreffen läßt. Es kan also aus dieser Beobachtung, ohne alle Gefährde, folgende

 heil=

heilsame Lehre gezogen werden: Daß vor und bis zu Gebers Zeit keine wahren praktischen Beweise der vorgegebenen Goldmacherkunst vorhanden gewesen sind; daß Geber selbst keine gewußt habe, und daß mithin solche ganze vorgebliche Kunst, wenigstens bis auf die gedachte Zeit, eine blosse Gedankenkunst gewesen sey, und nur allein in der reitzenden Einbildung ihren Grund gehabt habe.

Wenn es der Mühe werth wäre, so liessen sich aus jedem folgendem Jahrhundert über die bereits hin und wieder angeführten, noch mehrere dergleichen absolute Widersprüche anführen: es ist aber solches ganz und gar nicht nöthig, sobald sich beweisen läßt, daß eine solche Kunst in der Natur nicht gegründet ist. Inzwischen hoffe ich doch, daß es manchem nicht unangenehm seyn wird, zu wissen, daß in folgenden Schriften die Möglichkeit der Goldmacherey öffentlich schon verleugnet worden ist:

Thomæ Erasti explicatio quæstionis famosæ illius, utrum ex metallis ignobilibus aurum verum & naturale conflari possit. Basil. 1572. 4.

Iacobi Auberti, Vindonis, de metallorum ortu & causis contra chemistas brevis & dilucida explicatio, Lugd. 1575. 8

Balth.

Balth. Hagel, de metallis & lapide philoſophor. Ingolſt. 1588.

Perer, von allgemeinen Anfängen und Eigenſch. aller Dinge. daſ.

Thomæ Moreſini liber novus de metallorum cauſis & transſubſtantiatione. Francof. 1593. 8.

Alexander Carrerius de natura metallorum.

Kircheri mundus ſubterran. P. II. L. 2.

Ioh. Gabr. Drechſler de metallorum transmutatione & imprimis de chryſopœja. Lipſ. 1673.

Treuherzige Warnungs Vermahnung eines getreuen Liebhabers der Wahrheit, in Mod. Fachſens Probierbüchlein. Leipz. 1678.

Von den grauſamen verführeriſchen Irrwegen der Alchemiſten. 1690. 8.

Copie, der von Element aufgeſetzten Schrift, betreffend die Bekenntniß des Herrn von Clos, ſo er kurz vor ſeinem Ende über den Lap. philoſ. eröfnet. Monathl. Unterr. Junius. 1692. S. 528. — 531.

Reflexions ſur la transmutation des metaux, communiquées à l'auteur des nouvelles de

la rep. d. l. par un habile Philosophe. In den nouvelles de la rep. des letr. Nov. 1704. Amsterdam. 12. art. 7. p. 551. — 559.

Der von Mose und den Propheten übel urtheilende Alchemist, von Johann George Schmid. Zwickau. 1706.

L' histoire des imaginations extravagantes de Msr. Oufle &c. Amsterdam. 1710. 12. so auch unter folgendem Titel ins Deutsche übersetzt:

Des Mis. Oufle wunderliche Einbildungen, so er aus Lesung zauberischer und anderer dergl. Bücher bekommen. Danzig. 1712. 8.

G. W. Wedelii Centuriæ secundæ exercitationum medico - philologicarum sacrarum & profanarum Decad. V. Jen. 1720. Exerc. 1. 2. 3. handeln von dem berüchtigten Mährgen, dem Elias Artista, der die Menschen lehren würde schlechtere Metallen in Gold zu verwandeln. S. auch Observ. hallens. T. VI. Obs. 23.

Em. Swedenborgii rationes quædam de impossibilitate transmutandi metalla, & præcipue in aurum. In dessen Miscellan. & observat. circa res naturales, Lips. 1722. P. II. p. 117.

Edu-

Eduard Plusii Spiegel der heutigen Alchemie; d. i. wohlgegründeter Bericht, was von der Goldmacherkunst zu halten. Budißin u. Görlitz. 1725. 8.

Abr. Kaau Declamatio academica de gaudiis alchemiſtarum. ſt. bey deſſen perſpiratione dicta Hipp. per univ. corp. anatom. illuſtr. Lugd. batav. 1728.

Die groſſe Argliſtigkeit, der ſich der Satan bedient, bey der wahren Alchemie ꝛc. Erfurth 1731. 12. 2. Bogen.

Lapis philoſophorum non ens, oder kurzer Bericht, daß der Stein der Weiſen nie gewesen noch jetzt vorhanden iſt. Schneeberg. 1732. 8.

Stahls Bedenken von der Goldmacherey; ſt. als eine Vorrede vor Bechers neu aufgel. Glückshafen; desgl. in Juſt Chriſtoph Diethmars ökonomiſcher Fama 9tes St. Frf. u. Leipz. 1733. 8. S. 1. — 52.

Coſmopolitæ cujusdam litteræ de transmutatione metallorum datæ Pantopoli. d. 30. Maji. 1732. bef. ſ. in Commerc. litt. Nov. 1732. hebd. 27. n. 1. S. 209. — 211. Reſponſum ad has litteras. daſ. hebd. 33. n. 1. S. 258.

Lettres philoſophiqves. Paris. 1733. n. 1.

Gedanken von der Alchemie. Im 11. St. der Leipz. Samml. 1744. 8. S. 1014. — 1028.

Adeptus ineptus, oder Entdeckung der falsch berühmten Kunst Alchemie genannt ꝛc. von Thersandern. (M. George Wilhelm Wegner) Berlin. 1744. 8. Eine Nachricht von dieser Schrift st. im 11. St. der Leipz. Samml. 1744. 8. S. 1014. — 1016. u. im 13. St. S. 27. — 54. — S. 123. — 139

Eben desselben Vertheidigung gegen einige Stücke der Rec. seines Adepti inepti die Alchymie betr. st. das. im 19. St. 621. — 637.

Von der Eitelkeit und Unmöglichkeit der Goldmacherey. s. Berl. Relation der merkw. Sachen. v. J. 1751. 1. u. 3. St.

Umgeworffene zwo scheinbare Stützen der Gold und Silbermacherey. Im Hamb. Magaz. B. 7. St. 4. Hamb. 1751. S. 357. — 385.

Kurze Anmerkungen über D. Lehmanns Bedenken dieser Abh. so sich in den phys. Belustigungen St. 6. Berlin. 1751. S. 447. befindet. Hamb. Magaz. 9. B. 2. St. S. 181. — 199.

Betrachtungen über das so genannte königli=

gliche gelbe Figirpulver. Im 25. St. der Stutgard. phys. ökon. Realzeitung. vom Jahr. 1757. n. 1. S. 371. — 375.

Abhandlung vom Goldmachen. Im 4ten Th. der gesellsch. Erzählungen. 100. St. S. 337. — 352.

Gedanken vom Goldmachen. Im 3. St. des 4. Th. des Reichs der Natur und Sitten. Halle. 1758. 8.

M. G. W. Alberti Untersuchungen der vorgegebnen Erfahrungen von der Wirklichkeit der Kunst geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Hannöv. gel. Anz. vom Jahr 1753. St. 25.

Abhandlung vom Goldmachen. Neues Hamb. Magaz. 87. St. n. 5. S, 247. — 264.

Nöthige Erinnerung an die Liebhaber der Kunst Gold zu machen, in einem Schreiben an einen Freund. Kempten. 1774. 8.

Gespräch über die Alchemie. Berlin. 1776. 8.

Ohneracht ich nicht alle diese Schriften selbst zu lesen bekommen können, so glaube ich doch, mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß unter allen diejenige, welche den Titel Adeptus ineptus führet, die vorzüglichste, wich-

tigste und gründlichste ist. Es besitzt solches Buch vor allen übrigen, so ich noch gelesen, den Vorzug, und es wird darinn der Aberglaube der Alchemisten ins rechte Licht gestellt, auch von der Dunkelheit der alchemistischen Schriften und ihren Betrügereyen ausführlich gehandelt; worauf ihre gewöhnliche Philosophie untersucht, widerlegt und dargethan wird, daß die Alchemisten die Möglichkeit des Gold- und Silbermachens auf keine Art beweisen können. Sodann wird die Unmöglichkeit der Metallverwandlung wahrscheinlichst erwiesen, und endlich von der Einbildung einer Universalmedicin und derselben Unmöglichkeit, wie auch von allerhand alchemistischen Kunststückgen und deren Nichtigkeit gründlich gehandelt.

Eine jede von diesen Schriften hat nun auch unleugbar, nebst der allgemeinen Beobachtung daß der Alchemisten Vorgeben niemahls ausgeführet werden können, ganz unvermerkt gefruchtet, und das ihrige mit dazu beygetragen, daß sich solche Seuche nach und nach auch immer mehr verlohren hat; so, daß wir wenigstens in unserm Jahrhundert, in dessen letztem Virtel wir leben, von einer merklichen Epidemie nichts mehr wissen, wie sie in etlichen der vorhergehenden Jahrhunderte in einem

ho-

hohen Grade eingerissen gewesen ist. Vielmehr liegt gegenwärtig der alchemistische Baal, von seinem Altar heruntergestürzt, mit abgeschlagenem Haupte und zerstreuten Gliedern zum allgemeinen Spott da, und nur die Kinder wälzen noch mit dem gemeinen Pöbel den verstümmelten Rumpf bald hie und bald dahin. Da es inzwischen scheint, als ob einige Alchemisten sich bemühen wollten, den Altar wieder auszubessern, den zerschlagenen Götzen zu ergänzen, und den alten leimernen Tempel wieder aufzubauen, so will es auch nothwendig scheinen, unsre Zeitgenossen einmahl aufs neue für solchen Götzendienst zu warnen.

Man könnte vielleicht glauben, daß eine anderweite Warnung zu unserer Zeit ganz überflüßig sey, weil es ja unleugbar wäre, daß die Alchemie nun schon seit länger als einem halben Jahrhundert ganz in Abfall gerathen, und sich unter den Gelehrten nur noch wenige fänden, so für die Wirklichkeit derselben eingenommen wären. Allein, so gewiß solches überhaupt ist, so ist doch zu erwägen, daß bey vielen das alchemistische Feuer nur unter der Asche glimmet, und daß demohngeachtet dieser Abgott noch hie und da im Geheim verehret wird: und daß solche Seuche durch eine son-

der-

derbare Veranlassung leicht aufs neue ausbrechen und Ueberhand nehmen könne, wenn sie keinen Widerstand findet. Wie viel Verehrer hat diese Einbildung nicht selbst noch unter den Aerzten! durch welche sie immer weiter auf andere Menschen fortgepflanzet wird. Diese Kanäle werden freylich so lange fliessen, als man noch auf hohen Schulen und in chemischen Lehrbüchern die Alchemie durch eine schädliche Nachsicht begünstiget, und für eine gegründete Wissenschaft und mögliche Kunst mit ausgiebt. Hierinn liegt der stärkste Grund, warum sich diese von unsern Vorfahren schon lange falsch befundene Gedankenkunst, wie das Unkraut immer wieder aufs neue fortgepflanzt hat. Die Meynungen eines akademischen Lehrers machen einen gar zu starken Eindruck bey ihren Schülern; und daher kommt es nun, wenn dergleichen junge Studirende hernach in viele Gegenden zerstreuet werden, daß sich auch mit ihnen ihre eingesognen Meynungen ausbreiten. Wie sich nun an allen Orten auch noch unerfahrne Menschen des neuen Geschlechts finden, so ist nichts leichter, daß nun durch jene unter diesen der Gedanke von der Möglichkeit der Goldmacherkunst weit und breit fortgepflanzt und wohl gar in Ausübung zu bringen Anlaß gegeben wird. Wollen wir demnach hoffen,

wie

wie es zu wünschen wäre, daß unsere Nachkommenschaft in der Zukunft für diesen lauter Unglück verursachenden Begriffen gesichert seyn mögte; so müssen die vielen allenthalben von Zeit zu Zeit sich ausbreitenden Bächlein in den ersten Quellen verstopft werden. Die akademischen Lehrer müßten es sich daher zur Pflicht machen, die weitre Ausbreitung dieses Verderbens vieler Familien dadurch zu verhindern, daß sie sich in dem Stücke einen Spielmann und Baumé zum Vorbilde dienen liessen. Sie müßten, wenn sie auf Alchemistische Meynungen stossen sollten, nicht heucheln, und noch immer unter allerhand ungegründeten Ausflüchten und Bedingungen, die eben so wenig bewerkstelliget werden können, die Möglichkeit der Verwandlungskunst zugestehen; sondern ihren Schülern vielmehr geradezu sagen, daß sich die Wirklichkeit dieser Einbildung durch keine einzige sichere Erfahrung beweisen lasse, daß alle von verschiednen Gelehrten angegebne Erfahrungen bey unpartheyischer Wiederholung sich nicht bestätigten, daß mithin dieselben durch ihre bearbeiteten Körper selbst ohnfehlbar betrogen worden seyn müßten, und daß in der ganzen Natur kein Grund vorhanden sey, aus welchem die Möglichkeit einer solchen Verwandlungskunst gefolgert werden könnte. Sollte

man

man alsdann nicht hoffen dürffen, wenn durch ein halbes Jahrhundert diesem Götzendienste keine Günstlinge mehr beygezogen würden, daß die vorhandenen sich endlich verliehren, und auf solche Art unsre Nachkommen von solcher gefährlichen Versuchung befreyeter bleiben würden? Man darf dies um so mehr sicher hoffen, so bald sich beweisen lassen wird, daß die eingebildete Goldmacherey natürlicher Weise ganz unmöglich sey.

Eine Sache wird natürlicher Weise unmöglich genennt, wenn solche wider die bis dahin erkannten Naturgesetze lauft. Denn Gott hat einmahl bey Einrichtung der ganzen Natur dem Lauffe des Ganzen gewisse Gesetze zum Grunde gelegt, auch jedem Körper und dessen Theilen insbesondere seine besondern Eigenschaften und Wirkungen verliehen. Unter den Naturgesetzen verstehet man die ganze Summe der Eigenschaften und Kräfte, welche die Körper der Natur und ihre Theile besitzen, wornach sie diese oder jene Wirkungen auf andere Körper äusern, und wovon man aus wiederholter Erfahrung weiß, daß solche unter gewissen Umständen auch beständig wieder erfolgen; es mag nun gleich eine solche Kraft als die erste Ursach dieser Wirkung, oder nur als eine

eine zweyte, oder auch als eine Nebenursach anzusehen seyn. Diese Gesetze und Eigenschaften sind nun ewig und unveränderlich, wie es auch nicht anders seyn kan, wenn der Lauf der Natur nach so viel tausend Jahren noch eben derselbe verbleiben soll, wie er es beym ersten Anfang war, da ihn Gott ordnete. Es ist daher etwas alsobald unmöglich, als es wider solche Ordnung lauft; oder man muß, wenn das Gegentheil behauptet werden soll, zeigen, daß diese Naturgesetze und Eigenschaften der Dinge anders sind, als sie bisher erkannt worden.

Diese Gesetze sind unendlich für unsern Verstand; es mag daher die Welt noch so lange stehen bleiben, so werden wir noch immer neue Entdeckungen darinnen machen, die aber niemahls wider die bereits richtig erkannten laufen werden. Wollen wir inzwischen diese Gesetze aufsuchen, um sie uns bekannt zu machen, so dürffen wir sie nicht etwa von einer Offenbahrung der Geister erwarten; wir finden sie auch nicht durch die blosse Vernunft, sondern wir müssen uns zu dem Ende nothwendig in der Natur umsehen, die Körper betrachten und untersuchen, ihre Wirkungen auf einander erkennen lernen, viele dergleichen wiederholte Erfahrungen sammlen, diese mit ein-

an-

ander vergleichen und dann urtheilen. Finden wir nun, daß bey wiederholten Erfahrungen etwas immer nach einerley gewissen erkannten Gründen erfolgt, so haben wir ein Naturgesetz erkannt.

Durch die Grundsätze der Chemie welche wir durch dergleichen wiederholte Erfahrungen erlangt haben, sind wir nun in den Stand gesetzt worden, gewisse von der Natur zusammengesetzte Körper, nach ihren Bestandtheilen, woraus sie von ihr zusammengesetzet worden, kennen zu lernen, und auch aus eben denselben anderswo hergenommenen Theilen eben solche Zusammensetzungen der Natur nachzumachen. Dies ist eine durch die Chemie mögliche Sache, welche sich auf die Erkenntniß der innern Mischung solcher Körper gründet. Wenn uns demnach z. B. die Natur weissen, grünen und blauen Vitriol, Schwefel, Zinnober, rothen Arsenik, Spiesglas, Gläserz, Rothgüldenerz, Blende, Kochsalz, Bittersalz, Glaubersalz, Alaun, Salpeter, Salmiak, Borax, vitriolisirtes Weinsteinsalz und noch sehr viele zusammengesetzte Körper dieser Art mehr aus ihrer Werkstatt liefert; so sind wir vermittelst der chemischen Kunst vermögend, diese Körper in ihre natürliche Bestandtheile zu zerlegen, solche

Theile

Theile nach ihren Eigenschaften kennen zu lernen und ferner aus solchen geschiednen Theilen die erstern Körper wieder herzustellen. Demnach sind wir durch die erkannten Eigenschaften der Körper vermögend, aus Vitriolsäure und Zink den weissen, mit Eisen den grünen und mit Kupfer den blauen Vitriol ihr nachzumachen. Aus eben dieser Säure mit dem mineralischen Alkali verbunden, bereiten wir das Glaubersalz; nehmen wir aber an dessen statt das gemeine Alkali der Gewächse, so erhalten wir dadurch das vitriolisirte Weinsteinsalz; verbinden wir aber an statt des alkalischen Salzes eine in der Thonerde befindliche besondere auflößliche Erdart damit, so erlangen wir einen Alaun davon, und mit der Bittersalzerde das sogenannte Bittersalz; setzen wir aber an die Stelle dieser Erden das allgemeine brennbare Grundwesen der Dinge, so bekommen wir Schwefel. Verbindet man mit dem Schwefel durch Hülffe des Feuers den Spiesglaskönig, so kommt ein gemeines Spiesglas zum Vorschein, mit Quecksilber aber der Zinnober, mit Arsenik ein rother Arsenik und mit Bley die Blende. Aus Salpetersäure mit gemeinem alkalischen Salze bekommt man den Salpeter, und aus Salzsäure mit dem mineralischem Alkali verbunden, das gemeine Speisesalz;

salz; nimmt man aber an des letztern Stelle flüchtiges Alkali so kommt ein Salmiak zum Vorschein. Aus dem mineralischem Alkali bekommt man mit Zusetzung des Sedativsalzes wieder Borax, wie denn aus Zinnober, Arsenik und Silber ein Glaserz, und aus Pyrmiesonstein mit Silber und Eisenkalch eine dem Rothgüldenerz ähnliche Zusammensetzung erlanget werden kan. Durch diese und andere ähnliche Erfahrungen ist demnach folgendes Naturgesetz gefunden worden: **In welche Theile ein Körper zerlegt werden, und aus welchen Theilen auch eben derselbe wieder hergestellt werden kan, daraus ist er zusammengesetzt.**

In Kraft eben derselben Kunst sind wir auch im Stande noch tausendfältige Verbindungen möglich zu machen, wovon sich in der ganzen Natur gar kein Original findet: und eben hierinn zeigt sich der gröste Nutzen, welcher durch die Chemie und Erkenntniß der Naturwirkungen erlangt werden kan; folglich besteht ihre ganze Grösse und Wichtigkeit hierinne. Alle diese Verbindungen aber oder künstliche Zusammensetzungen, haben sämtlich mit den vorigen angeführten künstlichen Produkten gleiches Schicksaal, daß sie, wenn man will, leicht

zer-

zerstöhrt und meistentheils wieder in diejenigen Theile zertrennet werden können, woraus sie vorher zusammengesetzt worden waren. Bey eben diesem Puncte aber, allwo sich die chemische Kunst in ihrer rechten Grösse zeigt, haben die mehresten gescheitert, indem sie selbigen zu weit ausgedehnt und für die Kunst keine Gränzen anerkañt haben. Die verschiedenen wahren Beobachtungen verleiteten sie, dem Kunstzirkel bis in die schöpferische Wirkungssphäre der Natur, nach ihrer Einbildung, ausdehnen zu wollen; allein, sie sind für solchen ausschweiffenden Vorwitz noch immer wie Ikarus bestraft worden.

Unter der ganzen erstaunlich grossen Reihe von Körpern und Zusammensetzungen der Natur, worunter die organischen Körper des Gewächs- und Thierreichs noch nicht mit gerechnet werden sollen, kan doch die Kunst immer nur eine kleine Anzahl nachahmen. Viel mehrere aber von eben dergleichen Zusammensetzungen, die sogar durch die Kunst nach gewissen Theilen zerlegt, und also nach ihrer innern Mischung ziemlich genau erkannt werden können, ist man dennoch nicht einmahl im Stande durch die Kunst so nachzuahmen, und aus den geschiedenen Theilen wieder herzustellen, daß sie dem na-

natürlichen Produkt vollkommen gleich kämen. Hierunter gehören z. B. Der Urin, das Blut, die Galle, die Milch, das Schmeer, Talg, die Butter, der Weinstein, Zucker, die ausgepreßten und aetherischen Oele, Bernstein, Harz, Ambra, Gummi, Wachß, Wein, Weingeist, Eßig, u. d. m. Und dadurch müssen wir folgendes Naturgesetz anerkennen: Es giebt in der Natur gewisse vermischte und zusammengesetzte Körper, die wir zwar in einige ihrer verschiedenen Theile zerlegen, aber nie wieder daraus zusammensetzen können. Bey diesen trift jene alte erkannte Wahrheit ein; es ist leichter ein Ding zu zerstöhren, als zusammenzusetzen.

Die Ursach dieser Schwierigkeit hat man darinn entdeckt, daß bey der Scheidung dieser Körper theils gewisse subtile unaufhaltbare Theile entweichen, welche wir ihnen bey einer nachherigen Zusammensetzung der von einander geschiednen Theile nicht wieder geben können; theils aber erleidet bey der Scheidung ein oder der andere Theil eine Veränderung in seinem natürlichen Wesen, daß alsdann aus solchen veränderten Bestandtheilen eben so wenig der vorige Körper wieder hergestellet werden kan. Es wird uns also hierdurch folgendes Natur-

ge-

gesetz bekannt: Wenn ein von der Natur gemischter Körper in seine Theile zerlegt worden, und er aus diesen Theilen wieder zusammengesetzt werden soll; so muß auch der geringste von seinen Theilen bey der Zerlegung nicht verlohren gehen, noch unter der Scheidung in seinem Wesen verändert werden.

Eine gleiche Schwierigkeit äusert sich auch bey der künstlichen Zerlegung verschiedner künstlichen Zusammensetzungen, welche wir nicht einmahl in diejenigen Theile wieder zerlegen können, woraus sie zusammengesetzt worden sind. Ich will hier nur das Glas zum Beyspiel anführen, das, wie jeder Glaskünstler weiß, aus Kieselerde und Aschensalze bereitet wird; wobey aber das alkalische Salz eine gänzliche Zerstöhrung erleidet, daß solches unmöglich wieder aus dem Glase geschieden werden kan. Dadurch werden wir nun von folgendem Naturgesetz überführt: Daß unsere künstlichen Zusammensetzungen unter keiner andern Bedingung wieder in diejenigen Theile geschieden werden können, woraus sie zusammengesetzt worden, als wenn dabey kein Theil eine Zerstöhrung erlitten hat.

Nächst allen diesen aber stossen wir sodann auf eine andere Menge eben dergleichen unorgani-

ganischer Körper, bey welchen auf einmahl alles unser übriges Wissen seine Gränzen findet. Es sind solches Körper, die zwar alle unsere Untersuchungen gedultig aushalten, die aber dennoch endlich alle unsere Bemühungen fruchtlos machen, und entweder am Ende immer bleiben, was sie im Anfange waren, oder zuletzt eine solche Gestalt annehmen, daß wir gar nicht weiter wissen, was wir aus ihnen machen sollen; oder die das Ende ihrer Zermarterungen gar nicht einmahl aushalten, und gleichsam nur ihren Spott über unsern Vorwitz dadurch zu erkennen geben, daß sie alsdann, wenn wir sie recht im innersten zerlegen und kennen lernen wollen, wider unsern Willen und Absicht entweichen und uns nur ihr leeres Nest zurück lassen.

Unter den Körpern dieser letztern Art nun machen die edlen Metalle die erste Reihe aus, und darunter stehet das Gold oben an, dem zunächst das Silber folget. In der andern Reihe kommen die unedlen Metalle vor, als das Kupfer, Zinn, Bley, Eisen und die Platina; hernach in der dritten Reihe die Halbmetalle, als Quecksilber, Zink, Wismuth, Arsenik- Kobold- und Spiesglaskönig. Die vierdte Reihe bestehet aus dem Geschlecht der

Edel-

Edelsteine, als dem Diamant, Saphir, Rubin, Schmaragd, Amethist, Hyacinth, Topas, und Granat, u. d. m. Von den Salzen macht die fünfte Reihe aus, die Vitriolsäure, Salpetersäure, Salzsäure, Phosphorsäure und Essigsäure, das mineralische und gemeine Pflanzenalkali, ingleichen das flüchtige alkalische Salz. Von allen diesen Körpern insgesammt, wie vielleicht von noch mehrern, können wir immerhin, ohne Bedenken gestehen, daß wir sie wegen einer ganz vorzüglich festen Mischung nicht in ihre Bestandtheile zerlegen können, wie es bey andern mehr zusammengesetzten Körpern möglich ist. Und deshalber können diese Beyspiele auch schon genug seyn, folgendes Naturgesetz zu bestätigen: **Es giebt Körper in der Natur, die durch keine Kunst in ihre Bestandtheile zerleget werden können.**

Alle diese Körper entziehen sich in Kraft der allgemeinen Erfahrung einer genauen chemischen Zerlegung; ob man auch gleich bey manchen auf eine dunkle Spur von ein und dem andern Bestandtheil kommen könnte, so wird uns dennoch eine vollkommne Erkenntniß ihrer Mischung zu erlangen unmöglich bleiben.

Unter allen aber besitzt vornehmlich das Gold eine solche feste innige Mischung, daß

es noch durch kein Feuer hat zerstöhret werden können. Man hat es versuchet, das Gold eine sehr lange Zeit von etlichen Monathen in beständigem Glasofen=Feuer zu unterhalten, ohne daß es in seinem Wesen verändert worden wäre. Eben so mag man auch das Gold durch allerhand zerfressende Auflösungsmittel zermartern, wie man will: es nimmt zwar durch allerley solche Behandlungen eine besondere Gestalt an, bleibt aber dabey dennoch immer eben dasselbe Gold, nach seinem ganzen Gewicht und Eigenschaften, so bald man ihm die mitverbundenen Körper wieder entzogen hat. Noch vielweniger aber hat dasselbe jemahls in seine wahren Bestandtheile zerlegt werden können; was die Alchemisten über diesen Punkt vorgeben, ist blosses Hirngespinste. Dieser Satz ist so wahr, daß ich nicht die geringste gegründete Ursach finde, zur Bestätigung mehr anzuführen: Die Erfahrung mag Bürge dafür seyn.

Das Silber ist dem Golde in Ansehung der Feuerbeständigkeit gleich. Kein Feuer, kein Auflösungsmittel, kein zerfressender Körper kan solches zerstöhren. Man wird davon schon dadurch überzeugt, wenn man erwägt, wie wenig oft dasselbe, gleich wie auch das Gold, in ei=

einem ganzen Centner steinigtem Erze befindlich ist, und daß selbiges dennoch durchs heftigste Feuer und allerhand Zusätze daraus geschmolzen werden muß, ohne daß etwas davon verlohren gehe. Diese gewiß erstaunende Haltbarkeit des Goldes und Silbers im stärksten Feuer beruht nun wohl auf nichts anders, als auf der genauesten und ebenmäßigsten Mischung der Theile, welche ganz gleichartig und höchst einfach seyn müssen, so daß ihre Verbindungskraft gegen einander selbst den allerhöchsten Grad besitzt, und daher kein anderer Körper in der ganzen Natur so stark auf diese Michung wirken kan, als diese Theile gegen einander selbst wirken. Kurz, wir erkennen dadurch wieder folgendes specielle Naturgesetz: **Unter allen Metallen sind Gold und Silber die festesten, feuerbeständigsten und unscheidbarsten Körper, welche in ihre natürliche Bestandtheile nicht geschieden werden können.** Dabey hat auch ein jedes von beyden noch andere ganz besondere Eigenschaften, wodurch sie sowohl unter sich selbst, als auch von allen andern Metallen und sonstigen Körpern in der ganzen Natur unterschieden sind, welche ich hier als bekannt voraussetze.

Die übrigen Metalle werden unedle genennet, weil sie denjenigen Werth unter den Menschen nicht besitzen, der einmahl dem Gold und Silber beygeleget worden. Ihre Geringschätzung mag wohl daher kommen, daß sie in überaus grosser Menge gefunden werden. Sie besitzen auch die Feuerbeständigkeit des Goldes und Silbers nicht, sondern verliehren in langanhaltendem Feuer ihr ganzes metallisches Ansehen und verbrennen zu einer metallischen Asche. In dieser Asche eines jeden, so die eigenthümliche Grunderde desselben Metalls vorstellet, ist die ganze Grundmischung noch ungestöhrt vorhanden, und in eben derselben liegt der Grund der ganz eignen Beschaffenheit und Art eines jeden von diesen Metallarten. Ich sehe es demnach für eine sehr vergebne Bemühung verschiedner Chemisten an, wenn sie sich einbilden, aus den gemeinen einfachen natürlichen Erdarten, durch eine Verbindung des brennbaren Wesens, Metalle zusammensetzen zu können. Denn ein jedes Metall hat seine ganz eigenthümliche Grunderde und Grundmischung, die wir aber nicht näher kennen, welche, mit dem allgemeinen brennbaren Wesen verbunden, dasselbe Metall ausmacht, von welchem sie erst hergekommen war. Der brennbare Antheil ist also in allen diesen allgemein; die gedachten

Grund=

Grunderden der Metalle aber sind von einer specifischen schon metallischen Eigenschaft, und jede nach ihrer Art von einer eben so festen Mischung, daß sie die Kunst nicht weiter meistern und zerlegen kan: folglich wird auch alle künstliche Metallerzeugung vor unsern Augen immer verborgen bleiben. Nichts desto weniger haben sie, nach der Absicht ihres Daseyns in der Natur, eben sowohl ihre bestimmte Vollkommenheit erlangt, als das Gold und Silber: sie sind sämtlich von Gott nach seiner weisen Vorsehung, ihrer Bestimmung gemäß, zum Dienst der Menschen mit eben denselben Eigenschaften begabt, welche sie der Absicht nach haben sollen.

Eben so verhält es sich auch mit den Halbmetallen, welche sich durch ihre Sprödigkeit unter dem Hammer, und ihre leichtere Verbrennlichkeit im Feuer von den vollkommnen Metallen unterscheiden. Sie machen eben so, wie diese, besondere bestimmte Arten aus, wie sie es nach Gottes weisen Absichten seyn sollen: also sind auch diese in ihrer Art vollkommen. Von der Zusammensetzung oder einer wahren Scheidung ihrer Grunderden wissen wir aber zur Zeit noch eben so wenig als von jenen. Ich fordre hier die Alchemisten auf, durch ei-

nen praktischen analytischen Beweiß zu zeigen: woraus der Arsenikkönig oder das Quecksilber bestehe?

Wie stark die Anziehungskraft der kleinsten Grundtheile eines Metalles gegen einander seyn müsse, erkennet man daraus, daß alle Metalle, wenn sie recht wohl geschmolzen und zu einem sehr dünnen Flusse gebracht worden sind, nach der allmähligen Erkaltung, eine regelmässige symmetrische Bildung, nach der Lage ihrer kleinsten Theile, annehmen, die bey einem jeden Metall besonders ist, und sich auf der Oberfläche durch eine Art von Krystallisation zu erkennen giebt. So wenig wir nun aber von der bildenden Grundursach bey den Salzen und andern dahin gehörigen Körpern wissen; eben so wenig ist uns auch von der Grundursach einer ähnlichen Fügung der metallischen Similartheile bekannt: folglich wird auch die Zusammensetzung von letztern ein ewiges Geheimniß für die Kunst bleiben.

Von den übrigen Mischungen werde ich weiter nichts anführen, indem ich es hier nur vornehmlich mit den Metallen zu thun habe, wovon die Alchemisten vorgeben, daß aus den unedlen, durch Verwandlung ihrer Natur und Eigenschaften, edle gemacht werden könnten.

Wir

Wir können zwar durch die Kunstgesetze allerhand Vermischungen, Verbindungen und Zusammensetzungen vollführen; allein, wir sind schlechterdings genöthiget solche nur durch andere allbereits von Natur vermischte Körper zu bewirken. Eben daher aber entsteht auch daraus niemahls eine solche feste dauerhafte Verbindung, wie wir sie an den Naturmischungen unleugbar erkennen. Der Grund liegt darinn, daß die Natur ihre Mischungen aus den entferntesten einfachsten Anfängen der Körper zubereitet, bey denen die stärkste Verbindungskraft unter einander statt hat, und folglich muß auch hernach daraus die allergenaueste und für die Kunst unzertrennlichste Verbindung erfolgen. Weil wir uns aber zu den Kunstprodukten erst aller derjenigen gemischten Körper bedienen müssen, woran die Natur bereits ihre Endschaft erreicht; und sie allbereits zu einer bestimmten Art gemacht hat, welche nun gegen andere ähnlich gemischte Körper zwar eine Verbindungskraft besitzen, die aber gar nicht so stark ist, als diejenige, welche ihre einfachsten Anfänge gegen einander hegen; daher können wir zwar viele dergleichen natürliche Mischungen mit einander verbinden, dennoch aber wird dabey keine einzige von allen aufgelöset, oder in die Natur der Andern verwandelt;

son=

sondern jede bleibt, aller Verbindung ohngeachtet, in ihrem Wesen unverändert, und kan mit allen ihren Eigenschaften wieder ausgeschieden werden.

Wenn wir aber endlich Versuche anstellen, ob wir nicht das Wasser in Weingeist, den Weingeist in Eßig, den Eßig in alkalisches Salz, das feuerbeständige Alkali in flüchtiges, oder das flüchtige in feuerbeständiges verwandeln könnten. Wenn wir uns vorstellen, eine von den Mineralsäuren in die andre, oder einen Kieselstein in einen Diamant, oder in einen sonstigen Edelstein zu verwandeln; oder aus Marmor oder Kalchstein einen Kiesel zu machen. Oder wenn wir glauben, daß es möglich zu machen sey, durch allerhand künstliche Handgriffe und Bearbeitungen ein Halbmetall in das andere oder in eines von den ganzen, aus Spiesglaskönig oder Quecksilber, das Markasit oder Zink, aus Quecksilber oder Bley, Zinn, aus Bley oder Zinn, Eisen oder Kupfer, und aus Markasit oder Zink Zinn zu machen, so geht es uns gerade so wie einem, der dem Pfau den Gesang der Nachtigall lehren wollte. Es ist alle unsere Bemühung damit vergebens, wir können der Natur nicht einmahl einen gemeinen Thon, dem natürlichen

chen in allen Eigenschaften gleich, woraus der Töpfer das unwertheste Geschirr bereitet, nachmachen: vielweniger aber die erwehnten Körper von einer einfachern Mischung ihr nachkünsteln, und wir müssen deshalb endlich folgendes Naturgesetz anerkennen: **Die einfach gemischten Naturkörper lassen sich durch die Kunst nicht in andre Arten verwandeln.**

Dieses Naturgesetz hat schon Aristoteles für wahr erkannt: Species rerum inter se non permutantur: daher haben auch die Nachfolger dieses Weltweisen den Alchemisten zu allen Zeiten diesen Satz vorgehalten, um ihnen ihre thörigte Bestrebung vorzustellen. Es haben auch selbst die Alchemisten die Wahrheit desselben nicht ableugnen können, allein sie bedienen sich nur folgender Ausflucht dagegen, indem sie sagen: daß freylich keine Art eines Geschlechts in die andre so an und vor sich verwandelt werden könne; aber es könne solches alsdann geschehen, wenn eine Art zuvor in ihre erste Materie oder in die allgemeine Anfänge aufgelöset worden sey. — Indem also diese kurzsichtige Philosophen jenem Naturgesetz ausweichen wollen, ergreiffen sie ein anderes zur Ausflucht, das ihnen ihre thörigte Einbildung eben so sicher beweißt. Sie behaupten nehmlich, daß

es

es zur Verwandlung eines unedlen Metalles in Gold oder Silber nöthig sey, daß ersteres, von dem man die Verwandlung erwarte, in seine erste Materie aufgelöset werden müsse: und diese Auflösung ist doch nach den vorhin angeführten Naturgesetzen allen sichern Erfahrungen gemäß, eben so widernatürlich und unmöglich, als die vorgesetzte Verwandlung selbst. Sie wollen also eine unmögliche Sache durch eine andere unmögliche möglich machen! O die unweisen Weisen!

Wenn man sonst diesen Satz, daß keine besondere Art eines Geschlechts sich in eine andre Art verwandeln lasse, beweisen wollte, so erläuterte man ihn damit, daß so wie eine Thierart nicht in die andere verwandelt werden könnte; also wäre es auch unmöglich, ein Metall ins andere zu verwandeln: dies war nun aber freylich ein Beyspiel, das nicht paßte. Denn obgleich solches an sich selbst sehr richtig war, so schickte es sich doch nicht hieher, weil es mit jenem nicht übereinstimmte: indem die bestrittene Metallverwandlung unorganische Körper betraf, und zum Gegenvergleich organische und beseelte Körper angeführt wurden. Inzwischen sind die Einwürffe der Alchemisten, welche sie dagegen zu machen pflegten, wie gewöhnlich, die

die allerabgeschmacktesten, und verdienen daher gar keine Beantwortung. Sie sagen nehmlich: daß ja ein todter Hund und allerhand Fleisch in Würmer, Würmer zu Fliegen, ein erwürgtes Kalb in Bienen, der Seidenwurm zu einer Fliege, Raupen zu Papillions, das Korn zu Gras, Pflanzen zu Insekten, ein Quittenstamm durchs pfropfen zu einem Apfelbaum, und ein Maulbeerbaum zu einem Birnbaum, auch Bäume und Pflanzen in Stein verwandelt werden könnten; und also könnte auch die Möglichkeit der Verwandlung einer Art in die andere nicht abgeleugnet werden. — Daraus erkennt man wohl deutlich, daß ihre Verwandlungskunst nur in ihrer versengten Einbildungskraft zu Hause ist. Sobald man aber dieses aus der Natur erkannte Gesetz mit den von mir angeführten Beyspielen erläutert, wider deren Verwandlung in einander alle richtige Erfahrung streitet; so wird man von der untrüglichen Gewißheit desselben überzeugt, und mithin auch durch eben dasselbe gesichert, daß die Verwandlung eines unedlen Metallen in Gold oder Silber eben sowohl durch die Kunst ganz unmöglich sey,

Eine wahre Verwandlung, Verfeinerung, Verbesserung, Erhöhung, oder wie die Alche-

misten die eingebildete Wirkung genennet haben wollen, wenn dem Vorgeben nach eines von den unedlen Metallen in Gold verwandelt werden soll, müßte auf einer gänzlichen Zertrennung der ganzen Mischung des unedlen Metalles; wodurch solches alle seine besondern Eigenschaften dergestalt verlöhre, daß keine einzige davon mehr sinnlich bemerkt werden könnte; und zweytens auf einer neuen Verbindung der geschiednen Theile, nach demjenigen Verhältniß, wie es zur Mischung des Goldes erforderlich wäre, beruhen; dergestalt, daß nun derselbe unterwürffige Körper statt der vorigen Eigenschaften lauter neue zuvor nicht gehabte bekommen habe. Die ganze Fügung des Goldes erfordert aber deswegen, weil solches durchaus andere Eigenschaften, als z. B. das Bley hat, auch eine solche Grundmischung, deren geordnete Beschaffenheit und Vermischung der Elemente nach ihrer Art, von der Beschaffenheit der Grundmischung des Bleyes eben so weit unterschieden, als das Bley vom Golde ist. Sollte nun hier eine Verkehrung des einen ins andere möglich seyn, so müste es auch in den menschlichen Kräften stehen, zu solcher Absicht die Grundanfänge des Bleyes völlig von einander zu scheiden, und wieder nach einer gewissen nöthwendigen bestimmten Wahl, Verhält-

hältniß und Ordnung zwingen zu können, sich anders und so unter einander zu verbinden, wie es zur Beschaffenheit des Goldes erforderlich wäre; das hiesse nun aber so viel, man müste selbst Schöpfer seyn. O! dies ist warlich nicht das Werk der Goldköche, dies ist einzig und allein Gotteswerk! Da nun auch noch überdies die nothwendig erforderliche gänzliche Zertrennung der Mischung des unedlen Metalles der Kunst nicht zugelassen ist, so fällt ohnedem die anderweite neue Schöpfung oder die eigebildete neue Verbindung der aufgelößten Elemente über den Hauffen.

Wenn Gold und Silber natürlicher Weise durch blosse Kunst aus andern Körpern sollten gemacht werden können, so müste es doch auch wohl möglich seyn, daß andere Körper der vorhin angeführten Naturmischungen, worunter Gold und Silber den alleroberſten Rang behaupten, noch viel leichter in einander verwandelt werden können; man müste z. B. das Bley oder Quecksilber in Zinn, oder das Zinn und Eisen in Kupfer, den Kiesel in einen Diamant auch verwandeln können. Viel eher müste dieses möglich seyn, wenigstens wäre es nothwendig, daß solches eben sowohl vollbracht

werden müste, als eines von den unedlen Metallen in Gold oder Silber zu verwandeln. Die Erfahrung aber widerspricht dem allen, vermöge des erkannten Naturgesetzes: daß sich keine von dergleichen einfachen Naturmischungen in eine andre verwandeln lasse.

Da nun doch die Kunst nach allgemeiner Erfahrung bey allen übrigen angeführten einfach gemischten Körpern, in Absicht ihrer Verwandlung in einander, ihr ganzes Unvermögen offenbar eingestehen muß, und in der ganzen Reihe dieser Körper, welche dem Gold und Silber in Ansehung der innigsten Mischung so gar nachstehen, nicht ein allereinziges Beyspiel einer solchen Verwandlung angeführt werden kan; so muß es ja vernünftiger Weise noch unmöglicher seyn, daß das Gold und Silber, als die beyden Körper, so unter allen diesen oben an stehen, und von der allerfestesten, genauesten und unzertrennbarsten Mischung von je her befunden worden sind, aus jenen hervorgebracht oder zusammengesetzt werden können. Wir müssen also endlich auch in Kraft aller vorangeführten Naturgesetze das folgende für eben so gegründet erkennen: **Gold und Silber können durch keine Kunst vermöge einer Verwand-**

lung

lung aus andern Metallen hervorgebracht werden. Denn da solche nicht einmahl durch die Kunst zerlegt werden können, so ist es nach dem erkannten Naturgesetz auch noch unmöglicher, selbige zusammen zu setzen. Ihre natürliche feste Mischung zeigt von den reinsten, gleichartigsten und einfachsten Bestandtheilen, oder von den dauerhaftesten und unveränderlichsten Elementen der Natur, welche eben wegen ihrer Einfachheit unter sich den stärksten Zusammenhang besitzen, und durch eine viel geringere Gewalt anderer dazwischen gebrachter zusammengesetzter Substanzen sich nicht trennen lassen, wie es bey den Bestandtheilen der mehr zusammengesetzten Vermischungen erfolget. Diese einfache Bestandtheile aber stehen einzig und allein nur den Naturwirkungen zu Diensten, und die Kunst weiß, zur Hervorbringung solcher einfachen Mischungen, keinen Gebrauch davon zu machen. Hier sind die Grenzen der Kunst. Also erkennet man daraus, daß die Erzeugung des Goldes und Silbers, so wie auch bey den übrigen einfachen Mischungen, ein blosses Vorrecht der Natur sey. So wie man gewißlich auch niemahls aus einer Materie, die keine metallischen Theile schon wirklich enthält, ein wahres Metall

überhaupt wird hervorbringen können, man mag ihre Theile versetzen oder verbinden, wie man wolle; wie denn auch eben dies durch keine einzige sichere Erfahrung, als wirklich geschehen, auser allen Zweifel gesetzt werden kan. Alle, die dergleichen vorgeben, alle diese haben gewißlich sich selbst betrogen, und geglaubt, daß sie Körper unter den Händen gehabt, so von allen metallischen Theilen entblößt wären, die es aber doch im Grunde nicht gewesen sind; denn alle dergleichen Beschreibungen treffen bey wiederholter behutsamer Untersuchung und Nacharbeitung nicht ein. Die künstliche Zusammensetzung ist also sehr eingeschränkt und erstreckt sich nur auf die Anwendung solcher Körper, die schon allbereits von der Natur aus den einfachen Grundtheilen erzeugt worden sind. Diese letztern aber können wir, wie gesagt, in keine andre verwandeln; denn jede Art von ihnen beruht auf ihrer besondern innigen Verbindungsart und dem Verhältniß der einfachern Naturelemente, über welche sich das Vermögen der Kunst nicht erstrecket.

Alles was die Kunst auszurichten vermögend ist, besteht darinnen, daß sie der Natur in manchen Stücken nachäffen kan; das heißt,

daß

daß verschiedne Körper durch die Kunst zusammengesetzet (nicht aber durch Verwandlung hervorgebracht) werden können, die mit den wahren Naturproducten eine Aehnlichkeit besitzen, aber niemahls derselben Eigenschaften vollkommen erlangen werden, within auch nie jenen Körpern völlig gleich seyn können. Demnach wird durch chemische Kunst das Meßing und verschiedne Sorten von Tomback bereitet, welches vermischte Metallarten sind, so dem Golde, blos an der Farbe, mehr oder weniger ähnlich sind, von allen übrigen besondern Eigenschaften des Goldes aber nichts besitzen, so wie sie auch nicht einmahl die wahre Goldfarbe erlangen. Das weisse Prinzmetall gleichet ebenfalls nur blos an der Farbe dem Silber, ermangelt aber aller übrigen Eigenschaften desselben: beyderley Arten bestehen im Grunde nur aus Kupfer, dem durch einen andern zugesetzten mineralischen Körper eine andere Farbe beygebracht worden, welches auch in seiner vorigen Farbe mit allen seinen Eigenschaften daraus wieder zum Vorschein gebracht werden kan. Eben so kan dem feinen Zinn das Ansehen, die Härte und der Klang des Silbers durch etwas zugesetzten Wismuth oder Spiesglaskönig verschaft werden; aber es bleibt dabey

 im-

immer Zinn. Auf gleiche Weise können durch die Kunst fast alle Arten der köstlichen Edelsteine nachgeahmet werden; doch ebenfalls nur in der blossen Farbe; nimmermehr aber wird man ihnen die eigenthümliche Härte und das lebhafte Feuer der ächten Edelsteine verschaffen können: sie werden nichts anders als gefärbtes Glas seyn und bleiben. So weit kan es die Kunst in den Nachahmungen der natürlichen Mischungen bringen, und weiter schlechterdings nicht; weil die Kunst zu ihren Verbindungen und Veränderungen der Körper, nach dem äuserlichen Ansehen, sich lediglich derjenigen einfach gemischten Körper bedienen muß, die von der Natur schon in einer bestimmten unauflöslichen Mischung uns vorgearbeitet worden. Aus dergleichen Verbindungen aber kan unmöglich eine solche innige Mischung entstehen, wie man sie an den einfach gemischten Körpern selbst beobachtet, die wir unter einander verbinden; mithin muß es auch unmöglich seyn, die innigste Mischung des Goldes und Silbers auf eine solche Art hervorzubringen. Hier findet die Kunst ihre Grenzen, welche der Herr der Natur für sie bestimmt hat, daß der vorwitzige Mensch nicht zu weit ausschweiffe, und aus Stolz in die der Natur ganz allein

vor=

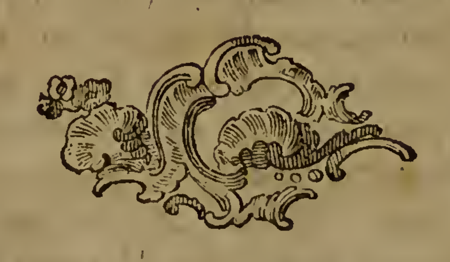
vorbehaltenen Regalien keinen Eingriff thun möge.

Wenn nunmehro die Alchemisten und ihre Anhänger diese Gründe wider die Möglichkeit der eingebildeten Goldmacherkunst, welche aus der Natur des Goldes und Silbers selbst hergenommen sind, und mit der Vernunft und Erfahrung übereinstimmen, nicht anerkennen wollen: so bleibt ihnen nichts weiter übrig, als zu sagen: wenn uns auch alle Welt überführte, daß kein Gold gemacht werden könnte, so wollen wir es doch nicht glauben! Nun wohlan, das soll ihnen vergönnet seyn, und sie mögen sich ferner in ihren süssen Träumen einwiegen, auch immerhin an ihren Hofnungsvollen Einbildungen sich vergnügen. Allein, sie mögen auch nur ihre eigne Tonne mit dem Diogenes von innen mit ihren Hirngespinsten überziehen, wenn sie mitleidig geduldet zu werden verlangen. Sobald sie aber auser dem engen Kreislauf ihrer Bahn sich weiter herauswagen und ihre schädlichen Hirngespinste und Einbildungen den unerfahrnen und leichtgläubigen Käuffern anpreisen werden; dann mögen sie sich auch nicht wundern, wenn den Käuffern entgegen geruffen wird: Freunde!

 hü-

hütet euch für den feil gebotenen alchemistischen Plunder; der ganze Kram besteht aus alter, verlegener, wurmstichiger, moderigter und unnützer Waare, so von wahrer pestilenzialischer Luft durchwittert ist. Hütet euch dafür, so lieb euch eure zeitliche Wohlfarth ist! Hütet euch für einer natürlicher Weise ganz unmöglichen Kunst, deren angegebne Grundsätze blosse Misgeburthen der Einbildungskraft in der Naturkenntniß der Körper unerfahrner Menschen sind. Jedermann hüte sich dafür, bis an der Welt

E N D E!



Regi-

Register.

A.

Alche=

Ana=

B.

Bier.

C.

Che=

Con=

D.

E.

Egyp-

G.

Gla=

Gold

H.

J.

K.

L.

M.

Me-

Nil=

O.

Ophir,

R.

R.

S.

Sanda-

Syn=

höchst-

Z.

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
7	Note x.)	lies l. 4. c. 20.
23	17	l. erachteten.
24	20	l. beschrieben
38	13	l. davon
47	2	l. goldführende
59.	Note p.)	gehört noch Plin. hist. nat. l. c. c. 10.
79	24	l. worden.
81	9	l. beweisen.
87	1	l. eben
96	Note o.)	l. de cultu.
101	9	l. Salpetersieder
103	16	l. selbiges dabey.
112	letzte	l. zusammen
133	12	l. dem Nahmen nach bekannte
140	17	l. Abusira.
145	8	l. Professor
149	letzte	l. in Epicur.
157	21	l. χρυσοποιητὴς
160	7	l. conficitur
185	21	l. Beů.
187	4	l. beruhe.
195	3	l. metallischen
206	19	l. Heraklius
209	18	l. wird von dem Wort „desgleichen" an, die ganze Periode als überflüssig ausgestrichen.
215	26	l. Eduard. I.
221	4	l. Terraga.
240	5	l. wurde um ein Urtheil
—	23	l. Beuthern.
256	Note.β.)	l. Briefe.
281	22	l. dieser Churf. gelebt, und

Seite.	Zeile.	
306	17	l. Verehrern.
324	8	l. schrieben.
328	17	l. von zwölflöthigen Silber
359	14	l. vorzubringen
368	letzte	l. Geber
387	9	l. den
393	13	l. Mischung.







